XXII. Band 1936 Heft 4

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie
ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für 25 Exemplare	Mark 15.—,	für	50	Exemplare	Mark	20.—
von 9 „	16 „	„ 25 „	„ 20.—,	„	50	„	„	25.—
„ 17 „	24 „	„ 25 „	„ 30.—,	„	50	„	„	40.—
„ 25 „	32 „	„ 25 „	„ 35.—,	„	50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXII. Band (1936) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE,
IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXII. Band 1936 Heft 4

Mitleid und Liebe[1]

Von
Ludwig Jekels
Wien-Stockholm

Meine Damen und Herren!

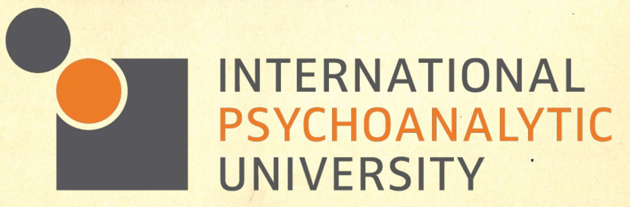
Ich gedenke, diese beiden Phänomene hier einer vergleichenden Untersuchung zu unterziehen; denn aus dem Ergebnis dieser Entgegenstellung verspreche ich mir Gewinn an Verständnis des noch lange nicht geklärten Liebesvorganges.

Manche von Ihnen, denen meine früheren einschlägigen Arbeiten nicht unbekannt sind, werden wohl den Nachteil haben, bereits Gesagtes, ja sogar Gedrucktes[2] wieder anhören zu müssen; ich hoffe, daß Sie es dem Vortragenden nicht allzusehr verargen werden.

Daß ich gerade diesen Weg der Untersuchung des Liebesphänomens gewählt habe, wurde durch den auffallenden und von mir häufig beobachteten Umstand veranlaßt, daß diese beiden Affekte — Mitleid und Liebe — einander in gewisser Beziehung fast ausschließen. Und zwar insoferne, als bei der echten, tunlichst unambivalenten Liebe kein Platz zu sein scheint für Mitleid mit dem geliebten Objekte. Ein häufig genug zu beobachtendes Beispiel: Eine Mutter, die ihr Kind schwer und schmerzlich leidend weiß, sehen wir von Kummer und Sorge zu Boden gedrückt, Tränen der Verzweiflung vergießen; wenn überhaupt, so äußerst selten vernehmen wir jedoch Ausdrücke des Mitleids mit dem Kinde. Darüber hinaus aber hören wir oft genug, sie empfinde das Leiden des Kindes geradezu als ihr eigenes; und sie meint es gewiß ganz ernst und verdient unseren vollen Glauben, wenn

1) Vortrag, gehalten auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad am 3. August 1936.

2) L. Jekels: Zur Psychologie des Mitleids, Imago, Bd. XVI, 1930. — L. Jekels und E. Bergler: Übertragung und Liebe. Imago, Bd. XX, 1934.



sie uns versichert, wie gerne sie das Leid des Kindes auf sich nehmen möchte.

Es ist dies ein derart typisches Verhalten, daß der umgekehrte Fall, häufige und intensive Äußerungen von Mitleid mit dem Kinde, meiner Beobachtung zufolge, mit Sicherheit auf eine starke Ambivalenz ihm gegenüber schließen läßt. So zum Beispiel im Falle einer meiner Analysandinnen, einer 35jährigen geschiedenen Frau, bei der mir solch häufige Mitleidsäußerungen in bezug auf ihr fünfjähriges, sehr verzogenes und neurotisches Töchterchen auffielen, wenn dieses bei jeder noch so geringfügigen Verweigerung in heftiges trotziges Weinen verfiel.

Meine anfängliche Vermutung, daß die Mitleidsreaktionen der Mutter auf dieses Schluchzen des Kindes durch starke Ambivalenz begründet seien, fanden alsbald volle Bestätigung. Denn der Fall erwies sich als eine — wenn auch symptomarme, so dennoch zweifellos vorhandene, und zwar hauptsächlich im Charakterlichen verlaufende — Zwangsneurose. Dazu kam, daß der überstarke Peniswunsch der Frau im Besitz eines *Töchterchens* keine adäquate Kompensation fand. Überdies aber wurde das Kind in einer Eheperiode konzipiert, wo der Gatte der Frau bereits entfremdet und sie in einen anderen Mann verliebt war. Die Ambivalenz der Mutter diesem Kind gegenüber ging so weit, daß die Frau unter ganz unzulänglichen Rationalisierungen schon das zweijährige Kind in eine Anstalt auf dem Lande gab und es dort ein ganzes Jahr beließ.

Meine Damen und Herren! Ich glaube, daß der hier erwähnte Sachverhalt, nämlich daß Liebe das Auftauchen des Mitleidsaffektes ausschließt oder zumindest sehr einschränkt, uns ohneweiters verständlich wird, wenn wir uns die intime Psychologie des Mitleids, wie ich sie erschlossen zu haben glaube, vor Augen halten.

Da ich keineswegs den Anspruch erhebe, daß Ihnen allen jene Studie bekannt ist, geschweige denn deren Ergebnisse Ihnen präsent sind, rekapituliere ich diese hier in wenigen Sätzen:



Das Wesen des Mitleidsaffektes besteht darin, daß sich bei der Wahrnehmung des Leides eines anderen bei uns von unserem Schuldgefühl als der gemeinsamen Plattform aus, eine Tendenz geltend macht, uns mit dem Leidenden zu identifizieren, das heißt: gleich ihm die erotisierte Strafe des Geschlagenwerdens zu erleben, da doch im Unbewußten jegliches Leid, Unglück etc. die Bedeutung des Geschlagenwerdens besitzt. Dieser initialen Identifizierungsregung steht jedoch die Kastrationsangst im Wege. Daher kann diese Regung nun ein zweifaches Schicksal haben: *Erstens*, es wird diese initiale Identifizierung unter Überwindung der Kastrationsangst, d. h. also unter In-Kauf-nehmen der Kastration *usque ad finem* fortgesponnen.

Das ist dann der Fall des von mir sogenannten weiblichen Mitleids, das in seinem Wesen eigentlich nichts ist als regressive masochistische Sexualbefriedigung. Die völlige Unproduktivität dieser Mitleidsspielart wird am treffendsten charakterisiert durch das Sprichwort der Eingeborenen von Südafrika: „Die Schildkröte hat Mitleid aber — keine Brüste". Es soll uns im nachfolgenden gar nicht mehr beschäftigen. Die *zweite* Möglichkeit aber, zu der jene initiale Identifizierung führen kann, ist das echte, das von mir als männlich bezeichnete Mitleid; dieses ist in seinem Wesen eine *Reaktion auf jenen sich meldenden feminin-masochistischen Wunsch.* Hier wird durch die sich meldende Kastrationsangst die initiale Identifizierung mit dem Leidenden jäh abgebrochen, jede Gemeinsamkeit mit ihm brüsk gelöst. Keine Rede davon, daß hier, wie im ersten Fall, Subjekt und Objekt ineinander verschwimmen würden; vielmehr wird hier der Leidende vom Ich des Bemitleidenden sehr scharf distanziert und dem eigenen Ich sehr betont als ein „Du" gegenübergestellt.



Und eben dieses überdeutliche *Apperzipieren des Leidenden als ein „Du"*, somit als etwas vom eigenen Ich Entferntes, d. h. Fremdes, scheint mir das wesentlichste Merkmal des echten Mitleidsaffektes zu sein. Mit dieser Auffassung befinde ich mich schon mit der Stoa im Einklang, die gleichfalls für das Mitleid eine deutliche Trennung zwischen Subjekt und Objekt forderte; aber ebenso mit neueren Forschern, wie zum Beispiel *Herbart, Ziller, Rothe*, vor allem aber mit *Scheler*, der die „*phänomenale Ichdistanz*" geradezu zur Voraussetzung des echten Mitleides erhebt. Vielleicht hängt die unbestreitbare Tatsache, daß der Mitleidsaffekt hauptsächlich und überwiegend durch die Gehörswahrnehmung ansprechbar ist, wie dies bereits *Herder* hervorhebt, eben mit dieser scharfen Trennung von Ich und Du zusammen.



Ganz anders, zum Teil entgegengesetzt, gestaltet sich aber die Beziehung zum Objekt beim Liebesvorgang, wie dies bereits von mir und *Bergler* in der gemeinsamen Publikation „*Übertragung und Liebe*" dargelegt wurde.

Und zwar ist die Objektbeziehung bei der Liebe jener beim Mitleid insoferne entgegengesetzt, als doch bei diesem infolge der Distanzsetzung das Objekt bloß in *einfacher* Ausprägung, eben nur als Objekt der Außenwelt vorhanden ist; in der Liebe dagegen finden wir es ganz regelmäßig, stets und immer *zweifach* vertreten, sowohl draußen als auch innen-seelisch, als reales, der Außenwelt angehöriges Objekt und zugleich als dessen getreues Abbild im eigenen Ich des Liebenden.

Und dies ist eben das ganz Spezifische, das Einzigartige am Liebesvorgang.

Um die von uns in jener Publikation niedergelegte Ansicht auf die knappste Formel zu bringen: jene innen-seelische Repräsentanz des Objekts kommt auf dem Wege der Introjektion zustande. Es geht dabei so zu, daß aus irgendeinem Gefühl der inneren Spannung (Sehnsucht, Vereinsamungsgefühl, Angst etc.) das Ichideal des Subjektes auf ein reales Objekt projiziert, dieses sozusagen zum Vertreter des Ichideals erkoren wird; sein Abbild wird als nunmehriges Ichideal ins Ich aufgenommen und so „das Objekt im Ich aufgerichtet", wie Freud es bezeichnet. Edoardo Weiss hat sich in seiner zwei Jahre vor der unsrigen unter dem Titel „Regression und Projektion im Über-Ich" erschienenen Arbeit um die Einsicht in die intimen Vorgänge, die einer solchen Aufrichtung des Objektes im Ich zugrunde liegen, bemüht, welche bekanntlich der phylogenetischen Spur des Urverbrechens folgt. Er faßt diese Objektaufrichtung im Ich als eine magische, vermittels der Allmacht der Gedanken bewirkte Schöpfung des Abbildes, der Imago des Liebesobjektes auf, — welche Schöpfung von der Sehnsucht nach dem Objekte getragen ist. Mit sehr viel Recht verweist Weiss dabei auf das dringende und immanente Verlangen darnach, daß das Objekt und sein in uns geschaffenes Abbild zur Deckung miteinander gelangen, sowie die aus diesem Bedürfnis sich ergebenden Komplikationen. Ein Beispiel eigener Erfahrung aus der jüngsten Vergangenheit mag dies illustrieren. Ein 30jähriger intelligenter Arzt unterzog sich bei mir der Analyse, weil er sich in seiner Gefühlsbeziehung zu einem Mädchen nicht zurechtfand, mit dem er bereits über ein Jahr ein Liebesverhältnis unterhielt, an dessen Abbruch er sogar dachte. Im Verlaufe der Analyse, die übrigens in einen vollen Erfolg auslief, besserte sich nach Wegräumung gewisser aus latenter Homosexualität stammender Hemmungen seine Einstellung zu dem Mädchen und steigerte sich bis zur vollen Verliebtheit. Nur war der materiell fast unabhängige Patient sorgsam bemüht, die Natur, die Intensität und den Ernst dieser Beziehung vor den Eltern, besonders vor dem Vater, zu verbergen, — wie er ja auch seine früheren erotischen Beziehungen aus Angst vor dem Vater aufs strengste geheim hielt.

Als nun das junge Paar über das Drängen des Mädchens beschloß, eine Ehe einzugehen, vermochte der Patient diese seine Angst vor dem Vater so weit zu überwinden, daß er ihm ganz freimütig seine Heiratsabsicht mitteilte, obwohl er wußte, daß die Eltern, die für ihn eine sozial und materiell ungleich günstigere Verbindung wünschten, mit seiner Wahl kaum einverstanden sein würden. Nun erwartete ich, daß er jetzt auch mir gegenüber Ernst machen, eventuell aus der Analyse treten werde — zumal für deren Fortsetzung keine Notwendigkeit mehr vorlag — und daß er kurzerhand heiraten werde. Wie erstaunt war ich aber, als statt all dessen mir gegenüber

gesteigerte Angst auftrat — dies trotz meiner ihm bekannten toleranten Haltung in bezug auf seine Heiratsabsicht und wiewohl ich nicht wenig zu jener Angstüberwindung gegenüber dem Vater beigetragen hatte. Durch jenes Deckungsbedürfnis wurde beim Patienten offenbar die Realitätsprüfung so weitgehend eingeschränkt, daß er ohne weiteres der Vaterimago, dem Analytiker, die bis dahin vom Vater innegehabte und jetzt überwundene Rolle des Angstobjektes zuteilen konnte.

Dies alles, meine Damen und Herren, mag uns illustrieren, in welch enorme, sich oft so tragisch auswirkende Abhängigkeit das Ich in der Liebe gerät; vor allem durch seine Doppelfesselung: einerseits durch eine seelische Instanz, andererseits durch das reale Objekt, überdies aber auch aus jenem Verlangen nach Deckung heraus.

Meine Damen und Herren! Ich weiß schon, daß ich bis jetzt kaum etwas anderes hier vorgebracht habe, als was von mir und den genannten Kollegen bereits in Publikationen gesagt wurde. Dies scheint mir nicht viel zu besagen, weil ich meine, der Nachdruck liege hauptsächlich auf der Schlußfolgerung, die — wie es mir scheint — bis jetzt noch nicht mit der nötigen Deutlichkeit gezogen wurde: so vor allem auf der für gewöhnlich ganz übersehenen Tatsache, daß bei der Liebe, dieser Objektbeziehung *par excellence*, die introjektive Identifizierung das seelische Geschehen in sehr hohem Grade und so weitem Ausmaße ausmacht, daß sie möglicherweise das Wesentlichste am Liebesvorgang ist.

Ich weiß wohl, daß wir mit dieser Hervorhebung der Bedeutung der Identifizierung recht stark von der herrschenden psychoanalytischen Ansicht abweichen, die die Liebe fast ausschließlich auf den Vorgang der Objektbesetzung basiert. Denn wo wir die Identifizierung als etwas in der Liebe ganz Regelmäßiges, ja für sie Integrierendes erblicken, wird von Freud (Das Ich und das Es, S. 31) das Vorhandensein von Identifizierung in der Liebe als eine Möglichkeit, eine Variante erwähnt. So meint er, „auch eine Gleichzeitigkeit von Objektbesetzung und Identifizierung kommt in Betracht". Ansonsten aber scheint nach Freud der Identifizierung bei der Liebe nur die Rolle eines bloßen Ersatzes für die Objektbesetzung zuzukommen, nachdem diese bereits aufgegeben wurde, wonach die Identifizierung lediglich einen sozusagen seelischen Rückstand darstellen würde. Und doch glaube ich, an meiner und Berglers Ansicht über die Bedeutung der Identifizierung in der Liebe festhalten zu müssen. Dies umsomehr, als ja die Folgerungen, die Freud aus der seinigen für das Verständnis pathologischer Phänomene (Melancholie) sowie für die Charakterbildung zieht, durch die unseren in ihrer Richtigkeit unberührt bleiben.

Überdies aber biete ich Ihnen, meine Damen und Herren, zur Verteidigung unserer These noch folgendes Argument an: Wir haben es in der Liebe mit dem Eros in Höchstkonzentration zu tun, d. h. mit der intensivsten Tendenz nach Herstellung der Einheit. Und wird denn nicht die Einheit am vollkommensten hergestellt durch die sozusagen orale Einverleibung, d. h. die Introjektion und die darauf basierende Identifizierung? Sie scheint mir dazu jedenfalls in ungleich höherem Maße geeignet als der Begriff der Besetzung des Objektes, auf den der Vorgang der Liebe allzu einseitig und enge zurückgeführt wird — wobei auch nicht einmal annähernd irgend ein Weg sichtbar wird, der von dieser Objektbesetzung zur Einheitsherstellung führen könnte.

Aber auch das anfangs von mir aufgestellte Problem, daß Liebe Mitleid mit dem geliebten Objekte ausschließt oder einschränkt, soll hier, und zwar mit Nachdruck, als Stütze unserer Ansicht herangezogen werden. Es beantwortet sich nunmehr von selbst. Denn beim Mitleid ist das Objekt stets ein Du. In der Liebe aber zwar ein Du, aber — vielleicht ungleich mehr noch — ein Ich. Diesem aber kommt Liebe und nichts als Liebe zu.

Zur Psychoanalyse der Geometrie, Arithmetik und Physik[1]

Von
Paul Schilder
New York

Sidney C., 30 Jahre alt, beklagt sich, daß er jedes Paket genau in die Mitte des Tisches legen müsse. Unterließe er das, so würde er erkranken und sterben. Wenn er einen Gegenstand auf der einen und nicht auf der anderen Seite berühre, fühle er sich innen leer. Es sei, als ob kein innerer Druck mehr bestehe. Mit fünf Jahren mußte er das Gleichgewicht wieder herstellen, wenn er den Kopf auf einer Seite berührt hatte: er mußte den Kopf dann auch auf der anderen Seite berühren; er hatte das Gefühl, daß die Unterlassung dessen „ein Loch" im Kopfe hervorgebracht hätte. Asymmetrie in der Außenwelt macht seinen Körper asymmetrisch, es zieht ihn nach der Seite des Übergewichtes. Asymmetrie bewirkt auch Magenschmerzen.

Die Zahlenreihe hat für den Patienten symbolische Bedeutung: 1 = der Vater, 2 = die Mutter, 3 = die Familie (Onkeln und Tanten), 4 = er selbst, 5 = der Tod, 6 = irgendjemand anderer, 7 = unbestimmt.

Er fürchtet den eigenen Tod und den Tod der Mutter und des Vaters (solange dieser noch lebte; er starb, als der Patient 16 Jahre alt war). Der Patient hörte die Mutter öfters von den Strafen sprechen, die Gott verhänge: Krankheit und Tod. Die Mutter schlug ihn häufig mit einem Besenstiel. Als Antwort auf ihre Aggressionen hat er Todeswünsche gegen sie. Er will sie aber auch bestrafen, weil sie Liebesbeziehungen mit dem Vater hatte. Er hatte sie als Kind auch verdächtigt, daß sie mit dem Rabbiner sexuell verkehre. Er hatte ihr Genitale gesehen, die Eltern beim Koitus beobachtet, sich an die Stelle des Vaters gewünscht und die Bestrafung durch die Mutter gefürchtet. Seine Aggression ist unterdrückt und erscheint als Zwangsbesorgnis. Kastrationsmotive sind von besonderer Stärke; er hat den Penis immer für zerbrechlich gehalten. Wiederholt hatte er auch geträumt, *daß die Wohnung ausgeplündert würde.* Dies deutet auf die Furcht hin, seiner Eingeweide beraubt zu werden. Der Gegenangriff erfolgt im Zählen. Mit der Zahl bemächtigt er sich der Außenwelt. Er versichert sich dessen, daß die Objekte, die er zerstören will, noch da sind. Nur die 5 erinnert an die Furcht, den Tod zu erleiden, und den Wunsch, ihn bei anderen herbeizuführen. Die

---

1) Aus der Psychiatrischen Abteilung des Bellevue-Spitals in New York und der Abteilung für Psychiatrie der New York University.

Zahl ist — wie Bergson richtig gesehen hat — auf dem Wege zur Handlung. In anderen Fällen mit ausgesprochener Aggressionsneigung sieht man, daß die Treppen beim Stiegensteigen in bestimmter Weise geteilt und zusammengefaßt werden, wie z. B. in einem meiner Fälle: 1, 2, 3 — 1, 2, 3, 4 — 1, 2, 3, 4, 5 — 1, 2, 3 etc. In solchen Fällen bekommt das Zählen eine unmittelbare Beziehung zur Handlung. Die Zahl gibt Auskunft, wie oft man handeln muß, besitzergreifend oder zerstörend. Sehr wahrscheinlich ergeben sich manche symbolischen Beziehungen, die in der unvollständigen Analyse (der Patient war zu rasch „geheilt" und hatte seinem Beruf nachzugehen) nicht klar zum Ausdruck kamen; aber das Wesentliche ist hier die Beziehung zur Handlung und zum Tun. In seinem Berührungszwang kommen ähnliche Motive, diesmal aber in Beziehung zur Außenwelt, zum Vorschein. Das symmetrische Objekt fordert nicht so sehr zur Handlung heraus wie das asymmetrische. Das Individuum will zu einer Ruhelage kommen. Symmetrie ist der Ruhe näher. Jede Asymmetrie fordert zur Handlung auf und entfesselt eine Haltung, die schließlich gefährlich werden könnte. Diese Haltungen sind tief im Organischen verankert. In Fällen mit gesteigerten Stellreflexen (vgl. z. B. das Buch von Hoff und Schilder „Die Lagereflexe des Menschen", wo die Befunde Goldsteins u. a. mitverwertet sind) sieht man, daß Tonussteigerungen und Wendungen einsetzen, wenn die Situation asymmetrisch wird. Das Individuum strebt nach einer symmetrischen Welt, in der auf keiner „Seite" der Situation Spannung ausgelöst wird. Der Ausgleich erfolgt im organischen Fall „tonisch", in unserem Falle durch Berührung. Gleichgewicht der Wahrnehmungsspannungen ist das Ziel. Man erkennt in diesem Falle mit großer Deutlichkeit, daß der Patient auf dem Boden seiner aggressiven Impulse jede Spannung dieser Art fürchtet. Wahrnehmungsspannung ist Bedrohung und löst Abwehrmaßnahmen aus. Die Wahrnehmungsspannung ist in diesem Falle auch eine Spannung im Körper und in der Gewichtsverteilung des Körpers.

Edward P., 23 Jahre alt, fürchtet Kerosin und kleine Straßenkehrerwagen und bekommt schwere Angstzustände, wenn immer er etwas sieht und hört, was mit Kerosin und Straßenkehrern, sei es auch in noch so losem Zusammenhang steht. Die Furcht vor dem Kerosin geht auf die Zeit zurück, als seine Mutter das Haar der Schwestern mit Kerosin wusch. Als Kind fühlte er zeitweise den Drang, das Kerosin in den Mund zu nehmen. Er hat das Gefühl, daß in den kleinen Wagen der Straßenkehrer Kerosin sei.

Er fühlte sich von der Mutter und einer der Schwestern bedroht. Diese Furcht ist die Basis für die Furcht vor dem Kerosin. Dementsprechend hat er die gleiche Furcht in bezug auf eine Frau namens D., die die Mutter

einer Freundin dieser Schwester ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Bedrohung durch Mutter und Schwester zu einer fast vollständigen Unterdrückung der Sexualität geführt hat; er kann als sexueller Idiot bezeichnet werden. Vor seiner ersten Behandlung im Psychiatrischen Institut (1933) wußte er gar nichts über die Sexualität. Er hat noch nie einen Orgasmus oder eine Pollution gehabt. Im Zusammenhang mit voyeuristischen Träumen (er sieht z. B. *eine Frau Äpfel von einem Baum nehmen*) hat er seltene Erektionen. Er fühlt sich von einer seiner Schwestern unterdrückt; aber er protestiert lebhaft gegen jede Form der Autorität und reagiert gelegentlich in starken Ausbrüchen von Zorn, ja auch mit physischer Gewalttätigkeit. Er hat lediglich Interesse an Automobilen und ganz besonders am Schnellfahren. Er würde gerne reisen, vor allem, um den Stadtplan mit der wirklichen Stadt zu vergleichen. Er hat keinen Freund; Erwachsene behandelt er als kleine Kinder und spielt ihnen allerhand Streiche, neckt sie gerne und in alberner Weise und ist verwundert, wenn es die anderen übel nehmen. Der Vater spielt in seinem Leben eine sehr geringe Rolle. Frühes Material ist unerreichbar. Man kann aber eine Bedrohung durch die Mutter in einem sehr frühen Zeitpunkt mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Die 7 Jahre ältere Schwester übernimmt die Mutterrolle (er hat außer ihr noch 4 ältere Schwestern und einen jüngeren Bruder). Die Bedrohung endet mit Vernichtung der manifesten Sexualität und führt zu mehr oder weniger heftigen Gegenangriffen des Patienten.

Der Raum hat eine besondere Bedeutung für ihn. Er bekommt Angstzustände, wenn er in der Mitte eines Zimmers ist. Die Schwester befand sich in der Mitte des Raumes, wenn ihr Kopf mit Kerosin gewaschen wurde. Wenn er während der Behandlung veranlaßt wird, in der Mitte des Zimmers zu sitzen, erleichtert es ihn, daß sein Rücken die Lehne des Sessels berührt, so daß wenigstens keine vollständige Symmetrie besteht. Die Bedrohung geht in diesem Falle von der Symmetrie aus. Aber er fühlt sich auch unsicher, wenn ein Gegenstand nahe daran ist, die Balance zu verlieren.

Wenn er etwas mit der rechten Hand berührt, folgen Angstzustände (Rechts-Symmetrie). Er muß dann mit der linken Hand oder dem linken Fuß Bewegungen machen. Überhaupt muß er Gefahren durch wiederholte Bewegungen des linken Fußes oder der linken Hand unschädlich machen. Die gleichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht er auch gegen Zahlen, die ihn erschrecken, weil sie mit der Nummer des Hauses im Zusammenhang stehen, in welchem Frau D. lebt; besonders 16, 18, 25, 35, 65, 105. Zu diesen Zahlen kommt er durch komplizierte Rechenoperationen mit dem Ausgangsmaterial. Er macht sie unschädlich mit 5 Bewegungen der linken Hand oder

mit einem Vielfachen von 5 Bewegungen. Hier werden Symmetrie und Rechts zu Symbolen der Gefahr, gegen die motorisch Abwehrmaßnahmen ergriffen werden. Die Bewegungen seiner linken Extremitäten sind rhythmische Verteidigungshandlungen. Das Zählen ist Angriff und Gegenangriff.

Federn hat in einer sehr beachtenswerten Studie[2] die Analyse eines Patienten mitgeteilt, der über die Fugen des Straßenpflasters in bestimmter Weise hüpfen mußte, und konnte zeigen, daß in diesem Fall jede Fuge das Aufhören und den Neubeginn, Tod und Zeugung bedeutete. Auch das Eckige bedeutete für den Patienten im Gegensatz zur runden, konkaven Nische ein Absetzen, ein Trennen, ein Todessymbol. Auch in dem Beispiel Federns hilft die Zwangshandlung gegen eine Bedrohung, die von der Außenwelt kommt. Die bisherigen Ausführungen zeigen bereits, daß die folgenden „Gestalteigentümlichkeiten" der Außenwelt eine Bedeutung gewinnen.

Symmetrie, Asymmetrie, einseitige Belastung, die Mitte, die Fuge, das Eckige werden zum Ausdruck von Bedrohungen, gegen die symbolische motorische Gegenmaßnahmen erfolgen. Eine bestimmte Zahl von Handlungen wird notwendig. Die Zahl zeigt an, wieviele Schutzmaßnahmen notwendig sind. Die geometrischen Qualitäten der Welt sind daher Anzeichen von Drohungen, welche von der Welt ausgehen, und bewirken Abwehrmaßnahmen, die wiederum zu neuen geometrischen Gliederungen führen. Die Zahl, die Arithmetik, hat gleiche Bedeutung. Der Zwang führt zu einer Stufe der Wahrnehmung (Ich-Struktur) zurück, in der die Bedrohung eine viel allgemeinere ist. L. Bender und ich haben diese Stufe im Spiel der drei- und vierjährigen Kinder direkt beobachtet. Es handelt sich um Regression in der Ich-Struktur, welche zu der Regression im libidinösen Gebiet parallel geht.

Fenichel[3] zitiert Harnik, der im Zählen ein spezifisches Abwehrmittel gegen die anale Onanie sieht, und fügt treffend hinzu: „. . . . Der Zählzwang dient vielleicht in tiefster Schicht dazu, Todeswünsche abzuwehren, da das Feststellen der Zahl von Gegenständen darüber vergewissert, daß keiner fehlt. Allerdings dringt das Abgewehrte in die Abwehr ein, und das Zählen erhält dann selbst die unbewußte Bedeutung von Töten und muß seinerseits abgewehrt werden. Das wird auch durch den Umstand erleichtert, daß den Zahlen *a priori* auch die Bedeutung des Inbesitznehmens, des Bemächtigens zukommt."

Die Bedeutung dieser Probleme kam mir aber erst zum vollen Bewußt-

2) P. Federn: Über einen alltäglichen Zwang. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1921, S. 214 f.

3) O. Fenichel: Hysterien und Zwangsneurosen. Int. Psa. Verl., Wien 1931, S. 130.

sein, als ich Gelegenheit hatte, einen schweren Fall von Zerstückelungsangst zu studieren, der von anderer Seite etwa 2½ Jahre lang analysiert worden war und nunmehr seit mehreren Monaten von mir behandelt wird. Der Patient hat Zwangsimpulse und Phantasien, Frauen in Stücke zu schneiden, deren Geschlechtsteile herauszureißen und sie entweder im ganzen oder in Stücken zu verzehren. Ähnliche Impulse treten auch dem Analytiker gegenüber in Erscheinung. Er hat ein unbewegtes Gesicht, spricht viel und gebraucht mit Vorliebe obszöne Worte.

Von Jugenderinnerungen ist die folgende bemerkenswert: Als er 4 oder 5 Jahre alt war, wollte ein kleines Mädchen seine Spielsachen nehmen; er weigerte sich, sie herzugeben. Später kam ein Gewitter, da gab er ihr alles Spielzeug und urinierte und defäzierte.

„Ich zähle und singe im Geiste — auch Napoleon hat die Fenster gezählt. Ich zähle die Kanten und Ecken jedes Papierbogens, dann zähle ich die Flächen und dann zerbreche ich alles in Gedanken. Ich möchte jeden in Stücke zermalmen und auf ihn urinieren." Der Patient zerstört in der Phantasie, aber es ist nicht möglich, ihn zum Zerbrechen von Gegenständen zu veranlassen; er scheut vor der Gewalttat zurück.

„Ich denke oft daran, alles in eine Faschiermaschine zu stecken, es kommt dann wie Kot heraus."

Die Furcht vor Gewittern, vor Gott (Vater), reicht in die früheste Kindheit zurück.

Auf der Universität sagte einer seiner Kollegen: „Weiß Gott, vielleicht sind wir nur Atome, eingeatmet von einem ungeheuren Giganten." Das erschreckt ihn. Vielleicht ist er selbst klein wie ein Atom. Über Atome schreibt er bei einer anderen Gelegenheit: „Wenn man Substanzen teilt, so kommt man schließlich zu Atomen. Diese sind schweigende Zeugen des Verbrechens, das begangen wurde." Das Atom ist für ihn das Endresultat gewalttätiger Zerstörung. Atome sind ohne Leben. „Atome sind einsame Wesen. Die Atome des Körpers wollen nicht die gleiche leblose Existenz der anderen Atome führen." Er möchte jeden zu Pulver zermahlen und auf ihn pissen.

Zählen ist für den Patienten: zerreißen und in kleine Stücke zermalmen. Aber das Zermalmen und Zerbrechen ist für ihn auch ein Zerstören des menschlichen Körpers. Die Analyse konnte nicht bis zu den letzten Quellen seines Zerstörungstriebes geführt werden. Aber er war Angriffen älterer Brüder ausgesetzt, er war das zehnte Kind, schwach und ständig bedroht. Er entwickelt eine Aggression, die um so maßloser ist, als sie keine Aussicht hat, in die Wirklichkeit übergeleitet zu werden. Mit 4 Jahren sind

Furcht und Angst bereits voll entwickelt. Man wird nicht fehl gehen, wenn man sie als Kastrationsangst im weitesten Sinne, als Zerstückelungsangst, bezeichnet. Er scheint auch die Angst zu haben, seiner Eingeweide beraubt zu werden. Seine Zerstörungslust ist teilweise Reaktion auf Bedrohung; sie ist wahrscheinlich organisch begünstigt. Der Patient hat einen Sprechdrang und eine gewisse Starre des Gesichts, die an Encephalitis erinnern, aber wahrscheinlich auf einer konstitutionellen Anomalie der Motilität beruhen. Der Patient hatte Konflikte mit seiner Mutter, weil er zu lebhaft war und niemals zur Ruhe kam (vgl. Stengel[4]). Wir sind aber in diesem Zusammenhang vorwiegend an dem aggressiven Charakter des Zählens interessiert, das hier offenkundig einem Zerstückelungsimpuls seine Entstehung verdankt. Im Zählen kommt der Patient zu den Bruchstellen der Wirklichkeit. Wenn er mit dem Zählen zu Ende ist, hat er die Welt zerhämmert und zerrissen. Das Atom ist das Endprodukt der Zerstörung, ein Ruhepunkt, eine Sicherheit — aber gleichzeitig der unüberwindbare Widerstand gegen die letzte Vernichtung. Wenn der Patient sich mit einem Atom vergleicht, so hofft er so, der endgültigen völligen Zertrümmerung durch den übermächtigen Vater zu entgehen.

Diese Beobachtung weist wiederum auf den Handlungscharakter des Zwangszählens und des Zählens überhaupt hin. Es ist aber nicht nur Handlung — es ist Aggression, und der Begriff der Zählbarkeit und der der Teilbarkeit rücken in enge Beziehung zueinander. Aber Teilen ist Zerreißen, Zerreißen ist Zerstören. Die Frage der Kohärenz der Objekte und des Widerstandes, den sie der Zerstörung entgegensetzen, schließt unmittelbar an. Aktivität und Aggression gehen sehr leicht Verbindungen mit oralen und analen Tendenzen ein. Die Verbindung mit genitalen Tendenzen ist lockerer; aber es sieht nicht so aus, als ob die Aggression lediglich ein Abkömmling oraler und analer Tendenzen wäre. Sie dient zur Orientierung und Behauptung in der Welt und zu ihrer Bewältigung. Die Nahrungsaufnahme (-abgabe) und die mit ihr verbundene Erotik ist nur ein Teil dieser Selbsterhaltung und Bewältigung der Welt. Während Zählen ungefähre Anhaltspunkte in einer fast gestaltlosen Welt gibt, wird in anderen Zwängen die Geometrie lebendig. Symmetrie und Asymmetrie in der Außenwelt rufen bekanntlich Abänderungen in der Stellung und Haltung von Individuen hervor. Asymmetrie ist eine endgültige Drohung, und Bedrohungen des Gesamtkörpers wirken sich an den inneren Organen und Sensationen, sowie an der Geschlechtsfunktion aus. Andernteils werden schwere Bedrohungen von außen den Patienten zu

4) Erwin Stengel: Zur Kenntnis der Triebstörungen etc. bei Hirnkranken. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, S. 544 ff.

einer Überwertung der Symmetrie führen. (In unserem Falle Edward P. bewirken die besonderen Umstände, daß der Mittelpunkt zur Gefahr wird.) In manchen zwangsneurotischen Fällen wird der Zwang zur Symmetrie und zur Ordnung auf komplizierte Gebilde übertragen. Eine meiner Patientinnen fürchtete, daß ihr Mann mit ihr wegen kleiner Verfehlungen „auf gleich" kommen wolle. Symmetrie und Balance sind räumliche Phänomene, die zu bestimmten moralischen Haltungen auffordern, die sich zunächst im Muskelsystem (Ich) ausdrücken, aber auch das Eingeweidesystem (Libido) entscheidend beeinflussen. Die Probleme der Arithmetik, Geometrie und Physik, die hier behandelt wurden, sind zunächst Probleme des Ichs im analytischen Sinne. Aber die libidinöse Situation ist mit entscheidend, wieweit Arithmetik und Geometrie wirksam werden. Bedrohung ist eine Bedrohung durch die physikalischen Kräfte, aber sie ist auch eine Bedrohung durch den Vater. Die Angst, welche folgt, ist die Angst vor den unheimlichen Gewalten der Außenwelt, welche zu Boden werfen und zerschmettern, aber auch die Angst vor dem Vater, der zerstückelt und kastriert. Die Angst vor dem Kastriertwerden durch den Vater verstärkt die Angst vor der Asymmetrie, vielleicht auch die Angst vor der Schwere, und macht eine Abwehrhandlung im Zählen notwendig. Die psychoanalytische Theorie weiß sehr wenig vom Ich. Es ist aber kein Zweifel, daß Zählen und die Reaktion auf Symmetrie, Asymmetrie und Schwere zu den fundamentalen Ichfunktionen gehören. Aber Ichfunktionen sind mit Aktivität und Aggressivität verbunden, sie dienen nicht nur der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts, der abwehrfeindlichen Angriffe und der Bemächtigung, sondern auch den oralen und genitalen Bestrebungen. Ja, diese sind mitbestimmend für die Auswahl der Anteile der geometrischen und physikalischen Außenwelt, die für eine bestimmte Handlung bedeutsam werden. Geometrische und physikalische Außenweltstrukturen stehen daher in gesetzmäßigem Zusammenhang mit strukturell verankerten Ichfunktionen (Handlungsantrieben), deren Auswirkung von der libidinösen Einstellung und der Triebsituation im allgemeinen bestimmt wird[5].

5) Vgl. auch meine Arbeit: Psychoanalyse des Raumes. Diese Ztschr., dieser Jahrg., H. 1, S. 61 ff.

Die Angst vor dem bösen Blick[1]

Von

Emilio Servadio

Roma

Die Angst vor dem „bösen Blick" gehört zu jener primitiven Einstellung, nach der das Kind und der Wilde sich die Welt von Kräften und von unsichtbaren Wesen erfüllt vorstellen, die ihre Wirksamkeit auf eine das menschliche Verständnis überschreitende Art entfalten, ohne der rationalen Kausalität unterworfen zu sein. Es handelt sich selbstverständlich um das Andauern von magischen Zügen, wie sie der Kindheit eigentümlich sind, solange wir noch glauben, daß man die Umgebung durch Gedanken und Worte beeinflussen könne.

Die Angst vor dem bösen Blick setzt also, mehr oder weniger, das Zugeben von übernatürlichen und außerlogischen Vermögen, voraus. Wie jede Angst, muß aber auch diese in einem wenigstens psychisch realen Erlebnis wurzeln.

Worin besteht denn, äußerlich betrachtet, diese seltsame Angst? In dem Glauben, daß dieser oder jener Mensch einem anderen oder seiner Umgebung überhaupt durch eine verborgene Beeinflussung, und besonders durch den Blick, sei es einen körperlichen oder einen seelischen Schaden zufügen könne. Dieser Glaube erscheint in sehr verschiedenen Formen, er dehnt sich selbst auf Tiere oder auf Gegenstände aus.

Die häufigste und verbreitetste Art ist jedoch diejenige, welche eben „böser Blick", italienisch „*malocchio*", französisch „*mauvais oeil*", englisch „*evil eye*" usw. genannt wird: die Angst vor dem Blick bestimmter Personen.

Diese Erscheinung gehört zweifellos zu den geographisch und historisch am weitesten verbreiteten. Bereits in der Bibel wird sie an mehreren Stellen (Deut. $28^{54,56}$; Ex. 13^{18}; Proph. 23^{6}; 28^{22}; Sal. 92^{11}, usw.) ausdrücklich erwähnt. Der böse Blick war, außer bei den alten Juden auch bei den Ägyptern, Etruskern, Griechen, Römern und das ganze Mittelalter hindurch gefürchtet, wie es durch eine Reihe von speziellen Untersuchungen, die ich der Kürze halber nicht anführe, und durch Amulette und ähnliches, worauf wir später noch zurückkommen werden, erwiesen ist. Diese Unglück bringende Macht des Blickes ist schon *ab antiquo* vollkommen als für sich allein stehend und als unabhängig von der Absicht des Blickenden aufgefaßt worden: selbstverständlich verstärkte aber die Absicht, Böses zuzu-

1) Gekürzte Wiedergabe eines am 21. Februar 1934 in der Italienischen Psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen Vortrages.

fügen, diese Macht. Das traditionelle, klassischeste Beispiel für die selbsttätige böse Macht des Blickes ist das der Medusa: ein Mythus, über den ich meine Ansicht noch äußern werde. Für jetzt genüge die Andeutung, daß der Ursprung der Macht der Gorgo im Blicke lag. Alles andere ist Überbau. Auch die modernen Philologen neigen zur Ansicht, daß der Name „Gorgo" selbst sich auf den todbringenden Blick des schlangenhaarigen Weibes bezöge. Erwähnen wir noch, als das bekannteste mythische Wesen dieses Typus, den besonders im Mittelalter berüchtigten Basiliskus. Es ist bekannt, daß auch Tiere geschädigt werden konnten; man beachte aber, daß es sich dabei immer um Haustiere handelt. In der dritten Ekloge läßt Virgil seinen Schäfer sagen: *„Nescio quis teneros oculus mihi fascinat agnos."* Türken und Araber beschützen ihre Pferde und ihre Kamele mit allen möglichen Amuletten vor dem bösen Blick. Gewisse Verzierungen des Geschirrs, die unsere Kutscher heute noch benützen, stammen unter anderem aus ähnlichen Absichten. *„Jettatori di cavalli"* (Pferdejettatoren) sind in Italien besonders bekannt.

Wie überträgt sich nun diese böse Macht des Auges? Unseres Wissens haben diejenigen, die heute noch an den bösen Blick glauben, sich keinerlei Theorien darüber zurechtgelegt. Wenn sie es getan hätten, würde es sich ja nicht mehr um eine völlig irrationale, zaubergläubige, typisch infantile Einstellung, sondern schon um eine vorwissenschaftliche Art der Betrachtung handeln. Einer solchen wissenschaftlichen Stufe gehören in der Tat die Pseudoerklärungen von Demokrit und Heliodor an mit ihren „Bildchen" oder „nicht wahrnehmbaren Atomen", welche die wirkende Kraft aus dem Auge auf das mehr oder weniger vorher bestimmte Opfer übertragen haben sollen. Ähnliches kann man auch von vielen späteren Theorien, von Thomas bis Paracelsus, Cornelius Agrippa, Albertus Magnus usw. sagen.

Es könnte nun wichtiger sein, auf die Menschen einzugehen, welchen die traurige Gabe des bösen Blickes überlieferungsgemäß verliehen ist. Wir finden vor allem Personen, deren Augen irgendeine Besonderheit aufweisen; besonders in Italien werden z. B. Einäugige und Schielende oft als Jettatoren angesehen; diese Überzeugung muß auch im Altertum verbreitet gewesen sein, wenn Horaz (Epist. I. 14, 37) die unheilvolle Macht des *„oculus obliquus"* erwähnt und wenn Plinius (Nat. Hist. VII, 2) Cicero die Ansicht, daß *„feminas omnes ubique visu nocere quae duplices pupillas habeant"* zuschreibt. Auch ein zu klarer Blick, zu große oder vorstehende Augen oder eine besondere Augenfarbe konnten den Besitzer in den Ruf eines Jettatore bringen; und wir haben schon erwähnt, daß ähnliches

sogar dazu geführt hat, den Blick einzelner Tiere für gefährlich zu halten. Ebenso weit verbreitet ist die Überzeugung, daß es für ein Kind oder ein Haustier unheilbringend sein kann, wenn es zu sehr, auch ohne böse Absicht, angeschaut wird. Diese Angst vor fremden Blicken, die auf ein Kind gerichtet sind, ist in Italien beim niederen Volk äußerst verbreitet, natürlich besonders dann, wenn der Fremde wenig gefällig oder wenig Vertrauen erweckend aussieht. Schließlich wäre noch zu bemerken, daß viele historische Persönlichkeiten für Jettatoren gehalten worden sind.

Dem Einfluß des bösen Blickes besonders unterworfen sind gewisse Gruppen von Menschen und Gegenständen, die wir kurz erwähnen wollen: zunächst Menschen, Tiere oder Dinge, die durch besondere Schönheit auffallen, ferner besonders Kinder und junge Menschen, nach einem weit verbreiteten und tief verankerten Aberglauben; Frauen vor oder kurz nach dem Gebären, nackte Menschen, Personen, welche schlafen, oder sich an dunklen Orten befinden, Kranke und Schwächliche. Das gemeinsame Kennzeichen aller dieser Gruppen ist, wie man sieht, Schwächlichkeit oder Reaktionsunfähigkeit.

Ich könnte im Anschluß an die vorliegende Literatur zahlreiche Beispiele vorbringen, wobei sich besonders die bekannte Arbeit von Seligmann als Quelle empfehlen würde[2]; ich glaube aber, daß dies für unsere Zwecke nicht nötig ist. Die wenigen, bis jetzt gemachten Bemerkungen, sind Zusammenfassungen von vielen Teilbeobachtungen und bilden eine genügende Grundlage für unsere Deutungen.

*

Die Aufmerksamkeit der Forscher hat sich schon in den allerersten Jahren der psychoanalytischen Forschung dem Auge und seiner Symbolik zugewendet. Es wurde schon früh erkannt, daß das Auge sowohl die männlichen Genitalien (dies sogar überwiegend häufig) als auch die weiblichen, und ebenso die Geschlechtlichkeit im allgemeinen, darstellen kann.

Für jede dieser drei Bedeutungen, besonders für die erste, gibt es sehr zahlreiche, den Mythen, der Folklore, den Träumen, den neurotischen Symptomen entnommene Beispiele. Zur Erläuterung wollen wir einige anführen: Die Bedeutung der Augen als männliche Geschlechtsteile zeigen uns vor allem Mythen und Legenden aus dem Altertum, am sinnfälligsten die Geschichte des Ödipus. Bereits 1912 hat Ferenczi[3] nachgewiesen, daß die Selbstblendung des Ödipus als Autokastration aufzufassen ist.

2) S. Seligmann: Der böse Blick und Verwandtes, Berlin, 1910, 2 Bände; — Die Zauberkraft des Auges und das Berufen, Hamburg, 1922.

3) S. Ferenczi: Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzips im Ödipus-Mythos. Imago, Bd. I, 1912, S. 276 ff.

Auch in vielen Träumen erscheint diese Bedeutung mit völliger Klarheit: Einer meiner Analysanden träumte einmal, *er befände sich mit einem älteren Verwandten neben einem Tisch; dieser Verwandte trug einen Verband über einem Auge.* Aus den Assoziationen ergab sich deutlich der Wunsch, den Vater zu kastrieren, während der Tisch die Mutter des Träumenden darstellte. Ferenczi selbst erwähnt endlich, in einem kurzen Aufsatze[4], in welchem er sieben Beispiele von Augensymbolik bringt, den Fall eines Patienten, welcher sich wegen seiner Kurzsichtigkeit sehr schämte: es handelte sich in Wirklichkeit, wie aus der Analyse hervorging, um den „Komplex des zu kleinen Penis", der durch übermäßige Masturbation und durch sadistische Handlungen des Beischlafes ausgeglichen wurde.

Wie schon gesagt, kann aber das Auge auch den weiblichen Geschlechtsteil versinnbildlichen. Dazu eignet sich seine längliche Form, seine Ränder und der Umstand, daß er von Haaren umgeben ist. Insbesondere erweist sich die erweiterungsfähige Pupille als der Teil des Auges, der dem weiblichen Organ angeglichen wird.[5]

Endlich können die Augen, und mehr noch das Sehen, die geschlechtliche Potenz oder die Geschlechtlichkeit im allgemeinen symbolisch darstellen. Das „Zuzwinkern" ist z. B. eine sehr bekannte Geste, um eine Person des anderen Geschlechtes zum erotischen Verkehr aufzufordern.

Abschließend erinnert Ferenczi in seiner Arbeit, nachdem er kurz die Grundlagen der Symbolik erörtert hat, daran, daß infolge der Verdrängung eines der beiden Glieder des Vergleiches abgeschwächt und das andere, unschuldigere, hervorgehoben wird. Im Falle des Auges, wie überhaupt bei allen Symbolen, welche sich auf das Gesicht beziehen, geschieht die Hervorhebung nach dem Vorgange, den Freud die „Verlegung von unten nach oben" nennt. Ferenczi selbst betont aber ausdrücklich, daß die Verlegung in diesem besonderen Falle durch den libidinösen Wert des Auges erleichtert wird: am Auge haftet ja die von Freud hervorgehobene Schaulust.

*

In erster Annäherung scheint aus dem bisher Gesagten hervorzugehen, daß die Angst vor dem bösen Blick für das Unbewußte einer Angst vor den Genitalien der Erwachsenen entspreche. In der Tat wissen wir ja, daß der Anblick der Genitalien Erwachsener in der Kindheit traumatisch wirken und so den Anlaß zu inneren Konflikten und zu Selbstbestrafungsvorgängen geben kann. Ferenczi bemerkt in der obengenannten Arbeit über die

4) Ferenczi: Zur Augensymbolik, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. I, 1913, S. 161.
5) Vgl. K. Abraham: Traum und Mythus, Leipzig und Wien, 1909, S. 16.

Augensymbolik, daß in vielen Angstträumen Augen, welche größer oder kleiner werden, vorkommen; er erkennt in diesen Symbolen eine klare Darstellung des Membrums und ist überzeugt davon, daß die häufige Angst der Kinder vor den Augen Erwachsener auch eine sexualsymbolische Wurzel habe. Was wir über die Personen gesagt haben, die dem bösen Blick besonders ausgesetzt sind (Kinder, Schwache usw.), scheint diese Ansicht zu bestätigen.

In erster Annäherung würde also die Angst vor den Augen anderer der Angst vor den Genitalien, besonders vor denen des Vaters, entsprechen; diese Angst kann natürlich selbst aus verschiedenartigen Beweggründen hervorgehen: für den häufigsten halten wir die Reaktion gegen das „Gesehenhaben" (welches sich auch auf die Genitalien eines Brüderchens oder eines Schwesterchens beziehen kann), das heißt gegen die oben erwähnte Schaulust;[6] aber es ist nicht ausgeschlossen, daß an dieser Angst auch eine andere, sehr häufige und bekannte Reaktion Anteil habe, und zwar die gegen die Passivität gegenüber dem einen oder dem anderen Elternteil gerichtete: die Angst würde in diesem Falle Angst vor dem Besessenwerden (von seiten des Vaters oder der Mutter) bedeuten.

Wenn aber dies sozusagen die allgemeine Ursache der Angst vor dem bösen Blick sein mag, müssen wir jetzt die besonderen Umstände ins Auge fassen. Welche sind in jedem der beiden oben betrachteten Fälle die gefürchteten Folgen? Wovor hat man denn eigentlich Angst?

Eigentlich würde ja die oben gegebene annähernde Erklärung auch voll genügen, falls die Angst vor dem bösen Blick einfach eine Angst vor den unangenehmen Folgen wäre, weil man das, was man nicht sehen darf, gesehen hat, d. h. im besonderen die Augen (das Genitale) des Individuums X oder Y. Aber damit sind die Ursachen der Angst noch nicht erschöpft, denn der böse Blick wirkt auch unabhängig von der Mitbetätigung des Betroffenen; er kann, wie wir bemerkt haben, auf Schlafende, auf schwache und unwissende Personen wirken: ja er wirkt sogar besonders auf diese Gruppen von Menschen.

Um die „Art" der Angst vor dem bösen Blick gut zu verstehen, müssen wir daran erinnern, wie beim Kinde der Kastrationskomplex entsteht. Als Ursache des Unterganges des Ödipuskomplexes beim Knaben erscheint der Kastrationskomplex, wenn der Knabe zum erstenmal den körperlichen Unterschied zwischen sich und einem Mädchen entdeckt, wenn er dieses

6) Diese kann ihrerseits viele Folgen haben: beim Knaben den Wunsch, den Vater zu kastrieren, oder die Entdeckung der vom Weibe erlittenen „Kastration"; beim Mädchen den Peniswunsch oder den weiblichen Ödipuswunsch. Selbstverständlich unterliegen alle diese Wünsche der Verdrängung.

Fehlen beim Weibe einer Amputation zuschreibt und die Möglichkeit eines entsprechenden Eingriffes an seinem eigenen Genitale befürchtet. Oft schreibt der Knabe das Unterbleiben dieses Eingriffes einem Vergessen zu, und meistens ist jedenfalls seine Besorgnis die, jemand könnte die Aufmerksamkeit auf sein Glied richten und an die Zweckmäßigkeit eines solchen Eingriffes denken.

In seiner Arbeit „Analyse eines Falles von Ereuthophobie" hat Weiss gerade eine ähnliche Befürchtung bei einem seiner Patienten beschrieben[7]; dieser befürchtete längere Zeit hindurch, daß von irgendjemand entdeckt werden könnte, daß er seinen Penis noch besäße und daß man ihn ihm abschneiden würde.

Es ist klar, daß die notwendige und hinreichende Bedingung für das Entstehen dieser Angst darin zu suchen ist, daß das Kind von Erwachsenen oder von Personen, welche, sei es infolge ihres Alters oder ihrer Körperkraft imstande sind, den gefürchteten Eingriff auszuführen, gesehen werde. Die „Angst vor dem Gesehenwerden" ist also: Angst davor, daß der Blick anderer sich auf das eigene Genitale richte, und ist daher Kastrationsangst. Beim Mädchen ist es natürlich die Angst davor, daß seine Minderwertigkeit festgestellt und allgemein bekannt werde.

Ohne ausschließen zu wollen, daß die Reaktion gegen die Schaulust und die Angst vor den Geschlechtsteilen anderer einen Anteil an der Entstehung der Angst vor dem bösen Blick haben könnten, glauben wir also, daß ihre Hauptursache in der Reizung des Kastrationskomplexes zu suchen ist; in der Tat verwandelt sie sich, wie bekannt, leicht in andere „Ängste": Angst vor Krankheiten, Angst vor dem Tode, Angst vor Beschädigungen im allgemeinen; dies sind ja gerade die Folgen, vor denen man sich beim bösen Blick fürchtet. In seinem oben erwähnten Werk, führt Seligmann mehrere solcher Befürchtungen an, und es ist leicht zu erkennen, daß die wichtigsten — wie Blindheit, Augenentzündungen, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Verwundungen, Tod, in Stein verwandelt werden usw. — gleichbedeutend mit Kastrationsangst sind. Bei dieser Gelegenheit wollen wir daran erinnern, daß das lateinische Wort *fascinus* gleichzeitig Bannung, „böser Blick" und das männliche Glied bedeutet.

Wir erinnern an das, was Freud in seiner „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" (XXXII. „Angst und Triebleben") über die Angst geschrieben hat. Die Lage des männlichen Kindes gegenüber der gefürchteten Kastrationsgefahr bedingt Angstentwicklung:

7) A Recovery from the Fear of Blushing. Psa. Quarterly, vol. II, n. 2. April 1933; und Riv. Ital. di Psicoanalisi, II, 2.

später wird eine Wiedererweckung der Angst vor dem Blick anderer, welche für jenes kindliche Alter charakteristisch ist, genügen, um in manchen Menschentypen jene große einstige Angst wieder zu erwecken, allerdings entstellt und abgeschwächt infolge von Verschiebungen, Symbolen und Allegorien; und dies, obwohl die aktuellen Motive für die Wiederholung der Angst fehlen.

Demnach reagiert das Individuum in den mannigfaltigsten Weisen: mit Flucht, mit Aggression, in der Mehrzahl der Fälle jedoch mit Beschwörungsmitteln.

*

Bevor ich auf diese letzteren eingehe, — deren Symbolik, wie wir glauben, die vollste Bestätigung unserer Anschauungen und der guten Begründung dieser analytischen Anwendung darstellen wird, — möchten wir, auf Grund der schon vorgeführten Momente, untersuchen, ob unser annäherndes Schema durch das ausgiebige, von den Folkloristen und Völkerpsychologen gesammelte Material bekräftigt wird.

Wir haben schon über die Art der Augen und der Blicke, welche am häufigsten des bösen Blickes beschuldigt werden, gesprochen: sie sind entweder sehr häßlich oder sehr schön, sie haben eine eigenartige Farbe oder sie schielen, oder aber sie besitzen sehr dichte oder sehr spärlich behaarte Augenbrauen; ein anderes Mal handelt es sich um Menschen, die an einem Auge blind sind, o. dgl. — kurz, um Eigenschaften, die den Eindruck des „Angeschautwerdens" überhaupt erwecken.

Sehr vieles könnte man natürlich über die Menschentypen, denen man diese Macht zuschreibt, aussagen: es genügt uns zu erwähnen, daß es sich meistens um Individuen handelt, die in der einen oder anderen Richtung einen bösen oder häßlichen Erwachsenen (Vater, Mutter) darstellen können (man beachte, daß diese beiden Attribute in der Kindersprache oft äquivalent sind): also unter den Männern Leute, die Körperdefekte aufweisen (oder andere auffallende Eigenschaften), die eine drohende oder hinterlistige Haltung annehmen, die sich in einem abstoßenden Zustand befinden oder einen solchen Beruf haben (z. B. Bettler, Totengräber, Verbrecher usw.; unter den Weibern: Alte, „Schwarzkünstlerinnen", Bettlerinnen, usw.).

Wie gesagt, wird auch gewissen Tieren die Macht des bösen Blickes zugeschrieben; aus der langen Liste, die uns Seligmann davon gibt, kann man feststellen, daß es sich meistens um Fleischfresser oder Raubtiere handelt, um sehr viele Vogelarten, und hauptsächlich um Reptilien (namentlich Schlangen); unter den Insekten wird die Spinne, unter den Mollusken der Polyp genannt. Bei all diesen ist entweder die Gefährlichkeit, die besondere

Starrheit des Blickes oder die symbolische Phallusbedeutung, die ihnen zugeschrieben wird, offensichtlich: oft treffen bei ihnen gleichzeitig zwei oder drei dieser Attribute zusammen.

Wenn wir jetzt die Beschwörungsgesten und -objekte berücksichtigen, so erhalten wir einen klaren Beweis für die Richtigkeit unserer bisherigen Aufstellungen. Ist nämlich die Angst vor dem bösen Blick im Grunde der



Abb. 1

Kastrationsangst äquivalent oder überhaupt der Angst vor einem Schaden, der irgendwie mit der Wahrnehmung des Genitales von seiten anderer verbunden ist, so wird die Reaktion auf die befürchtete Beeinflussung exhibitionistischen Charakter haben müssen: sie wird das Vorhandensein des bedrohten Genitales betonen und behaupten. Und tatsächlich sehen wir, daß die allgemeinsten und gebräuchlichsten Beschwörungsgesten diesen Charakter haben: wenn man ein als Jettatore geltendes Individuum nennt oder ein solches erscheint, so reagieren die Männer, wenn es die äußeren Umstände irgendwie zulassen, indem sie ihre Testikel berühren[8]. Diese sehr verbreitete und vielsagende Beschwörungsgeste dehnt sich schließlich auf eine ganze Menge von anderen Gegenständen, deren Berührung angeblich wirksam sein

8) Im römischen Dialekt pflegt man zu sagen, wenn man einen „Jettatore" nennt: „*salvando 'ndove mi tocco*" („bewahrend, wo ich mich berühre"): d. h. „das Genitale bewahrend".

kann, aus: männliche Schlüssel, Nägel, Hörner, Hufeisen, kleine metallene Händchen, welche den Zeige- und kleinen Finger vorstecken (ital.: *fare le corna*), zugespitzte Steine, dreikantige Nüsse, Elephanten mit aufgehobenem Rüssel, Eckzähne usw. Die Aufzählung könnte noch lange fortgesetzt werden: es handelt sich in den allermeisten Fällen um sehr deutliche Phallussymbole oder immerhin um Gegenstände, die eine mehr oder weniger verborgene Sexualbedeutung haben.

Wenn wir die Seiten des erwähnten Werkes von Seligmann oder von anderen Nachschlagsbücher durchblättern, stoßen wir immer wieder auf diese Symbole. Darunter habe ich einige sehr typische gefunden: so ist z. B. ein

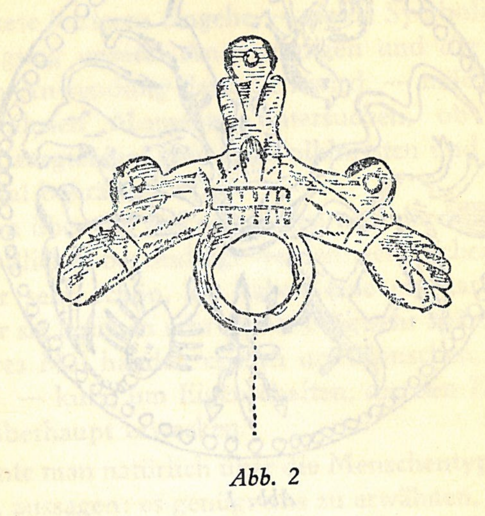


Abb. 2

Dreizahn mit einigen magischen Worten (S. 159, Bd. I), aus einem Werke von Paracelsus entnommen, ein Beschwörungsgegenstand gegen die Berufung der Impotenz; einige berühmte alte Amulette — Wiederholungen des selben Ausgangsmotivs — stellen ein Auge dar, das von Tieren und verschiedenen Gegenständen umgeben ist, z. B. (S. 95, Bd. II) ein sizilianisches Amulett mit einer Schlange, einem Hahne, einem Wolfe, einem Löwen, einem erigierten und beflügelten männlichen Genitale, einem Skorpion, zwei gekreuzten und dreigeteilten Blitzen, einer Eidechse und einem Vogel im Fluge (Abb. 1). Die als Beschwörung verwendete *manus pantea* besteht darin, daß man drei Finger (den Daumen, den Zeige- und den Mittelfinger) vorsteckt, indem man den kleinen und den Ringfinger zurückbeugt (S. 205); sollte jemand über den Sinn des „Feigebietens" (der Daumen wird zwischen den gebeugten Zeige- und Mittelfinger gesteckt) zweifeln, so dürfte ihn von der Richtigkeit der Deutung dieser Geste in phallischem Sinne eine Bronze

von Herculanum (Abb. 2) überzeugen, welche aus einem zentralen Ring mit drei Abzweigungen besteht, die eine einen Phallus darstellend, die zweite eine Hand mit der beschriebenen Fingerstellung, die dritte eine Verzierung, die ihrerseits dreigeteilt ist (S. 227); die analoge Geste des Daumenhaltens ist auch in Italien sehr viel verbreitet: sie symbolisiert sehr zutreffend

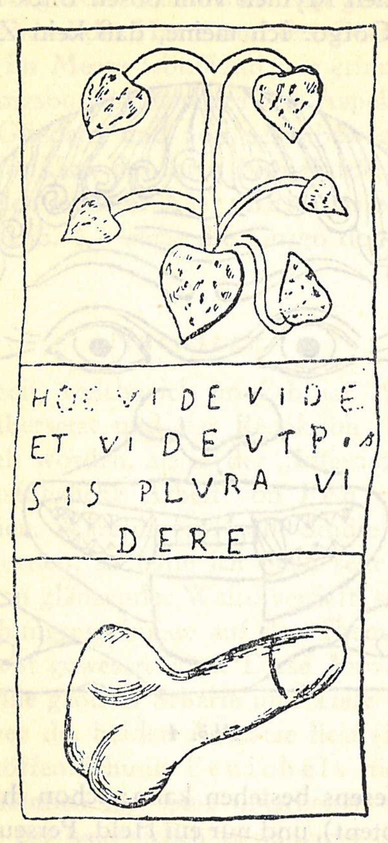


Abb. 3

das „Zurückhalten", das „Bewahrenwollen" (des Gliedes); eine in Thala (Afrika) gefundene, in Stein eingemeißelte Inschrift zwischen einem Phallus und einer Pflanze mit zwei Gruppen von je drei, in eine Spitze endigenden Früchten besagt: *„Hoc vide, vide et vide ut possis plura videre"* (S. 235, Abb. 3). Ein anderer Gegenstand, der gegen den bösen Blick verwendet wird und den Archäologen wohl bekannt ist, ist der *„Phallus oculatus"*, d. h. das Genitale, das in sich ein Auge trägt (S. 281). Die zahlreichen glückbringenden Phalli von Pompeji sind wohl allen bekannt. Ich wieder-

hole: denjenigen, die die phallische oder sexuelle Symbolik der Beschwörungsgegenstände studieren wollen, steht von diesen eine ganze Menge zur Wahl. Die von Forlong[9] geäußerte Meinung, daß die Schutzamulette einen phallischen Ursprung haben, teilen wir also grundsätzlich.

Abschließend möchten wir unseren Ausführungen noch einige Worte über den bekanntesten der alten Mythen vom bösen Blick hinzufügen, und zwar über den Mythus der Gorgo. Ich meine, daß kein Zweifel über den Sinn



Abb. 4

dieses schauerlichen Wesens bestehen kann: schon ihr Blick versteinert die Männer (macht sie impotent), und nur ein Held, Perseus, kann sie bezwingen, indem er ihr den schlangenbehaarten Kopf abschlägt; sie stellt die drohende phallische Mutter dar, die man nicht anschauen darf, die das Glied besitzt oder besaß und es dem Kind wegnehmen darf, kann oder will.[10] In diesem

9) Rivers of Life, London, 1883.

10) Erst später habe ich beim Durchlesen einiger Schriften, die mich anderwertig interessierten, feststellen können, daß Ferenczi schon im Jahre 1923 im Medusenkopf ein Symbol des „kastrierten" weiblichen Genitales erblickte, das für das Kind einen schauerlichen Anblick bietet (Int. Ztschr. f. Psa., Bd. IX, S. 69); und daß Freud, bei einer flüchtigen Zitierung der Beobachtung Ferenczis hinzufügte, daß, seiner Meinung nach, der Mythus sich auf das Genitale der Mutter beziehen dürfte („Die infantile Genitalorganisation", in Ges. Schr., Bd. V, S. 235, Anm. 2).

mythischen Bilde verdichten sich also, wie ich meine, die beiden Grundängste, die dem bösen Blick den Ursprung geben: die Angst, (das Genitale des Erwachsenen) anzuschauen, und die Angst, gesehen zu werden (das eigene Genitale zu verlieren). Diese Deutung wird vor allem durch eine ansprechende archäologische Aufstellung bestätigt: daß nämlich der ursprüngliche Typ der Gorgo ein männlicher Typ gewesen sei. Man beachte ferner das phallische Symbol der Haare und des Gürtels und auch den Umstand, daß die Gorgo im Meere lebt. Und wir erinnern schließlich an die offenkundigen Berührungspunkte zwischen dem Aspekt der Medusa und dem von Tieren, die von Gliedern und von selbstbeweglichen Tentakeln umgeben sind, wie z. B. das Tier, das ihren Namen trägt (Meduse), der Polyp oder die Spinne, in welch letzterer Abraham das Symbol der phallischen Mutter erblickte (vgl. Abb. 4, welche die Gorgo des archaischen Typs darstellt).

Nachtrag.

Die vorliegende Arbeit, welche ich im Februar 1934 verfaßt habe, war bereits ins Deutsche übersetzt und der Redaktion der „Imago" zur Veröffentlichung übermittelt worden, als in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" die ausführliche Arbeit von Fenichel „Schautrieb und Identifizierung"[11] erschien. Wäre die wertvolle Studie von Fenichel etwas früher veröffentlicht worden, so hätte ich mich sehr gefreut, da sie einige Grundfragen klärt und in glänzender Weise vertieft, so daß die Anwendung der betreffenden Forschungsergebnisse auf das Thema des „bösen Blickes" für mich dann sehr leicht gewesen wäre. Diese Anwendung hätte überdies meiner Untersuchung eine größere Schärfe und Tiefe verliehen.

Andererseits wird, wer die beiden Aufsätze liest (ich habe meinen Aufsatz anläßlich der Veröffentlichung Fenichels nicht im geringsten geändert; ich hätte ihn nämlich fast ganz umarbeiten müssen), nicht umhin können festzustellen — zur neuerlichen Bestätigung der Zuverlässigkeit der psychoanalytischen Methode —, daß wir, auf verschiedenen Wegen, zu einigen parallelen oder einander ergänzenden Schlußfolgerungen gelangt sind.

Auch aus diesem Grunde habe ich meine Arbeit nicht umändern wollen; ich möchte nur auf einige Fragen aufmerksam machen, für die die Ausführungen Fenichels heranzuziehen sind. Es sind dies hauptsächlich die folgenden:

1. Die Entsprechung zwischen „Schauen" und „Verletzen, Angreifen, Verwunden".

11) Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, Heft 4, S. 561 ff.

2. Die tiefere und bedeutendere Entsprechung zwischen „Schauen" und „Verschlingen".

3. Die charakteristischen Merkmale der „okularen Introjektion" und der entsprechenden Vorgänge der Identifizierung und Projektion.

4. Die Beziehung zwischen der „Angst aufgefressen zu werden", der „Angst kastriert zu werden" und „Angst angeschaut zu werden".

Die Berücksichtigung der angegebenen Momente wird es dem Leser erleichtern, verschiedene von mir mitgeteilten Beobachtungen zu vertiefen und auszudehnen, und zwar hinsichtlich folgender Themen:

1. Die Angst vor den Augen der Erwachsenen: diese ist nicht nur Angst vor einem Äquivalent der Genitalien, sondern auch das Resultat einer Identifizierung und Projektion, wonach man anderen denselben aggressiv-verschlingenden Blick zuschreibt, welcher, wie Fenichel nachweist, die infantile okulare Introjektion kennzeichnet.

2. Die Beziehung zwischen Starre des Blickes, Erektion, Kastration und Tod.

3. Den Mythus der Medusa: dieser bereichert sich an weiteren Bedeutungen, auf Grund der Ausführungen Fenichels hauptsächlich in bezug auf die Identifizierung zwischen „Schauenden" und „Beschauten".

*

Zum Schluß füge ich, unabhängig von den vorangehenden Ausführungen, hinzu, daß der Umstand, daß man Tieren, Märchengestalten usw. den „bösen Blick" zuschreibt, zweifellos zum wohlbekannten Mechanismus der Verschiebung und der „totemistischen" Ersatzbildung (Projektion) gehört, wonach ein Tier oder ein anderes Objekt der Außenwelt für das Unbewußte einen Menschen oder ein Teil oder Funktion desselben darstellt: hauptsächlich den Vater oder die Mutter.[12] Dies schließt natürlich die genitale (phallische) Bedeutung, welche einigen von diesen Tieren oder Märchengestalten offenbar zugeschrieben werden kann, nicht aus.

12) Vgl. Freud: Totem und Tabu, Ges. Schr., X, Kap. IV (Die infantile Wiederkehr des Totemismus); Derselbe: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, Ges. Schr., VIII; Derselbe: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose, Ges. Schr., VIII.

Zur Psychologie des Hasardspielers[1]

Von

Edmund Bergler

Wien

„Fedja (F. M. Dostojewski) nahm achtzig Gulden, ging damit spielen und verlor. Er nahm wieder ebenso viel und verlor . . . Er holte sich noch die letzten vierzig Gulden und versprach mir unbedingt, meine Ohrringe und meinen Ring, die für hundertsiebzig Franken versetzt worden waren, nach Hause zu bringen. Er sagte dies im Tone vollster Überzeugung, als wenn es nur von ihm abhinge, ob er gewinne oder nicht. Diese Entschiedenheit nützte ihm natürlich gar nichts und er verlor auch diese Summe."

Tagebuchnotiz der Gattin Dostojewskis vom 22. August 1867.

I. Die psychoanalytische Literatur über das Hasardspiel.

Eine zusammenfassende Arbeit über den Hasardspieler liegt in unserer Literatur bisnun nicht vor. Wenn analytische Autoren zum Problem des Hasardspiels überhaupt Stellung nahmen, taten sie das mehr oder weniger aphoristisch. Das ganze Gebiet des Hasardspiels ist analytisch *terra incognita*.

Von den analytischen Arbeiten ist vorerst die Abhandlung Freuds über Dostojewski[2] zu nennen. Freud nennt als Motivationen das unbewußte Strafbedürfnis („er ruhte nie, ehe er nicht alles verloren hatte") und meint, es sei das verschüttete Kindererlebnis der Onanie, „das sich im Spielzwang Wiederholung erzwingt, indem das ‚Laster' der Onanie durch das der Spielsucht ersetzt wird".

Simmel[3] stellt die Behauptung auf, die Spielleidenschaft diene der Entfaltung, bezw. der Ersatzbildung der im Unbewußten noch exzessiv wirksamen, prägenital anal-sadistischen Libido. Die unersättliche Gier, die im endlosen *circulus vitiosus* nicht ruht, bis Verlust Gewinn und Gewinn wieder Verlust wird, entspringe dem narzißtischen Drang in analer Geburtsphantasie, sich selbst zu befruchten und sich aus sich heraus zu gebären, in unermeßlicher Steigerung Vater und Mutter ersetzend und überflügelnd. „Die Spielleidenschaft befriedigt also letzten Grundes den Hang nach dem bisexuellen Ideal, das der Narziß in sich selbst findet; es gilt der Kompromißbildung aus Mann und Frau, aktiv und passiv, Sadismus und Masochismus, und schließlich der unerledigten Entschei-

1) Gekürzte Wiedergabe eines Vortrages, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung im Rahmen des Seminars „Analyse der Charakterstörungen und Perversionen" am 4. März 1935. Die Originalarbeit erscheint demnächst als IX. Kapitel des Buches des Verf. „Typische menschliche Charaktereigenschaften".

2) Dostojewski und die Vatertötung. Ges. Schr., Bd. XII.

3) Zur Psychoanalyse des Spielers. Autoreferat eines Vortrags am VI. Intern. Psa. Kongreß im Haag. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. VI, 1920, S. 397.

dung zwischen genitaler und analer Libido, um die der Spieler in den bekannten Symbolfarben *rouge et noir* ringt. Die Spielleidenschaft dient so autoerotischer Befriedigung, wobei das Spielen Vorlust, das Gewinnen Orgasmus, das Verlieren Ejakulation, Defäkation und Kastration ist."

Hattingberg[4] erwähnt bei der Diskussion des Begriffes „Angstlust" (die er vom Masochismus unterscheidet, und in der er ein Junktim zwischen Urethral- und Analerotik erblickt), daß Hasardspieler zutiefst Angstlust-Spannung suchen: „Wer den echten Spieler kennt oder wer selbst gespielt hat, der weiß, daß es die Spannung ist, die gesucht wird."

Laforgue[5] zitiert unter den Beispielen der „Erotisierung der Angst" auch den Spieler: „. . . man könnte so die Vermutung aussprechen, daß diese Art psychischer Reaktionen immer wieder dieselbe Situation wiederholt: das Erleben einer angstbetonten Vorlust und Erleiden einer das Schuldbewußtsein neutralisierenden Endlust. Man könnte somit an alle möglichen Varianten dieser Situation denken, vom gewöhnlichen Spiel bis zu den letzten Stadien der Spielleidenschaft im Kasino oder an der Börse . . ."

Getraut man sich, das Schachspiel in einem Atem mit den Hasardspielen zu nennen (jeder Schachspieler würde gewiß protestieren; ich komme auf die Verbindungsbrücken zwischen „reinen" Hasardspielen und Verstandesspielen später zurück), so kann man zwei weitere wichtige analytische Arbeiten hieher zählen: Jones' „Der Fall Paul Morphy"[6] und Pfisters „Ein Hamlet am Schachbrett".[7] Eine Wiedergabe dieser zwei interessanten Arbeiten ist aus Raumgründen nicht möglich, es muß auf die Originalarbeiten verwiesen werden. Jones kommt zum Resultat, das Schachspiel Morphys hätte intrapsychisch den Sinn einer sozial zulässigen Sublimierung der Aggression des Sohnes gegen den Vater, eine Tendenz, die so lange schuldgefühlsfrei und daher erfolgreich sich durchsetzen konnte, als die unbewußten Motive nicht demaskiert wurden. Nach der unbewußten Demaskierung war aber der Versuch, die verdrängte Feindseligkeit gegen den Vater in einem freundschaftlich-homosexuellen Wettkampf auszuleben, zum Scheitern verurteilt.

Pfisters Patient war ein passiv-femininer, unbewußt homosexueller Mann, der aus unbewußten Überwältigungswünschen und unbewußtem Strafbedürfnis beim Spiel verlieren mußte. Sein Ödipuskonflikt war zum Teil der Hamlets, wie ihn Freud in der „Traumdeutung" schildert.

Zusammenfassend kann hervorgehoben werden, daß die Mehrzahl der zitierten Autoren auf dem Standpunkt steht, daß mehr oder weniger mißlungene Sublimierung genitaler Onaniezwänge, Aggression des Knaben gegen den Vater des Ödipuskomplexes, resp. passive Hingabe diesem gegenüber und all diese Tendenzen verbunden mit dem konsekutiven Strafbedürfnis und Genießen der erotisierten Angst die treibenden Motive des zwanghaften Spielens sind. Eine Sonderstellung nimmt Simmels Angabe der Regression des Hasardeurs auf die anale Stufe ein.

4) Analerotik, Angstlust, Eigensinn. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. II, 1914, S. 252 ff.
5) Über Erotisierung der Angst. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVI, 1930, S. 426.
6) Psychoanal. Bewegung, Bd. III, 1931, S. 193—216.
7) Psychoanal. Bewegung, Bd. III, 1931, S. 217—222.

II. Der Zusammenhang zwischen der Allmachtsfiktion und dem Hasardspiel.

Analytische Erfahrungen haben mir gezeigt, daß die von den Autoren aufgezählten Motive allein keinen Hasardspieler konstituieren. Es muß noch etwas hinzutreten, und dieses Etwas ist die Allmachtsfiktion, die das Spiel weitgehend vermittelt.

Aus Raumgründen ist eine Wiedergabe der bisherigen Literatur über die kindliche Allmacht unmöglich. Es sei auf die diesbezüglichen Arbeiten von Freud, Ferenczi, Abraham, M. Klein, Eidelberg und mir verwiesen. Besonders hervorzuheben ist die viel zu wenig beachtete Angabe Abrahams in seiner Arbeit „Zur narzißtischen Bewertung der Exkretionsvorgänge in Traum und Neurose", das Kind schreibe den Produkten der Blase und des Darmes Allmacht zu, stelle sie in den Dienst seines Sadismus, wodurch diese „Allmacht der Blasen- und Darmfunktion" geradezu eine Vorstufe der von Freud beschriebenen Allmacht der Gedanken werde. M. Klein hat diesen Gedanken Abrahams weitgehend ausgebaut und neben der Allmacht der Exkremente die Allmachtsfiktion des Penis unterstrichen. Die Autorin unterscheidet eine „destruktive" und „konstruktive" Allmacht und meint, daß letztere aus Schuldgefühl wegen der infantilen Aggressionen gegen den Mutterleib in den Dienst der „Wiedergutmachungstendenzen" gestellt werde. Aus den gleichen Raumgründen kann ich auf meine eigenen Beiträge zum Allmachtsproblem nicht eingehen, die in einer größeren Zahl von Arbeiten niedergelegt sind.[8]

Gehen wir beim Versuch der Enträtselung des Hasardspiels auf den scheinbaren Abbau der frühinfantilen Allmachtsfiktion zurück. Dem Kinde wurde verheißen, daß es nur unter der Bedingung der Akzeptierung einer Summe von Peinlichem, Mißvergnügenschaffendem, Verzichtforderndem in die Gemeinschaft der „Großen", „Erwachsenen" aufgenommen werde. Dieses Versprechen, sowie der dazugehörige, noch mächtigere Zwang veranlaßten das Kind zu zeitweiser Dissimulation, resp. Identifizierung mit den Verbietenden. Doch erwies sich diese Mischung von Dissimulation und Identifizie-

8) „The Psycho-Analysis of the Uncanny", Int. Journal of Ps.A. (London 1934). — „Zur Problematik des oralen Pessimisten" (Imago, Bd. XX, 1934); resp. „Talleyrand — Napoleon — Stendhal — Grabbe" (Int. Psa. Verl., Wien, 1935, Kapitel IV). — Gem. mit L. Eidelberg: „Der Mammakomplex des Mannes", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933. — Gem. mit L. Jekels: „Übertragung und Liebe", Imago, Bd. XX, 1934. — „Bemerkungen über eine Zwangsneurose in ultimis. — Vier Mechanismen des narzißtischen Lustgewinns im Zwang", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936. — „Das Mißverständnis Heinrich Heine". Eine psychoanalytisch-biographische Studie (In Buchform im Erscheinen).

rung — wir wissen durch Ferenczi und Anna Freud[9], daß das Kind vorerst Gehorsam gegenüber den Geboten und Verboten der Erwachsenen heuchelt,[10] um diese erst später durch Identifizierungen mehr oder weniger starr aufzunehmen — sehr bald als Fiasko. Denn bei dieser Identifizierung stand neben Zwang die Vorstellung des Kindes Pate, die Erwachsenen seien allmächtig. Nun erweist es sich aber recht bald für das Kind, daß die Allmacht der Erwachsenen nicht existiert, d. h. lediglich eine eigene projektive Fiktion darstellte. Daß diese Erkenntnis nicht sofort alle Identifizierungen zertrümmert, sondern diese bloß erschüttert, hängt damit zusammen, daß ja der Zwang zur Realitätsanpassung das Kind ständig begleitet. Die Folge ist, daß meist an Stelle von Rebellion bloß Sehnsucht nach dem verlorenen paradiesischen Zustand der Allmachtsfiktion tritt.

Ein Beispiel möge dies klar machen. Im „Jean Christoph" von Romain Rolland wird folgende Szene geschildert (Bd. I. S. 26.):

> Er (das Kind) ist auch ein Zauberer. Er wandert mit großen Schritten durch die Felder, schaut den Himmel an und bewegt lebhaft die Arme. Er befiehlt den Wolken. Er will, daß sie mehr nach rechts gehen. Aber sie gehen nach links. Da schilt er sie und wiederholt seinen Befehl heftiger. Klopfenden Herzens belauert er sie mit einem Seitenblick und paßt auf, ob nicht wenigstens eine kleine ihm gehorche. Aber sie laufen alle ruhig weiter nach links. Nun stampft er mit dem Fuß und droht ihnen mit seinem Stock und heißt sie nach links gehen. Und wirklich, diesmal gehorchen sie aufs Wort. Er ist glücklich und stolz auf seine Macht.

Der erwachsene Jean Christoph wird Dirigent und Komponist werden wollen und in diesen Berufen neben der Sublimierung seiner prägenitalen Wünsche (z. B. Exhibition: der Puerile hat beim Dirigieren plötzlich den Drang, sich *coram publico* nackt auszuziehen) einen Unterschlupf für seine Allmachtsfiktion suchen, kaum aber an der infantilen Form des Wolkendirigierens festhalten. Dieser scheinbare Bedeutungswandel — in Wirklichkeit handelt es sich bloß um einen, allerdings unbewußt vor sich gehenden Kostümwechsel — ist für alle Entwicklung der Allmachtsfiktion charakteristisch. Anders ausgedrückt: Das Realitätsprinzip, dessen Repräsentanten wir nun durch Identifizierungen selbst geworden sind, gestattet uns nicht mehr die ursprüngliche Form der Allmachtsfiktion aufrechtzuerhalten. Anderseits hat sich aber „auch hier der Mensch unfähig erwiesen, auf ein Stück genossener Lust zu verzichten", wie Freud in anderm Zusammen-

9) Siehe die Diskussionsbemerkung Anna Freuds zu meinem Vortrag „Das Plagiat", zitiert in „Psychoanalytische Bewegung", Bd. IV, 1932, S. 409 f., Anm. 2.

10) Vgl. die Arbeit des Verf. „Zur Psychologie des Heuchlers". Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 9. Mai 1934. Vorläufige Mitteilung, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935. S. 96.

hange äußert, und ist keineswegs gewillt, der Allmachtsfiktion zu entsagen. Als Verbindungsglied und zugleich Kompromiß zwischen Lust- und Realitätsprinzip schiebt sich hier die *ratio*, die Vernunft ein: Unter dem Mäntelchen der Vernunft, der geistigen, intellektuellen Leistung toleriert das Realitätsprinzip den alten Götzendienst am Altar des Lustprinzips. An und für sich ist es gar nicht so selbstverständlich, weshalb die erwachsenen Jean Christophs über das Wolkendirigieren des Kindes überlegen und ironisch lächeln und das Orchesterdirigieren tief befriedigt als vernünftige, sozial hochwertige Leistung hinnehmen. Führen wir freilich die Momente des Geldverdienens und der sozialen Wertung ein, dann wandelt sich das Bild gründlich. Was also das Realitätsprinzip vor allem auszeichnet und ihm Macht verleiht, ist: beruflicher Erwerb, bezw. soziale Anerkennung der Umwelt mit konsekutivem Sich-selbst-ernstnehmen, durch Identifizierung mit den Vorstellungen der Erwachsenen — um den Preis des Verzichtes auf das infantile Allmachtsgefühl.

Gesetzt den Fall, wir haben es, wie dies in Analysen jeder von uns wiederholt erlebte, mit einem Menschen mit Zügen von *moral insanity* zu tun, der alles, was an „Bourgeois-Ideologie" gemahnt, ironisch lächelnd nicht anerkennt oder übertritt. Die einzige Waffe, die wir einem solchen Menschen gegenüber haben, ist das Aufzeigen der Ursachen seines Andersseins und der Hinweis auf die Selbstschädigungstendenzen, die unseren Worten erst Nachdruck verleihen. So hatte z. B. ein koprophemer Patient, den ich andernorts beschrieb[11], die Gewohnheit, auf der Straße unbekannten Frauen obszöne Worte analen Inhalts zuzuflüstern, wobei er Größenideen auslebte:

„Es ist großartig", sagte Patient wörtlich, „wie man mit einem Wort eine Frau in Verlegenheit bringen kann. Die Frauen werden erst rot vor Scham und dann wütend. Daß sie rot werden und sich genieren, genügt mir. Ich komme mir vor, wie ein Zauberer, der unendliche Macht besitzt."

Die Analyse der Koprophemie gehört nicht hieher und wurde in anderem Zusammenhang versucht. Uns interessiert nur die Tatsache, daß der Patient (der übrigens wegen Kleptomanie in die Analyse kam, pathologischer Hasardeur war und eine Reihe anderer *moral-insanity*-Züge aufwies) darauf beharrte, das Lustvolle bei seinen koprophemen Praktiken sei das Gefühl, ein mächtiger Zauberer zu sein.

Der Lustgewinn, den er aus seiner Koprophemie zog, war eine Mischung von Sadismus, weiblicher Identifizierung, Voyeur-, resp. Exhibitionslust und

11) „Über obszöne Worte". Vorläufige Mitteilung in Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934. Die Originalarbeit erschien in The Psychoanalytic Quarterly (New York), vol. V, 1936, H. 2.

Betätigung der Allmachtsfiktion. Er genoß lustvoll das Sichschämen der Frauen und identifizierte sich zugleich mit ihnen, wodurch er selbst der Beschämte war (zugleich Vorwegnahme der Über-Ich-Bestrafung). Da ferner bekanntlich nach Freud jeder Voyeur in der Identifizierung mit dem Objekt auch Exhibitionist ist (und umgekehrt), genoß der Patient auch dies.

Nach Durcharbeitung der Motive seiner Koprophemien zeigte ich ihm, daß der von ihm so verachtete „Alltagsmensch" andere Formen der Betätigung seines Größenwahnes anwende, Methoden, die vielleicht weniger lustvoll, aber sicher weniger gefahrvoll seien. Tags darauf stürmte Patient in die Ordination und fragte: „Wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich jetzt wieder ausschließlich aufs Kartenspielen verlegen würde?" Und nun setzte er mir auseinander, daß er z. B. beim „Einundzwanzig" — einem Hasardspiel, bei welchem die Höchstzahl 21 ist und die am nächsten an diese Grenze kommende Pointzahl gewinnen läßt —, wenn er mit einem As in der Hand ein zweites herbeiwünsche („herbeibefehle") und es tatsächlich zufällig als zweite Karte erhalte, ebenso seine fiktive Allmacht betätige wie bei der Koprophemie. „Und doch haben Sie", argumentierte der Patient ironisch und zum Schein indigniert, „mir gegenüber behauptet, daß mein Kartenspiel ebenso krankhaft ist, wie mein Stehlen und mein ‚Errötenmachen' der Frauen." (So bezeichnete Patient züchtig seine Koprophemie.) „Was wollen Sie eigentlich?"

Dieser witzige Patient brachte also selbst den Schlüssel zum Problem, indem er auf die Allmachtsphantasie beim Hasardspiel hinwies. Tatsächlich ergab sich — und der Patient bewies mir all dies mit sophistischer Spitzfindigkeit —, daß das Hasardspiel ja im Gegensatz zur Koprophemie ein sozial praktisch geduldetes Mittel zur Allmachtsbetätigung und zum Gelderwerb sei; weshalb sei es also neurotisch? Er finde, so meinte er mokant, daß die Koprophemie eigentlich moralischer sei als das Hasardspiel, weil sie nicht in Verbindung mit Geldaffären stehe. Trotzdem verpöne die Gesellschaft die Koprophemie und toleriere das Hasardspiel. Was solle man von diesen Inkonsequenzen bürgerlicher Moral halten?[12]

Wir sehen also, daß der Patient aus seinem Widerstand heraus eine geistvolle Plattform gefunden hatte, die er reichlich ausnützte. Dieser Widerstand gab aber Gelegenheit, das als Aperçu hingeworfene Argument von den „allmächtigen Wünschen" bei der Gewinnchance näher zu analysieren. Der Patient hatte nach der Pubertät — in chronologischer Reihenfolge — drei

12) In geschickter Weise versuchte er den Analytiker immer wieder auf das schwierige Terrain der moralischen Werturteile zu lotsen und bezeichnete die Weigerung des Analytikers, ihm auf diesen sich der Kompetenz der Analyse entziehenden Boden zu folgen, als „weltfremd".

Phasen seiner neurotischen Allmachtsfiktion durchgemacht: in der ersten betätigte er sich kleptoman, in der zweiten koprophem, in der dritten hasardierte er. In späterer Zeit waren diese Phasen nicht völlig getrennt, dagegen verstärkte sich sofort die Lust zum Hasardieren, wenn der Patient die Koprophemie oder Kleptomanie zu unterdrücken versuchte. In dieser Phase verspielte der Patient regelmäßig sein Monatsgeld, so daß er hungerte, wenn er sich nicht durch neue Durchstechereien Geld verschaffte.

Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß die triebhaften Grundlagen des Hasardierens, der Kleptomanie und Koprophemie mit der Allmachtsfiktion nicht identisch waren. Doch zeigte es sich, daß die Durcharbeitung der phallischen und analen Ödipuswünsche und konsekutiven Onaniebestrafungsäquivalente die Störungen nicht völlig erklären, da immer ein Rückstand der „Allmachtsfiktion" übrigblieb, der in die Symptome mitverwoben und mitgenossen wurde. Es handelte sich um ein quantitativ wirksames Plus zu analytisch längst Bekanntem.

Die weitere Analyse des Patienten ergab, daß seine *moral-insanity*-Symptome auch überstarke Aggressionen gegen die Mutterrepräsentanz waren (der Vater war einige Wochen vor Geburt des Patienten gestorben), wobei er sein Über-Ich nach dem Prinzip der von Alexander beschriebenen Zweizeitigkeit — erst Strafe, damit Erkaufen der Erlaubnis zu verpöntem Tun — beschwichtigte, d. h. die Patronanz desselben nach dem Prinzip der „Bestechung des Über-Ichs" erkaufte. So hatte er ständig geschäftlich „Pech", eine Attitude, die von ihm selbst unbewußt herbeigeführt wurde. Im Hasardspiel war diese Aggression, wie die Analyse zeigen konnte, dem Patienten völlig unbewußt, aber besonders klar. Die Mutter hatte ihm stets gepredigt, man müsse „vernünftig" sein. Was nützt aber alle Vernunft beim Hasardspiel, bei dem gerade der unberechenbare Zufall regiert?[13] Im Hasardspiel lag eine posthume Aggression gegen die das Realitätsprinzip, d. h. den Verzicht auf die Lust und die Allmacht predigende Mutter. Patient hatte demgemäß, ohne von den Ursachen dieses Tuns eine Ahnung zu haben, ein sonderbares Spielsystem: er tat aus innerem Drange stets das — Unerwartete. So zog er z. B. bei „Einundzwanzig" regelmäßig bei 18 noch eine Karte (ein seltenes Wagnis), um ja nur 21 zu haben. Er war beim Poker ein Meister im Bluffen. Jede dieser Aktionen war eine Aggression gegen die „Vernunft", ein Bestehen auf einer supponierten Allmacht.

Bezüglich der Gewinnchancen konnten beim Patienten zwei Phasen unterschieden werden. In der einen war er von einer nicht zu überbietenden Fröh-

13) „Das Spiel ist der Bankrott menschlichen Geistes" sagte Schopenhauer.

lichkeit, von Sorglosigkeit und Selbstvertrauen erfüllt. In dieser Phase machte er zur Verblüffung der Mitspieler lauter Husarenstücke und — gewann. In der zweiten — wie die Analyse ergab: passiv-homosexuellen —, benahm er sich anfangs ähnlich, ließ sich aber übertölpeln, vom jüngsten Neuling überlisten. Die Analyse zeigte, daß er in der ersten — sieghaften — Phase die Aggression gegen die (phallisch gedachte) Mutter auslebte, die sich daraus ergebenden Schuldgefühle in der zweiten — „zerquetschten" — Phase in Form einer passiven Analität mit unbewußten passiven Kastrationsphantasien abbüßte. Er war also in der einen Phase ein gefährlicher Spielgegner, in der anderen aber Beute jedes Anfängers. Die Inkonsequenz seines Verhaltens war dem Patienten bekannt (so stammte z. B. das Wort „zerquetschte" Phase von ihm), er wußte auch zu Beginn der zweiten Phase, daß er „möglicherweise" verlieren würde, spielte aber trotzdem weiter.

Zum besseren Verständnis sei ein Stück des Entwicklungsganges des Patienten nachgetragen:

Er war das einzige Kind einer Ehe, die bloß einige Monate gedauert hatte. Der Vater ertrank vor Geburt des Patienten bei einer Schiffsreise. Die Mutter war eine überaus energische, männliche Frau, die sich nach dem Tode des Mannes, der sie völlig mittellos zurückließ, eine Existenz als Kantinenbesitzerin in der Nähe von Kasernen verschaffte. Auf diese Weise konnte sie die beiden Kinder — der Patient hatte einen um drei Jahre älteren Halbbruder aus der ersten Ehe des Vaters — ernähren. Die Mutter wird vom Patienten als „Halbwilde" geschildert: energisch, unbeugsam, „trotzig, wie ein störrischer Esel", roh und brutal, in der Erziehung überstreng und prüde, schlief sie angeblich mit einer Menge Soldaten. Es konnte in der Analyse vorerst nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden, inwieweit die diesbezüglichen Angaben des Patienten neurotische Anklagen aus der Ödipuszeit oder Realität waren; die Angaben eines Bruders der Mutter verifizierten später die Beschuldigungen des Patienten. Darnach war die Mutter des Patienten ein triebhafter Mensch, der tatsächlich alle paar Wochen den „Hauptliebhaber" wechselte, in der Zwischenzeit sich aber gleichzeitig auch anderen Soldaten hingab. Der Patient bezeichnete seine Mutter in seinen Gedanken in späteren Jahren mit dem Spitznamen „Dreyfus", auf Grund des bekannten Witzes von der Frau, an deren Unschuld die Armee nicht glaubte. Er behauptete, wiederholt Zeuge des Geschlechtsverkehrs der Mutter mit Soldaten gewesen zu sein, von Szenen, die er eine kurze Zeit lang zu bewußten Onaniephantasien verwertete, wobei er sich in beide Rollen hineindachte, um später an Stelle der Mutter eine Bedienerin derselben zu setzen. Vor allem spielt ein Vorfall eine große Rolle, in welchem ein hünenhafter Soldat die Mutter vergewaltigte, indem er die rechte Brust derart stark preßte, daß sie alles mit sich geschehen ließ. Diese Szene war verdrängt und fiel dem Patienten plötzlich ein, als in der Analyse seine sonderbare Nachpubertätsgewohnheit besprochen wurde, die Frauen durch Kneifen der Analbacken „verführen" zu wollen. Der Patient war damals der Meinung, es sei dies d i e Verführungsmethode, der keine Frau widerstehen könne. Es zeigte sich auch, daß

diese aggressiven Praktiken an den Analbacken das Vorstadium seiner Koprophemie waren. Eines Tages — er konnte dafür begreiflicherweise keine Erklärung geben — gab er „diese Scherze", wie er sagte, auf und „verlegte sich" auf das Aussprechen obszöner Worte. Interessant war, daß dabei zwei Bedingungen bestanden: die Frauen, denen er diese Worte zuflüsterte, mußten ihm unbekannt sein und die ganze Szene mußte sich auf der Straße abspielen. Die Analyse ergab, daß er damit alle Frauen zu Dirnen machte (Straße!) und sich in seiner Koprophemie auf der Flucht vor einer bestimmten Frau — der Mutter — befand, deshalb die erwähnte Bedingung der fremden Frau. Das „Zwicken" der Analbacken entsprach einer Verschiebung von der Brust auf die Globi, offenbar war die Brust infolge der durch das Mitansehen der Vergewaltigung aktivierten alten oralsadistischen Wünsche nicht mehr bewußtseinsfähig.

Patient schilderte die Wirkung der Männerbeziehungen der Mutter auf sich so, daß er vor ihr keinen „Respekt" mehr haben konnte. Die Rationalisierung lautete, daß er sich chronisch „umstellen" mußte, da die jeweiligen „Onkel" Verschiedenes von ihm verlangten: der eine wünschte ihn brav, der andere draufgängerisch, dieser beschimpfte ihn, weil er still gewesen, jener, weil er kindisch herumgetollt hatte. Bezeichnend war, daß er diesen Onkeln, d. h. den jeweiligen Liebhabern der Mutter, gegenüber äußerst fügsam und devot war; der Knabe nahm gelehrig die divergierenden Gebote und Verbote der Männer an, während er der Mutter gegenüber immer größere Renitenz zeigte, so daß diese ihn eines Tages kurz entschlossen aus dem Hause wies und sich erst nach einiger Zeit entschloß, ihn zu einem Installateur in die Lehre zu geben. Dort kam es zu den ersten kleptomanen Handlungen: während er Geld nicht anrührte, stahl er ständig Glühlampen, zerschlug sie und warf sie ins Klosett. In späterer Zeit verkaufte er sie und verspielte das Geld beim Hasardspiel. Eine Erklärung konnte er für diese Handlung nicht beibringen — „es hat mich halt gepackt, ich mußte es tun" —, auch nicht, als er deshalb von seinem Chef entlassen wurde. Der Mutter gegenüber erklärte Patient, er hätte aus Trotz gestohlen, „um ihr Schande zu machen". Doch war dies bloß ein zwar wichtiges, aber nicht entscheidendes Motiv. Das unbewußt Triebhafte aller seiner kleptomanen Handlungen war stets eine Wiederholung der verdrängten Vergewaltigungsszene der Mutter durch den Soldaten: die gewölbten Gegenstände[14] repräsentierten die Brust der Mutter, die er an sich nahm und zerstörte, d. h. abriß (zutiefst abbiß).

Von hier aus ergab sich auch eine weitere Determinante des Spitznamens „Dreifus". Der dritte Fuß waren die als Doppelphallus perzipierten Mutterbrüste, wobei der Patient unbewußt die Vorstellung entwickelte, er sei um diese

14) Im späteren Verlaufe traten an Stelle der Glühbirnen alle möglichen „dicklichen" Gegenstände, wie Nippes, Gummibälle, Teetassen etc. — Eine spezielle Determinante, weshalb ursprünglich gerade Glühbirnen gestohlen wurden, ergab sich nicht, was nicht weiter verwunderlich war, da die symbolische Äquivalenz Glühbirne = Brust von Anfang an gegeben war. In höheren Schichten war die mütterliche Phallusbedeutung der Glühbirne mit konsekutiven Kastrationsphantasien sichtbar. Weitere Determinanten waren anale Kindesbedeutung (der Patient zerschlug die Glühbirnen im Klosett), bezw. Aggressionen gegen den jeweiligen Geliebten der Mutter.

Brüste von der Mutter verkürzt worden. Eine Bestätigung dieser sonderbaren Annahme entnahm der Patient einer zufälligen Begebenheit: der Milchbruder des Patienten war im Gegensatz zum überschlanken Patienten besonders fett und hatte schon in der Kindheit Fettansammlungen an den Globi und Brüsten. Diesen Bruder haßte der Patient, beschuldigte die Mutter, den Bruder ihm vorzuziehen, und wurde „aus Prinzip", wie er sich ausdrückte, sein Gegenstück: war der Bruder „brav", war er schlimm, entwickelte sich der Bruder zum Musterknaben, wurde der Patient zum „Schandfleck der Familie" und — nach dem Ausspruch der Mutter — zum typischen Taugenichts.

So zieht sich durch die Kindheit des Patienten das Symptom des ungeheueren Trotzes. Die Mutter, die in höherem Alter moralisch wurde, litt unter den Diebstählen — denn als solche präsentierten sich die kleptomanen Handlungen der Außenwelt — in stärkstem Maße. Die Trias: Kleptomanie — Koprophemie — Hasardspiel vernichtete chronisch jede Existenzmöglichkeit und führte dazu, daß sich der Patient noch als 30jähriger Mann von der Mutter erhalten ließ, was gut zu seiner oral-parasitären Bindung an die Mutter der Präödipalzeit paßte; schon sein übermächtiger „Mammakomplex" wies ja darauf hin.

Bei der Analyse dieser pathologischen Persönlichkeit konnte die ganze Kette seiner Allmachtsphantasien rekonstruiert werden, eine Rekonstruktion, die vom Individuellen abgesehen, Allgemeingültigkeit beansprucht:

1. Autarkische Fiktion.

Diese Phase — von Jekels und mir beschrieben[15] — fällt in den Bereich der Ferenczischen „bedingungslosen Allmacht", zum Teil auch der „magisch-halluzinatorischen". Gemeint ist ein Zustand, in welchem das Kind zwischen seinem Ich und den Objekten keine Schranken setzt und letztere als zum eigenen Ich gehörig betrachtet. Als Paradigma ist etwa das Stadium zu nennen, in welchem die nahrungspendende mütterliche Brust vom Kinde als Teil des eigenen Körpers empfunden wird. Jekels und ich leiten aus diesem Vorgang das Streben nach dem „narzißtischen Restitutionsversuch" in Form von Objektsuche und Liebe ab, um den Menschen derart zur verlorenen narzißtischen Einheit zu verhelfen, ein Vorgang, der allerdings durch intrapsychische Abwehr des unbewußten Schuldgefühls mittels Projektion des Ich-Ideals kompliziert, resp. mitdeterminiert wird.

Es ist selbstverständlich, daß das Hervorheben des narzißtischen Anteils in der Liebesbeziehung den Unterschied zwischen narzißtischer und Objektlibido nicht aufhebt. Die glücklichste Formulierung über den Unterschied zwischen beiden stammt von Eidelberg. Er bezeichnet als Objektlibido „jene Libido, die der Außenwelt zugewendet ist und der die vier

15) S. „Übertragung und Liebe", Imago, Bd. XX, 1934.

verschiedenen Qualitäten zugehören: die orale, anale, phallische und genitale." Soweit der Verliebte also im Projektionsvorgang der Liebe am geliebten Objekt eigene Einstellungen wiederzufinden glaubt, liegt ein narzißtischer Vorgang vor, soweit am Liebesobjekt eine der vier Qualitäten befriedigt wird, ein objektlibidinöser.

Unser Patient zeigte Störungen des normalen Auswegs aus dem Dilemma der autarkischen Fiktion in Form der Liebe: Er war zu einer normalen Liebesbeziehung unfähig und wiederholte in Form der Koprophemie und der Kleptomanie die infantilen oral-sadistischen Aggressionen gegen die Mutterbrust teils in direkter, teils in unbewußt verschobener Form mit konsekutiven Selbstschädigungen. Die „große Verführungsszene" hatte deshalb so nachhaltigen Eindruck auf den Patienten gemacht, weil sie altes, nie erledigtes Wunschmaterial eruptiv hochkommen ließ.[16] Weiters bediente er sich vielfach „autarkisch" mitbedingter Abwehrmethoden: des „masochistischen Mechanismus"[17] (Eidelberg), des „Mechanismus der Heuchelei" (siehe z. B. sein Verhalten zu den verschiedenen Liebhabern der Mutter). Von besonderer Art war sein Verhalten zum „oralen Pessimismus". Näheres darüber wird später berichtet werden.

2. Allmacht der Exkremente und des Penis („Dingliche Allmacht").

Diese von Abraham und M. Klein[18] hervorgehobene Phase entspricht zum Teil dem Ferenczischen Stadium der Allmacht „mittels magischer Gebärden".

Auch den Exkrementen eignet nach diesen Untersuchungen in der Vorstellung des Kindes Allmacht, so etwa im Beispiel des von Abraham beschriebenen Knaben, der am Meeresstrande urinierend behauptete, er hätte das Meer damit erschaffen. Unser Patient erinnerte folgendes Spiel: Als vier- bis fünfjähriger Bub hatte er die Gewohnheit, „Stuhl-Pyramiden", wie er es in der Analyse bezeichnete, zu „bauen". Mittels einer speziellen Technik, die er erfunden hatte, setzte er seine Fäzes in Form einer

16) Vom Standpunkt des Ödipuskomplexes war der ständige Wechsel der Liebhaber für den Patienten ein Acquit, daß die Mutter für ihn doch erreichbar sein könnte. Es ist eine Erfahrungstatsache, die ich wiederholt beobachten konnte, daß realer Wechsel der Objekte von seiten der Eltern (Tod, Scheidung, Tausch des Liebhabers) geradezu katastrophale Wirkungen hat: die alte Wunschphantasie des Ödipuskomplexes wird in Realitätsnähe gebracht. In diesem Fall kam noch hinzu, daß Patient ein „heteronomes Über-Ich" (Jakob Hoffmann) entwickelt hatte und die divergierenden Erziehungseinflüsse einen „triebhaften Charakter" (Reich) zustande kommen ließen.

17) Zutiefst war ja sein ganzes Hasardieren ein solcher masochistischer Mechanismus.

18) Zusammenfassende Darstellung in „Die Psychoanalyse des Kindes". Int. Psa. Verl., Wien 1932.

spitz zulaufenden Pyramide ab, rief dann regelmäßig die Mutter, zeigte ihr stolz sein Werk und fragte, ob das nicht ein schöner Rathausturm sei, wobei er bramarbasierend erklärte, er habe auch den echten Rathausturm mit Exkrementen gebaut; dabei imitierte er das Glockenschlagen der Turmuhr seiner Heimatstadt. Diese Fäzes-Exhibition wurde weitgehend gehemmt, als die Mutter eines Tages folgende Einschüchterungstechnik anwandte, nachdem alle anderen Abwehrmethoden zur Eindämmung dieses Spieles scheiterten (kam die Mutter nicht, dann brüllte das Kind halbe Stunden lang): die Mutter sagte ihm während eines Gewitters, jetzt habe der Blitz in den Rathausturm eingeschlagen. Die Wirkung war überraschend: der Patient gab sein Spiel auf, bekam Angst, das Klosett aufzusuchen (besonders die Wasserspülung erregte seine Angst), und hielt tagelang den Stuhl zurück. Diese anal perzipierte Kastrationsangst wirkte sich begreiflicherweise auch phallisch aus, umsomehr als ja die anale Exhibition zum Teil auch regressive Stellvertreterin der phallischen war. Beweisend dafür war, daß der Patient, der auch an Gewitterangst litt, jedesmal, wenn er bei einem Gewitter Angst hatte, ein peinliches Gefühl im Penis verspürte und — offenbar als Nachwirkung der Kastrationsangst — Diarrhöe bekam. Diese Wechselwirkung anal-phallischer Kastrationsmechanismen führte auch zu einer weitgehenden Herabsetzung seiner genitalen Potenz, wie denn der Patient überhaupt am genitalen Akt weitgehend desinteressiert war. Vor allem war seine Potenz sehr launenhaft, orgastisch völlig ungenügend, auch hielt er beim Koitus das Ejakulat bewußt zurück. Ich habe diesen Typus in meiner Arbeit über Ejakulationsstörungen erwähnt und darauf aufmerksam gemacht, daß neben sadistischen Motiven vor allem unbewußte Kastrationsangst eine Rolle spielt, wobei die Vorstellung vorherrscht, daß gerade das Abfließen des Ejakulats gefährlich sei und „aphanische Wirkungen" (Jones) mit sich bringe. Beim Patienten lag die so häufige Identifizierung von Sperma = Fäzes = Urin vor und die letzteren zwei Glieder der symbolischen Gleichung rührten sofort an seine eben erwähnten analen Kastrationsängste. Die Analyse ergab, daß hier nebenbei auch ein Nachklang der Lehren der Mutter, man müsse „vernünftig" sein, vorlag, wobei er in infantiler Weise das Gebot durch die kompromißweise Lösung des Onanierens bei gleichzeitiger Spermaretention löste.[19]

19) Es war für mich sehr interessant zu lesen, daß Dostojewski wiederholt behauptete, er könnte mit seinem Roulettesystem sicher gewinnen, wenn er nicht die Herrschaft über sich verlöre. So heißt es z. B. im Brief Dostojewskis an seine Frau (Homburg, 22. V. 1867.):

„. . . Also: ich habe bereits etwa zwanzigmal bei Spielbeginn die Erfahrung gemacht, daß, wenn man kaltblütig, ruhig und berechnend operiert, es keine Möglichkeit gibt, zu verlieren! Ich schwöre dir, nicht einmal die Möglichkeit ist da! Folglich habe ich diese Chance voraus; aber wie war es gewöhnlich? Ich begann zumeist mit vierzig

Der Patient erzählte auch, daß er in der Pubertät in der Form onanierte, daß er den Samen zurückhielt. Der genitale Akt war — auch in den Fällen, in denen die Aktion nicht gestört war, — gar nicht lustvoll und stand, wie der Patient sagte, „in keinem Verhältnis zur großen Lust beim Errötenmachen der Frauen". Auch war es beim Patienten zur typischen Fiktion der Allmacht des Penis nicht gekommen, resp. es waren die Ansätze dazu sehr früh durch die damals noch nicht gelöste Koppelung: Kotpyramide = Penis und durch die von der Mutter ausgehenden analen und wahrscheinlich auch direkt phallischen Kastrationsdrohungen in ihrer Entwicklung gehemmt worden. So rekurrierte der Patient von dieser dinglichen Allmachtsstufe auf die gedankliche und verbale: auf die Koprophemie, resp. das Hasardspiel. Ein Rest der Allmachtsfiktion der magischen Geste war lediglich noch die Kleptomanie.

3. *Allmacht der Gedanken.*

Die großartigen Untersuchungen Freuds über die Zwangsneurose und „Totem und Tabu" haben die Allmachtsfiktion mittels der Gedanken zum analytischen Gemeingut gemacht.

Der Übergang zwischen der dinglichen Allmacht („Allmacht der Exkremente und des Penis") und der Allmacht der Gedanken — sie entspricht auch der III. Ferenczischen Phase — wurde bisher nicht ausgearbeitet. Ich möchte hier darauf verweisen, daß wir möglicherweise in einem Hinweis von Jones und Ophuijsen das fehlende Zwischenglied vor uns haben Die Autoren zeigten nämlich, daß im Unbewußten Gedanken den Fäzes und dem Flatus gleichgesetzt werden. Dies wäre also m. E. die fehlende Verbindungsbrücke zwischen Phase II und III.

In meiner Arbeit über das „Unheimliche" habe ich auf das früher erwähnte Zitat von R. Rolland als einen Beleg für die Kompliziertheit der einzelnen

---

Gulden, nahm sie aus der Tasche, setzte mich hin und machte Einsätze zu einem und zwei Gulden. Nach einer Viertelstunde gewöhnlich hatte ich das Doppelte gewonnen. Da hätte ich nun haltmachen und weggehen sollen, zum mindesten bis zum Abend, um meine erregten Nerven zu beruhigen, umsomehr, als ich die zuverlässige Beobachtung gemacht habe, daß ich beim Spiel nicht länger als eine halbe Stunde ruhig und kaltblütig bleiben kann. So aber ging ich nur weg, um eine Zigarette zu rauchen und kehrte sofort zurück . . . die Kaltblütigkeit verschwand, die Nerven wurden erregt, ich begann zu riskieren, ärgerte mich, setzte bereits ohne alle Berechnung und verspielte . . ."

Auf Grund von Analyseerfahrungen darf die Vermutung geäußert werden, daß dieser Tatbestand — in die Sprache des Unbewußten übersetzt — lautet: Onanie ist erlaubt, Ejakulation verboten. S. meinen Aufsatz „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934, bezw. Int. Journal of PsA., 1935. Ferner: „Ergänzungen zum Krankheitsbild der psychogenen oralen Aspermie", ebendort im Erscheinen.

Übergangsphasen verwiesen und nannte dies „Allmacht um den Preis von Konzessionen". E. P. Hoffmann beschrieb in anderem Zusammenhang einen ähnlichen Vorgang als „nachträgliche Sanktionierung".

Der Hasardspieler rekurriert auf die Allmacht der Gedanken, wenn er, wie mein Patient es plastisch ausdrückte, eine Karte oder Zahl mittels Gedanken „herbeibefiehlt". Dabei ist jedes Spiel eine Frage an das Schicksal, d. h. zutiefst an die Mutter: liebst du mich? Als ich dies dem Patienten auseinandersetzte, fragte er ironisch, weshalb denn die Spieler diese Frage nicht in der den Liebenden eher geziemenden Form des Auszupfens einer Marguerite vorbringen? Der berechtigte Einwand rührte an das früher erwähnte Problem: das Realitätsprinzip gestattete uns nicht, die ursprüngliche Form der Allmachtsfiktion unverändert aufrechtzuerhalten, und erzwingt die rationale Maskierung. Ich sagte bereits, daß das Realitätsprinzip unter dem Mäntelchen der Vernunft, der geistigen, intellektuellen Leistung den alten Götzendienst am Altar des Lust-, d. h. Allmachtsprinzips gestattet. Das ist zutiefst die Ursache, weshalb sich das reine „Glücksspiel" zum „Vernunftspiel" entwickelte. Und es berührt den Wissenden seltsam, wenn etwa der Schach-, der Tarock- oder Bridgespieler verächtlich auf den Roulette-, Poker-, Bakkarat- oder Makaospieler herabsieht. Die Einschaltung der Vernunft hat dem Orakelhaften des Spiels[20] nur scheinbar Abbruch getan, das Irrationale nicht ausgeschaltet. Und wenn der Zufall (Kartenfolge!) — nach einem guten Wort Th. Reiks „das inkognito reisende Schicksal" — durch die Allmacht der Wünsche wettgemacht werden soll, sind wir wieder beim alten Orakel, das zu unseren Gunsten gewendet werden soll, angelangt. Gerade die Metamorphose des reinen Hasardspiels zum „Vernunftspiel" zeigt die Ohnmacht des Versuchs, das Irrationale und Unbewußte beim Spiel auszuschalten. Der beste, geistvollste Spieler ist machtlos gegenüber der schlechten Karte. Die Berufung auf die Vernunft verdeckt nur notdürftig das wirklich Lustvolle am Spiel: das Hervorholen der alten Allmachtsfiktion der Kindheit. Und wenn der Erwachsene nicht mehr mit Puppen spielt und diese Puppen modernst drapiert, — auch automatisierte Puppen bleiben Puppen.

Sehr gut paßt dazu, daß jeder leidenschaftliche Hasardspieler zwei Eigenschaften aufweist, die der „Allmacht der Gedanken" stets wie ein Schatten folgen: den Aberglauben und die peinlich genau einzuhaltende Systemsucht. Das System des Spielers hat, so wertlos es auch beim Hasardspiel ist, den Vorteil der Befreiung von der Ambivalenz.

20) Eine alte nichtanalytische Theorie über die Entwicklung des Hasardspieles behauptet dessen Abkunft vom Orakelwesen.

Man könnte einwenden, die Idee der Allmachtsfiktion passe bloß für die reinen Hasardspiele. Aber selbst die Königin der Vernunftspiele: das Schach, hat eine ähnliche Entwicklung von der Allmachtsfiktion zur *ratio* mitgemacht. Ich zitiere folgende Stelle aus der Einleitung F. Ecksteins zu „Dostojewski am Roulette":

> ... Und es mag ... nicht ohne Interesse sein, daß auch bei der ältesten Form des Schachspiels, dem uralten „Tschaturanga" der Inder, und wohl auch bei anderen Brettspielen nach Ansicht bedeutender Forscher die beiden Partner vor jedem Zug über die Art der nächstfolgenden zu würfeln hatten, so daß also auch hier das an sich durchaus rationale Brettspiel von gänzlich unberechenbaren, zufälligen und fremden Einflüssen beherrscht war, ein wundervolles Sinnbild des unendlichen Lebens, das immer wieder alle unsere Voraussicht und vermeintliche Weisheit zuschanden macht...

Man sieht: genetisch betrachtet, darf man das königliche Schachspiel mit der vulgären Roulette nennen, wenn auch damit die Differenz zwischen beiden nicht bestritten werden soll.

Einige Fragen tauchen auf: Was will der Hasardspieler eigentlich erzwingen? Angenommen den Fall, er hätte gesetzt und gewonnen, die Frage an das Schicksal wäre positiv ausgefallen. Warum gibt er sich nicht zufrieden, warum zieht er sich nicht mit dieser Bestätigung des Geliebtwerdens zurück? Warum spielt er trotzdem weiter? Warum ist der Spieldrang nicht zu befriedigen? Und weiter: Ist der Spieler ein unentwegter Optimist oder setzt er das Spiel weiter fort trotz der pessimistischen Voraussicht, daß er auf die Dauer verlieren müsse?

Die analytische Erfahrung belehrt, daß die Wiederholung des Hasardspiels *ad infinitum* — pausenloses, jahrelanges Hasardieren ist die Regel, die bloß durch Geldmangel unterbrochen wird[21] — die nicht zu überbietende unbewußte Lust am Spiel und zugleich ihre ständige Bedrohung und Neutralisierung durch das ebenfalls nichtabzusättigende Strafbedürfnis beweist. Hier ist auch all das einzufügen, was wir durch Freud über die Theorie des kindlichen Spieles wissen, wobei das wesentlichste Motiv der unbewußte Wiederholungszwang darstellt[22]. Anders ausgedrückt: passiv Erlebtes wird zwecks psychischer Erledigung aktiv wiederholt. Beim Hasardspiel werden Elemente der Lust- und Straftrias (s. später) wiederholt (vor allem passiv erlebter Allmachtsverlust und Onanieverbote),

21) Dostojewskis „Spieler" wird Kammerdiener, um sich das Geld zum Roulette zusammenzusparen.

22) Siehe Wälders zusammenfassende Arbeit über das kindliche Spiel. Ztschr. f. psa. Pädagogik, Bd. VI, 1932. — Bezüglich der Arbeiten der englischen Schule siehe das zitierte Buch von M. Klein.

wobei der Vorteil des Spielers auch darin besteht, daß er seine „Frage an das Schicksal" eben — spielerisch, also scheinbar unernst, wie zum Spaß stellt, womit er wieder den larvierten Allmachtswahn vor allzu schweren Erschütterungen bewahren kann:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Schicksal näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal".

Diese Frage ist zutiefst eine Frage des Geliebtwerdens, also der infantilen Allmacht.

Es sei nochmals hervorgehoben, daß das Hasardspiel die einzige Gelegenheit bietet, in welcher das Lustprinzip mit seiner Gedanken- und Wunsch-Allmacht nicht aufgegeben werden muß, resp. das Realitätsprinzip gegenüber dem Lustprinzip keine Vorteile bietet. Im Gegenteil! Es gibt eine Anekdote, die diesen Tatbestand illustriert: Ein Gymnasiast hat 10.000 Gulden im Lotto gewonnen. Er trifft seinen Mathematiklehrer, der ihn fragt, wie er die gewinnbringenden Ziffern erraten habe. „Sehr einfach", antwortete der Schüler, „ich habe die Zahlen acht und fünf geträumt und mir gedacht: $8 \times 5 = 56$, habe die Nummern 56, 8 und 5 gesetzt und gewonnen." — „Aber 8×5 ist gar nicht 56", repliziert der Lehrer indigniert. „Sie wollen mich belehren, wieviel 8×5 ist, — ich habe doch gewonnen", lautet die Antwort des Erfolgreichen . . . Der kleine Junge, der seinen Mathematiklehrer belehrt: $8 \times 5 = 56$, kann sich auf den Erfolg seiner alogischen Rechenkunst — den Riesengewinn — berufen, sprengt also mit seiner Privatmathematik alle Logik — und behält trotzdem Recht. Diese real praktizierte Allmacht der Wünsche, die daraus resultierende Aggression gegen die maternale und später ödipale Autorität, die das Realitätsprinzip vertrat, die präödipalen und ödipalen Wünsche austrieb, und die sozial zulässige Exhibition sind die unbewußten Aktivposten des Spielers. Dieses dritte Glied der Lusttrias:

1. unbewußte Betätigung der Gedankenallmacht,
2. unbewußte Aggression gegen die Autorität und
3. sozial zulässige verdrängte Exhibition

ist stets mit ödipalen Onaniephantasien gekoppelt. (Siehe die Angaben Freuds in der Dostojewski-Studie.) Auch da ist es interessant, daß präventiv eine Form gewählt wird, die von der Gesellschaft (Über-Ich-Repräsentanz) toleriert wird. Es hat vielleicht mehr zu bedeuten als eine bloße Floskel, wenn Dostojewski seiner Gattin nach Selbst-„Heilung" vom Spielwahn schreibt: „Meine Hände sind nun frei".

Die Möglichkeit, beim Hasardspiel Geld zu gewinnen, die im Bewußten eine so große Rolle spielt, ist rein sekundär. Und wir können den passionierten Hasardspielern glauben, wenn sie beteuern, daß sie nicht allein des Gewinnes wegen spielen. So sagte etwa Dostojewski in einem seiner Briefe:

„Die Hauptsache ist das Spiel selbst. Ich schwöre Ihnen, es handelt sich dabei nicht um Habgier, obwohl ich vor allem freilich Geld nötig hätte."

Und noch schlagender ist die von Zweig in seiner Casanova-Biographie hervorgehobene Tatsache, daß der berüchtigte Falschspieler „Chevalier de Seingalt"[23] selbst wiederholt das Opfer von Spielern wurde, wenn ihn die Spielleidenschaft packte!

Es ist unrichtig, wenn man zwischen Spielern aus Leidenschaft und Gewinnsucht unterscheiden will:

„Es gibt", sagt E.T.A. Hoffmann in seiner psychologisch aufschlußreichen Novelle „Spielerglück" — „zweierlei Arten von Spielern. Manchen gewährt, ohne Rücksicht auf Gewinn, das Spiel selbst als Spiel eine unbeschreibliche geheimnisvolle Lust. Die sonderbaren Verkettungen des Zufalls wechseln in dem seltsamen Spiel, das Regiment der höheren Macht tritt klarer hervor, und eben dieses ist es, was unsern Geist anregt, die Fittiche zu rühren und zu versuchen, ob er sich nicht hineinschwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnisvolle Werkstatt jener Macht, um ihr Arbeiten zu belauschen. Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einsam in seinem Zimmer Bank machte und gegen sich selbst pointierte, der war meines Bedünkens ein echter Spieler. Andere haben nur den Gewinn vor Augen und betrachten das Spiel als das Mittel, sich schnell zu bereichern."

Die beste Widerlegung dieser Theorie bietet der Dichter in dem gleichen Meisterwerk, in welchem er eine Reihe von Doublierungen des Spielers aus Leidenschaft schildert: Baron Siegfried, Chevalier Menars, den Wucherer Vertua.[24] Das Spielmotiv wird in geistvoller Weise mit unbewußten, kaum verschleierten Ödipusphantasien verquickt, die auch dazu führen, daß ein ständiges Oszillieren zwischen der heterosexuellen und prägenital-homosexuellen Allmachtsfiktion stattfindet. Das Gegensatzpaar: normale Heterosexualität — Spielleidenschaft wird ständig variiert und mit dem Schuldgefühl ver-

23) Auch bei der Wahl des Namens zeigt sich übrigens die Allmachtsfiktion: Casanova antwortete auf den Einwand, daß sein Adelsname frei erfunden sei, die 24 Buchstaben des Alphabets stünden jedem frei, er habe eben diese Buchstaben gewählt!

24) Ich gehe hier auf eine Analyse dieser bewundernswerten Novelle nicht ein, da ich sie in einer größeren Arbeit in anderem Zusammenhang besprechen will, und verweise bloß darauf, daß der Dichter die stets rezidivierende Macht der Spielleidenschaft auch bei den sogenannten „geheilten" Spielern hervorhebt.

knüpft: der Spieler verliert am Schluß die Frau nicht bloß wörtlich, sondern auch beim Pointieren.

Parallel mit dieser Trias der Lust läuft aber das unbewußte Strafbedürfnis für die gegen die Eltern gerichtete Aggression des Festhaltens der verbotenen Allmachtswünsche, die später in die Ödipusphantasie ausläuft. Diese bewirkt, daß der Spieler *à la longue* stets verliert. Das Nichtaufhörenkönnen beim Gewinn und Verlust, das Sich-immer-tiefer-hineinverstrickenlassen in den Mechanismus der Trias von Lust und Sühne, ist ein Werk dieses unbewußten Strafbedürfnisses. Und selbst da wird diese Strafe — ein Triumph des Eros! — sexualisiert und masochistisch und unbewußt homosexuell genossen. Denn darüber besteht, so befremdend diese Formulierung klingen mag, klinisch kein Zweifel: die unbewußte Emotion des Spielers ist neben der geschilderten Trias auch die der Unsicherheit und zutiefst des Verlierens. Das Grandiose dieses Mechanismus liegt in der Tatsache, daß aus der Strafe Lust geschöpft wird. Und zwar ganz nach dem Eidelbergschen „masochistischen Mechanismus", in welchem eine Niederlage unbewußt herbeigewünscht wird unter der Voraussetzung, daß sie unbewußt selbst geschaffen werde, wodurch der unbewußte Größenwahn befriedigt wird.

Das unbewußte Überwältigtwerdenwollen vom Verlust, das Bangen um das letzte Geldstück, das Alles-auf-eine-Karte-setzen, um ohne Groschen da zu stehen, all dies gehörte beim früher erwähnten Patienten in die Sphäre der unbewußten passiven Homosexualität, die sich über den oralen Triebschicksalen in diesem Falle aufbaute.

Hier ergibt sich ein scheinbarer Einwand: wenn der Spieler angeblich die narzißtische Überlegenheit der Allmacht sucht, weshalb sollte dieser Wunsch unter selbstschädigenden Bedingungen vor sich gehen? Dieser Zweifel konnte beim früher geschilderten Patienten eindeutig gelöst werden. Er erzählte nämlich folgende Beobachtung: Er kenne ein Trickspiel mit 15 Zündhölzchen, das darin bestehe, daß jeder der beiden Partner 1, 2 oder 3 Zündhölzchen bei jedem Zug je nach Wahl wegnehme, wobei der Verlierende derjenige sei, der das letzte Zündhölzchen nehmen müsse, weil er eben zum Zug gelange. Der Trick bestehe darin, daß man dem Gegner stets eine ungerade Zahl von Zündhölzchen zurücklassen müsse, praktisch gewinne der „Wissende", wenn er mit zwei Zündhölzchen anfängt. Dieses Katz- und Mausspiel — der Ausgang der Partie zwischen einem Eingeweihten und einem Nichteingeweihten sei im vorhinein sicher — mache dem Patienten zwar einigen Spaß, der Lustgewinn sei aber, versicherte unser Spieler, nicht zu vergleichen mit dem beim

Spiel mit „ungewissem Ausgang“. Bezeichnender Weise brachte Patient dieses Spiel als Einwand gegen die Theorie von der Allmacht: er behauptete nämlich — logisch völlig korrekt —, daß er im Falle des sicheren Gewinnes theoretisch einen größeren Lustgewinn haben müßte, da die Allmacht restlos bestätigt werde, während sich *de facto* ein sehr restringiertes Vergnügen einstellte. Die Lösung lag eben darin, daß der Spieler zutiefst die Situation des Erzwingenwollens der Liebe, resp. den Ausgleich des Nichtgeliebtwerdens unbewußt herbeiführen will — mit einem masochistischen Hintergedanken. Da dieser „masochistische“ Zuschuß beim Zündhölzchenspiel fehlte, ergab sich ein Minus an Lustgewinn.

Dies „Erzwingenwollen der Liebe mit einem masochistischen Hintergedanken“ ergibt auch die Antwort auf die Frage, ob der Spieler eigentlich ein Optimist oder Pessimist sei. In meiner Grabbe-Arbeit habe ich einen Typus des Pessimisten beschrieben. Ich machte schon in dieser Arbeit auf den Tatbestand des scheinbaren Oszillierens zwischen oralem Optimismus und Pessimismus aufmerksam:

> Andererseits hat man bei Unkenntnis dieses Tatbestandes bei den oralen Pessimisten den Eindruck, es handle sich im Gegenteil um Optimisten, da sich diese Menschen von ihren unbewußten Wünschen durch keine üble Erfahrung abbringen lassen und ihnen immer wieder nachjagen. Es handelt sich, neben der zutiefst infolge der eignen Allmacht nicht völlig aufgegebenen Hoffnung, geliebt zu werden, um die besprochene Technik des Pessimisten: den anderen ins Unrecht zu setzen. Würde sich der Pessimist durch die Realität „belehren“ lassen, könnte er seinen neurotischen Mechanismus nicht mit der gleichen unbewußten Lust abhaspeln lassen.

Beim Vergleich des Typus des oralen Pessimisten mit dem oben geschilderten Spielertypus ergibt sich, daß Ähnlichkeiten und doch weitgehende Differenzen vorhanden sind. Vor allem bedient sich der Spieler einer weniger anklagenden und mehr aggressiven Technik in der Widerlegung der mütterlichen Autorität. Der orale Pessimist schöpft seinen Hauptgewinn aus der masochistisch-narzißtischen Befriedigung der richtigen Voraussage, der Spieler aus der Lust-Trias *plus* der masochistisch genossenen Strafe. Auch fehlt dem Spieler das Verbissene des oralen Pessimisten, er ist eher heiter, unbekümmert, zutiefst doch von seinem Erfolg überzeugt. Diese Sicherheit bezieht sich allerdings auf einen anderen Erfolg als den spieltechnischen: den Erfolg des *ad-absurdum*-führens des Realitätsprinzips und der aggressiv-siegreichen Behauptung des infantilen Allmachtsprinzips. In diesem Punkte ist der besiegteste Spieler tatsächlich unbesiegbar, seine Erfolge sind auch bei Verlusten vorhanden, das intrapsychische Ausleben der Aggression nicht imaginär. Daher rührt z. T. die aufs Reale verschobene Siegeszuversicht.

4. *Allmacht mittels magischer Worte*

verdient von der Allmacht mittels magischer Gedanken abgetrennt zu werden, weil die Worte eine nähere Realitätsrelation haben als Gedanken. Beispiele dieser Wortallmacht bieten etwa die obszönen Worte, denen Freud und Ferenczi einen Zwang zur dinglichen Vorstellung des Ausgesprochenen zuschrieben. Man kann von einem „visuellen Imperativ" dieser Worte sprechen. Der früher beschriebene koprophеme Patient lebte also seine Allmacht doppelt aus: in der Tatsache, daß er die Macht hatte, die Frauen erröten zu lassen, und in der ihnen aufgezwungenen dinglichen Vorstellung der zugeflüsterten obszönen Inhalte.

Die „Wortallmacht", eines der Stigmen des Infantilen, ist analytisch vor allem durch die Arbeiten Freuds bekannt. „Auf dieses Stadium der Realitätsentwicklung", meint Ferenczi, „scheinen die Zwangsneurotiker zu regredieren, wenn sie vom Gefühle der Allmacht ihrer Gedanken und Wortformeln nicht abzubringen sind, wenn sie, wie Freud nachgewiesen hat, das Denken an Stelle des Handelns setzen."

Von neueren Arbeiten sei auf Grabers „Zur Psychologie des Fluchens", Psa. Bewegung, 1931, und meinen Aufsatz „Über obszöne Worte" verwiesen.

III. Versuch einer genetischen Typologie des Hasardspielers und die analytische Therapie.

Der Versuch einer Typologie innerhalb der Gruppe des Hasardspieles stößt schon deshalb auf Schwierigkeiten, weil die beschriebenen einzelnen Tendenzen nicht isoliert, sondern miteinander gemischt vorkommen. Anders ausgedrückt: auch beim Hasardspieler ist die Rolle der Überdeterminierung entscheidend. Eine Typologie hat aber gerade beim Hasardspieler ihre Berechtigung, weil die quantitative Mischung der einzelnen Konstituenten variiert und bald die eine, bald die andere stärker hervortritt und — was das praktisch Wichtigste ist — die analytische Therapie durchaus verschiedene Erfolgchancen bietet.

a) Der klassische Hasardspieler

bietet ein Überwiegen der Allmachtsfiktion, ohne die, wie bereits betont, der Hasardspieler nicht möglich ist. Der ausführlich beschriebene Patient gehört — von individuellen Varianten, wie Koprophemie und Kleptomanie abgesehen — diesem Typus an. Zu charakterisieren ist er durch die Lusttrias (Betätigung der Gedankenallmacht, posthume infantile Aggression gegen die Autorität und sozial zulässige verdrängte Exhibition in

Verbindung mit anal-phallischen Onaniephantasien) und die Straftrias (unbewußter Verlustwunsch, homosexueller Überwältigungswunsch [Kastration], soziale Diffamierung). Dabei ergeben sich Verbindungsbrücken masochistischer Art zwischen den drei Gliedern der Lust- und der Straftrias insoferne, als der Verlustwunsch erotisiert und in die Sensation des „masochistischen Mechanismus" (Eidelberg) mit konsekutiver Befriedigung des infantilen Größenwahnes umgewandelt, der homosexuelle Kastrationswunsch in der passiven weiblichen Identifizierung genossen und die soziale Diffamierung, resp. die realen Geldnöte, zur Abtragung des unbewußten Strafbedürfnisses verwendet und indirekt als Freibrief für den immer einsetzenden *circulus vitiosus* von unbewußter Lust und unbewußt selbstgewollten Schwierigkeiten verwendet wird.

Der Erfolg der Therapie hängt von zwei Faktoren ab: erstens, in welchem Ausmaß orale Elemente, d. h. auch die „autarkische Fiktion" erschüttert, resp. in sozial mögliche Betätigungsformen übergeführt werden können. Zweitens vom Ausmaß des reversiblen Strafbedürfnisses. Diese beiden Klippen bewirkten z. B. im früher geschilderten Fall, daß Patient nach einer bloß vier Monate dauernden Analyse eines Tages zur Bedingung stellte, daß das Honorar für die Analyse ihm entweder geschenkt oder — aus kleptomanen Handlungen gedeckt werden sollte,[25] obwohl der Onkel des Patienten den Erwerb des Honorars durch Vermittlung eines Postens ermöglichen wollte, sich selbst allerdings für zahlungsunfähig erklärte. Mein Versuch, dem Patienten den Widerstandscharakter, die orale Begehrlichkeit (Schenken), resp. das real unmögliche Hineinzerren des Analytikers in die kriminellen Handlungen des Patienten[26] durch „Mitschuldigmachen" als

25) Die Fähigkeit der Patienten mit *moral insanity*, den Arzt auf diese Weise *ad absurdum* zu führen, ist eine therapeutisch manchmal nicht zu bewältigende. Ich beschrieb in meiner Arbeit über „Die Psychologie des Zynikers", Psa. Bewegung, 1934, einen solchen Fall.

26) Der Sinn dieser Forderung war zutiefst neben der Aggression ein *ad-absurdum*-führen der These des Analytikers, er halte den Patienten lediglich für krank und nicht für „unmoralisch", wie dies der Patient stets dem Arzte unterschob. Die Probe aufs Exempel sollte also den Analytiker entlarven. Ein anderer Patient mit *moral insanity*, der u. a. an Kleptomanie litt, den ich in meiner Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers" beschrieb (l. c. S. 144), brachte mir eines Tages als „Geschenk" ein Buch und teilte mir zugleich mit, wo er es gestohlen hatte. Der Patient erwartete unbewußt einen Affektausbruch des Analytikers — etwa: „Was fällt Ihnen ein, ich kann doch nicht ihr Mitschuldiger werden" —, wodurch er die moralische Verachtung, die der Arzt dem Patienten gegenüber angeblich empfand, entlarvt hätte. Ich dankte dem Patienten für sein Geschenk und schlug vor, zu analysieren, warum er mir gerade dieses Buch gebracht hatte, wobei ich ihm sagte, daß er selbst entscheiden solle, ob ich das Geschenk annehmen könne. Nach Durcharbeitung der Motive verzichtete der Patient am Ende der Ordination auf sein Agieren. Diese Beispiele zeigen aber, vor welche — manchmal untragbare — Belastungen Patienten mit *moral insanity* den Analytiker stellen. Bezüglich des Motivs des „Mitschuldigmachens"

Aggression aufzuzeigen, hatte keinen Erfolg. Der Patient erklärte einerseits, daß ihm das Gesundwerden keine Freude mache (eine typische Angabe bei Patienten mit *moral insanity*), andererseits behauptete er, schon gesund zu sein, und führte als Beweis die Tatsache an, daß er sich nicht mehr kleptoman betätige und das Hasardspiel zugunsten des Tarocks aufgegeben habe. In Wirklichkeit ergriff Patient vor der Deutung seiner oral=analen Beziehung zur Mutter die Flucht und wollte unbewußt auf seinen Zyklus von unbewußten Aggressionen und Bestrafungen nicht verzichten. Ich traf den Patienten zwei Jahre nach Abbruch der Behandlung auf der Straße, und er erzählt mir, daß ihm das Hasardspiel völlig entwertet worden sei. Sein Beruf sei „leider" aufreibend genug und biete ihm starke Sensationen. Er war Theaterkartenagioteur geworden, eine von der Polizei verbotene Tätigkeit, die ihn in ständige Konflikte mit den Behörden und wiederholt in den Arrest brachte.[27] Den Zusammenhang dieser „Tätigkeit" mit seinem unbewußten Strafbedürfnis durchschaute der Patient nur sehr wenig, resp. er verdrängte immer wieder diese Erkenntnis. Erstaunlicherweise war also durch den Torso des Analysebeginns eine Verschiebung der Symptome zustandegekommen, ohne daß diese die pathologische Grundtendenz geändert hätte. Ich halte in solchen Fällen die Angabe, die Analyse sei bloß deshalb gescheitert, weil sie zu kurz war, für unrichtig. Auch durch die längste Analyse sind Fälle, in denen die quantitativen Mengenverhältnisse der Lust und Bestrafungsmechanismen ungünstig sind,[28] nicht kurabel.

In einem anderen Fall — einem oralen Pessimisten, der anfangs einen Fall von passiv=femininer, unbewußter Homosexualität vortäuschte[29] — gelang es, die Spielsüchtigkeit des Patienten zu zerstören und auf das „Verstandesspiel" zu beschränken (Schach). Die unbewußten Mechanismen des Spielwunsches waren dem eben geschilderten Fall täuschend ähnlich.

b) Der Hasardspieler aus unbewußter Homosexualität

stellt beim Mann den banalsten Typus des Hasardeurs dar. Schon das Sprichwort „Unglück in der Liebe, Glück im Spiel" weist, wie H. Deutsch ge=

verweise ich auf die wertvolle Arbeit von D. T. Burlingham (Imago, Bd. XX, 1934) über den Mitteilungsdrang und die wichtigen Diskussionsbemerkungen Anna Freuds (zitiert in „Übertragung und Liebe", Imago, Bd. XX, 1934, S. 23 f).

27) Dieser Ausweg wurde auch von einem anderen Patienten mit schizophrenen und schwersten zwangsneurotischen Zügen gewählt. Der „Berufs"=konflikt war bei diesem Mann noch dadurch kompliziert, daß er Ausländer war und bei jeder Arreststrafe von der Ausweisung bedroht war.

28) Es fehlt uns leider ein Maß hiefür.

29) Ein häufiger Irrtum, der zu peinlichen Mißerfolgen führen kann, wenn er nicht durchschaut wird.

legentlich bemerkte, darauf hin. Anders ausgedrückt: das Liebespech bei der Frau wird durch Glück beim Mann kompensiert. Doch hat — und dies ist das Wesentliche — dieses Sprichwort meistens den entgegengesetzten Sinn — Glück in der Liebe, Unglück im Spiel — insoferne, als die unbewußte passive Homosexualität beim Spielverlust unbewußt lustvoll genossen und deshalb herbeigeführt wird. Dieser Typus des Spielers verliert regelmäßig, wobei bei Verstandesspielen wie unabsichtlich „unverständliche" Fehler gemacht werden, Gewinnmöglichkeiten und günstige Gelegenheiten versäumt werden und bei reinen Glückspielen — etwa Roulette — in einer Verlustserie weiter hasardiert, bezw. bei Gewinn das Spiel nicht rechtzeitig abgebrochen wird.

Dieser Spielertypus könnte das Geld auch vor Beginn des Spieles der Spielbank, bezw. dem Spielgegner abliefern, so sicher ist der aus unbewußten Gründen herbeigeführte Verlust.

Ein Spezialfall dieses Typus sind die sogenannten „Nachspieler", d. h. Menschen, die etwa beim Roulette sich einen Führer aussuchen, dem sie jeden Einsatz nachspielen.[30]

Die Prognose der analytischen Kur ist — nach Lösung der passiven Vergewaltigungswünsche, die aus dem negativen Ödipuskomplex stammen — besonders günstig; ich habe eine Reihe solcher hasardierender Patienten erfolgreich behandelt.

Es seien für diesen Typus des Spielers zwei literarische und ein klinisches Beispiel genannt:[31]

In Soykas Roman „Herr im Spiel" wird u. a. ein Gutsbesitzer geschildert, der regelmäßig sein Geld an den Berufsspieler Wehlen verliert:

„Johann Auberg, der Gutsbesitzer. Seit drei Tagen ist er in der Stadt. Immer am dritten Abend kommt er zu mir. Solange hält er es aus, länger nicht; und immer erwartet er, ich würde erstaunt sein! Dann wird er mit dem niedrigsten

30) Das Problem des „Kiebitz" und des Falschspielers verdient eine eigene Untersuchung.

31) Es ist mir unmöglich, auf alle in Romanen niedergelegten Spielerschilderungen einzugehen. Eine gute Zusammenstellung findet sich in Arthur Hübschers „Der Spieler in der Literatur" (Das literarische Echo, 1923, H. 19/20). Diese Literatur umfaßt die Zeit von der Mahabharata, in welcher der König Nala seine Liebste Damajanti auf einen Wurf setzt und verliert, über Tacitus' Germanen, die oft Hof, Weib, Kind und Freiheit verspielten, bis zum modernsten Spielerroman: Soykas „Herr im Spiel". — Die Tatsache, daß so häufig die Frau als Spieleinsatz verpfändet und verspielt wird, spricht für die unbewußte Homosexualität der Spieler. Dieses Thema — Frau als Spieleinsatz — wird in allen Varianten abgehandelt; tragisch (E. Th. A. Hoffmanns „Spielerglück") und ins Scherzhafte gewendet (A. G. Meißner, „Der Schachspieler", 1782. Näheres über dieses Drama in Gottlieb Fritz „Der Spieler im Drama des 18. Jahrhunderts", Inaugural-Dissertation, 1896). Schon Fritz hebt den Mangel der psychologischen Motivierung bei den meisten Spielerdramen hervor.

Satz zu spielen beginnen. Nach dem ersten Verlust wird er aufgeregt, nach dem zweiten streitlustig. Geht es fort, so ist er nur noch abgespannt. Jetzt wird er erhöhen, verdoppeln, das Spiel immer weiter forcieren. Er hat zwanzigtausend Mark bei sich. So viel Überschuß trägt ihm sein Besitz im Vierteljahr. Ich bin darüber orientiert. Bis alles fort ist, wird er unhöflich werden und mit einer Menge von unterdrücktem Haß gegen mich davonstürmen. Die letzten Minuten interessieren mich noch ein wenig. Da brauche ich meine Tierbändigerfähigkeiten. Aber ich weiß genau, sie reichen aus, und das entschädigt nicht für die vorhergehenden Stunden. Am nächsten Tag erhalte ich noch einen liebenswürdigen Brief und die paar Mark, die er schuldig bleiben mußte. Nie gibt es eine Änderung im Programm!"

„Wollen wir? Wollen wir?" rief Auberg, sich heftig die Hände reibend.

„Muß es denn sein", sagte Konrad Wehlen mit leichter Müdigkeit im Ton. „Wir könnten doch schließlich gemeinsam soupieren, ohne die Karten vorzunehmen."

„Wo denken Sie hin!" Der Dicke war ganz erschrocken. Wehlen lächelte. „Sie sind nicht zu warnen. Sagen Sie es aufrichtig! Können Sie auch nur die Vorstellung fassen, daß Sie gegen mich gewinnen würden? Nun? Denken Sie einmal nach! Liegt das im Bereich der Möglichkeit?"

„Ach was! Gewinnen! Spiele ich deshalb? Und dann — warum auch nicht?" Das klang ein wenig ungewiß.

Ein anderes Beispiel ist Zolas Roubaud in „Die Bestie im Menschen", der nach Verübung des Mordes an dem Verführer seiner Frau an dieser völlig desinteressiert wird und im Spiel mit Männern das geraubte Geld verspielt. Es liegt eine Kombination von passiver Homosexualität und unbewußtem Strafwunsch vor.

Pfisters „Hamlet am Schachbrett"-Patient gehört in die Gruppe des Spielers aus unbewußter Homosexualität, bezw. Strafbedürfnis.

c) Der Hasardspieler aus Abwehr der unbewußten Homosexualität

progagiert meistens eine Theorie des Inhalts, der „Stärkere", d. h. die „stärkere" Persönlichkeit müsse gewinnen. In Wirklichkeit spielen diese Männer nur in Männergesellschaft (das Spiel mit Frauen langweilt sie) und stellen ein Pendant dar zu jenem bekannten passiv-femininen, unbewußt homosexuellen Typus, der donjuaneske Allüren an den Tag legt, weil er sich auf der ständigen Flucht vor der unbewußten passiven Homosexualität befindet. So lange diese Männer als Gegner noch stärker unbewußt passiv-homosexuelle Männer finden, ist diese Fiktion vom „Stärkersein" aufrechtzuerhalten. Ein Zusammenbruch der Fiktion bedeutet aber zugleich das Manifestwerden der Neurose.

Die Prognose dieses Typus ist günstig, doch dauert die Analyse sehr lange.

Der Fall Morphy (siehe die zitierte Arbeit von E. Jones) gehört offenbar in diese Gruppe. Interessant ist, daß Morphy — wie Jones hervorhebt — nur solange mit Erfolg spielen konnte, als man ihm „anständige Motive" zubilligte, d. h. die Vatertötung in sublimierter Form geschehen ließ. Als dann durch das Verhalten Stauntons diese Kaschierung innerlich zusammenfiel, konnte er sich der unbewußten Homosexualität, die durch die Vateraggression bloß verdeckt war, nicht mehr erwehren und verfiel — fast hätte man diesen Ausgang beim Lesen der Jonesschen Arbeit vorausgeahnt — der Paranoia.

Als literarisches Beispiel sei Konrad Wehlen in Soykas Roman „Herr im Spiel" genannt:

Nun kamen ihm seine ungewöhnlichen Fähigkeiten zustatten. Er brauchte wenig Schlaf, konnte ihn durch Tage entbehren, seine Bedürfnisse waren gering, seine Energie und Arbeitskraft auf das äußerste entwickelt. Während er ein Jahr lang durch Stundengeben die Existenz fristete, begann er zielbewußt und konsequent sich zum Spieler auszubilden. Er wußte jetzt, was es hieß, Spieler sein. Das bedeutete, unter Feinden leben, das verlangte, jeder Art Niedertracht die Spitze bieten zu können, dazu mußte man Rücksichtslosigkeit und eiserne Nerven besitzen.

Konrad Wehlen lernte Fechten und Schießen. Ruhe und Unerschrockenheit besaß er. Seines kalten Blutes auf dem Kampfplatz war er gewiß. Er übte nun die manuelle Fertigkeit und brachte es auch darin weit. Die Sicherheit am Fechtboden schien ihm die wichtigste Vorbedingung für den Aufenthalt am grünen Tisch zu sein.

Er besuchte während dieses Jahres Spelunken aller Art. Er ging, in schlechter Kleidung, bewaffnet mit einem eisernen Stock, in jene Gassen der Großstadt, wo mit Anbruch der Dunkelheit das Faustrecht zurückkehrt. Dort suchte und fand er die Partner, an denen er seine Kaltblütigkeit für später üben konnte. Dort kämpfte er gegen die Praktiken der Falschspieler an, dort lehrte er seine Nerven, dem Einflusse der erstickenden Luft, des Lärmens und Streitens um ihn her zu widerstehen. Er behandelte seine Nerven mit jener Sorgfalt, die ein erster Tenor seiner Kehle zuwendet. Er schonte sie, er hielt ihnen jede Erregung fern, um dann plötzlich wieder die höchsten Anforderungen an sie zu stellen, sie aufs äußerste anzuspannen. Als Mittel zum Nerventraining wählte er den Sport. Von seinen wohlhabenderen Freunden — vor denen er, ebenso wie vor aller Welt, seine Notlage aufs strengste geheimhielt — besaß der eine ein Automobil. Konrad Wehlen legte die Prüfung zur Führung eines Wagens ab und unternahm von Zeit zu Zeit allein Ausfahrten. Damals erprobte er sich in jenem tollen Dahinjagen, in jenem Spielen mit der Gefahr, in dem er es zu einer unheimlichen Meisterschaft brachte, und das einem unvorbereiteten Zuschauer das Blut erstarren lassen mußte. Er setzte erst sein Leben aufs Spiel, um sich darauf vorzubereiten, es später mit seinem Gelde zu tun.

Er ging systematisch vor bei seiner Ausbildung zum Spieler. Er studierte wissenschaftliche Werke über das Nervenleben, er beschäftigte sich mit den Krankheitserscheinungen, von denen dieses bedroht wird. Und bei diesem

Studium stieg zum ersten Male der Gedanke in ihm auf, aus dem sich seine Theorie über Gewinnen und Verlieren entwickeln sollte, jene Theorie, die seiner Spielerpersönlichkeit das eigentliche Gepräge gab.

Er entsann sich vieler merkwürdiger und unerklärlicher Erscheinungen, die er beim Spiele zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Er wußte, daß Gewinn und Verlust fast niemals in rascher Folge wechseln, sondern anzuhalten pflegen, daß dem Glück eine gewisse Dauer und Beständigkeit zukommt. Er wußte, oder glaubte zu wissen, daß der Spielerfolg durch das Hinzutreten eines Zuschauers beeinflußt wird, daß es glückbringende Gesellschaft gebe und andere, die das Glück vertrieb. Ferner schien eine ausgesprochene Überlegenheit mancher Spieler über andere obzuwalten, die gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit, dem einen Erfolg, dem andern Niederlage zuteilte. Das alles beim reinen Hasardspiele, wo eine bessere Kenntnis des Spieles oder feinere Kombination nicht zur Geltung kommen konnten. Diese und andere Tatsachen hielt er mit den Theorien über Suggestion zusammen, wie sie von hervorragenden Ärzten, von Charcot, Bernheim und anderen aufgestellt worden waren. Und er kam zu folgenden Resultaten.

Wenn es bis jetzt niemals gelang, den Spielerfolg auch nur annähernd rechnungsmäßig vorauszubestimmen, so liegt die Ursache darin, daß man eine wichtige Größe, die in Frage kommt, nicht kannte und vernachlässigte: die Suggestion. Wo immer zwischen zwei oder mehreren Personen jener Kontakt hergestellt wird, den wir Spielen nennen, stellt sich auch eine suggestive Wirkung der Personen aufeinander und der Spielereignisse auf die Personen ein. Die feste Überzeugung eines Spielers, er sei der Stärkere, er müsse gewinnen, er sei überlegen, wirkt auf seinen Partner suggestiv lähmend ein und führt erst wirklich für den ersteren den Gewinn herbei. Solange ein Spieler die Fähigkeit hat, an den eigenen Erfolg zu glauben, solange er sich dem enervierenden Einflusse vorübergehenden Mißgeschicks entzieht, solange ist er auch des endlichen Sieges gewiß. Wessen Nerven besser sind, wer das Selbstvertrauen, die Kraft zu hoffen im Gegner niederringt, der siegt. Spiel ist Nervensache: der psychisch Stärkere gewinnt.

In der Suggestion, die von dem Spielereignisse auf den Spieler ausgeübt wird, fand er auch die Erklärung der rätselhaften Beständigkeit des Spielerfolges, der „Serien" im Gewinn. Denn das Selbstbewußtsein des Gewinners wird noch erhöht, sein Glaube an die Gunst des Zufalls wird weiter befestigt, während bei dem verlierenden Partner das gerade Gegenteil eintritt. Diese Seelenverfassung wirkt wieder auf den Erfolg und dieser in seinem Sinne auf sie zurück. So erzeugt Gewinn fortlaufend neuen Gewinn und Verlust wieder Verlust. Damit erklärte sich auch, daß es selbst beim reinen Glückspiel eine persönliche Überlegenheit gab, die stets in demselben Sinne für den einen entschied. Es war eben diese Überlegenheit der Nerven, die größere Elastizität dem Mißerfolge gegenüber.

In jener seelischen Kraftleistung, die der Gewinn stets, wenn auch unbewußt vollzog, mußte die Ursache des merkwürdigen Triumphgefühles liegen, welches das Spielglück begleitet. Wo wäre sonst ein Grund für diese ganz unvergleichliche, eigenartige Freude des erfolgreichen Spielers zu suchen gewesen? Sie ergriff jeden, einerlei, ob er des Geldes bedurfte oder nicht, ob er es hoch

oder gering einschätzte. Daß ein blinder Zufall gerade ihn durch eine Spanne Zeit begünstigt hatte, das konnte ihm doch unmöglich Hochgefühle verleihen, seinem Stolze Nahrung geben. Das vermochte nur eine stets vorhandene innere Gewißheit, deren Berechtigung er selbst nicht ahnte, die Gewißheit, durch eigene Qualitäten, durch persönliche Macht einen Erfolg errungen zu haben.

Und was war klarer, als daß dem Hinzutreten eines Zuschauers, einer neuen psychischen Kraft, die in irgend einer Richtung wirkte, auch eine Beeinflussung des Spieles zugeschrieben werden mußte?

Man warf ihm mancherlei dagegen ein. Wohl könne eine Stimmung durch Suggestion erzeugt werden, wohl sei es dann auch möglich, daß der schlecht gestimmte Spieler verliert, weil er nunmehr den richtigen Moment nicht ausnützt und seinen Vorteil nicht wahrnimmt. Ganz unglaublich sei aber die Ansicht, daß diese Stimmung auch auf das Unpersönliche beim Spielen Einfluß nehmen könne, daß die Karte anders fallen solle, weil man ihr nicht mehr mit Hoffnung entgegensieht.

Aber er hielt an seiner Anschauung fest. Er war überhaupt der Meinung, daß die Wirkung des menschlichen Willens und der Energie auf die äußeren Vorgänge eine weit stärkere sei, als bisnun bekannt ist, und daß ein späterer Stand der Wissenschaft hier nachweisbare Beziehungen aufdecken würde, von denen unsere Zeit nichts ahnt.

Der Schriftsteller zeigt uns nicht, was hinter diesem „Stärkersein" verborgen ist: es ist die Abwehr der unbewußten Homosexualität. Doch verrät sich der Autor, allerdings unbewußt, an einigen Stellen: in den früher zitierten Hörigkeitsverhältnissen der Spieler Auberg und Deckert.[32] Ferner in der psychologisch glänzend geschauten Szene, in welcher der Spieler Konrad Wehlen um ein bürgerliches Mädchen wirbt. Er tut dies mit den Mitteln der — fiktiven Allmacht. Er stellt z. B. dem Mädchen ein Auto zur Verfügung, aber in der Form, daß er einen harmlosen Verehrer vorschiebt, so daß das Ganze wie ein Wunder wirkt. Oder: ein alter Händler nötigt der Geliebten ein Armband für einige Mark auf, scheinbar eine Imitation, in Wirklichkeit ein sehr wertvolles Geschenk, und beschenkt sie so „meuchlings", wie das Mädchen später klagt. Die Allmachtsfiktion, von der Soyka nicht spricht, ist hier — allerdings, ohne daß der Dichter dies offenbar ahnt — dichterisch einwandfrei dargestellt.

32) „Die Salongestalt Hans von Deckerts hatte sich geräuschlos auf einen Platz beim Tische niedergelassen. Es gab nur eine kurze Begrüßung durch Nicken zwischen ihm und den Anwesenden. Deckert zählte zu Konrad Wehlens Bewunderern. Er pflegte seine nicht unbedeutenden Einkünfte bis auf den letzten Pfennig an diesen zu verspielen und dann von dem Gelde zu leben, das Wehlen ihm borgte. So befand er sich unaufhörlich in einem Hörigkeitsverhältnisse zu ihm, ohne aber mit dem Zustand unzufrieden zu sein. Er tauchte überall in der Begleitung seines Meisters auf und nannte sich mit Stolz seinen Freund."

d) Der Hasardspieler aus unbewußtem Strafbedürfnis

gehört eher dem zwangsneurotischen Typus an. Als Beispiel sei Dostojewski genannt. Meistens sind es Onanie= und Mordphantasien aus dem Ödipus=konflikt, die das Substrat dieses Strafbedürfnisses abgeben. Doch genügt dies — wie schon früher hervorgehoben — zur Konstituierung des Hasardeurs nicht, es muß die Allmachtsfiktion mit der ganzen Lust= und Straftrias hin=zutreten.

Das Strafbedürfnis fehlt niemals im Orchester der Motive des Hasard=spielers. Bezeichnend ist hiefür die Erfahrungstatsache, daß der interes=sierte Spieler meistens verliert.[33] So stark muß offenbar die un=bewußte Abwehr gegen die unbewußten Lustmotive des Hasardeurs sein, daß der Geldgewinn geradezu als eine zu verweigernde Prämie vom Über=Ich gewertet zu werden scheint.

Die Spieltechnik dieser Neurotiker wurde bereits hervorgehoben: Ver=passen von günstigen Gelegenheiten, Nichtaufhörenkönnen etc.

Die Prognose der Therapie hängt vom Ausmaß des unbewußten Strafbe=dürfnisses ab und stellt bloß einen Spezialfall der üblichen Schwierigkeiten bei Patienten mit übergroßem Strafbedürfnis dar. Ein Problem, das auch analytisch nicht immer zu meistern ist.

e) Der „leidenschaftlose" Hasardspieler

ist eine Utopie, resp. ein Ideal, von Spielern und Neidern erdichtet. Ein leidenschaftsloser Hasardeur würde eben — nicht spielen, da Hasard als Beruf zum Zweck des Gelderwerbs wohl die problematischeste aller Busi=ness=Methoden darstellt. Vielfach wird von Spielern an dieser legendären Gestalt zur eigenen Rechtfertigung festgehalten.

Daran ändert es nichts, daß dieser Typus praktisch vorgetäuscht wird. Er existiert nämlich scheinbar:

a) bei „abgebrannten" Spielern, die lange Zeit mit geringen Einsätzen „be=sonnen" spielen, um — wenn sie gewonnen haben — ins wildeste Hasardieren zu verfallen. Diese Menschen wagen meist zwei bis drei Einsätze, um wenig=stens die Luft des Spielsaals zu atmen. Balzac erwähnt diesen Typus in „Le peau de chagrin":

Gegenüber vom Bankhalter standen einige jener schlauen Spekulanten und Sachverständigen des Spiels, die sich wie ausgediente Sträflinge vor der Galeere nicht mehr fürchteten. Sie waren gekommen, um drei Schläge zu versuchen und

33) Eine Ausnahme bietet vielleicht das Spiel des Neulings. Das Erlebnis des „ersten Spiels", in welchem die geschilderte Lusttrias hervortritt, ist so überwältigend, daß selbst routinierte Spieler das „Glück" des Neulings fürchten.

dann augenblicklich mit dem wahrscheinlichen Gewinn, von dem sie lebten, auf und davon zu gehen.

b) bei bestimmten aggressiven weiblichen Hystericis, die beim Spiel ebenso „frigid" sind wie beim Koitus. Dostojewski spricht im „Spieler" davon:

Dort zur Linken, an der andern Hälfte des Tisches, zog unter den Spielern eine junge Dame, neben der ein Zwerg stand, die Aufmerksamkeit auf sich. Wer dieser Zwerg war, weiß ich nicht; ob er ein Verwandter von ihr war oder ob sie ihn nur so, um Aufsehen zu erregen, mitnahm. Diese Dame hatte ich schon früher bemerkt; sie erschien am Spieltisch täglich um ein Uhr mittags und ging pünktlich um zwei; sie spielte täglich eine Stunde lang. Sie war schon allgemein bekannt und es wurde ihr bei ihrem Erscheinen sofort ein Sessel hingestellt. Sie zog ein paar Goldstücke oder ein paar Tausendfrancscheine aus der Tasche und begann zu setzen, ruhig, kaltblütig, mit Überlegung, auf einem Blatt Papier notierte sie mit Bleistift die Zahlen, die herausgekommen waren und suchte die systematische Ordnung zu erkennen, in der sich diese gruppierten. Ihre Einsätze waren von ansehnlicher Höhe. Sie gewann täglich ein-, zwei-, höchstens dreitausend Frank, nicht mehr, und ging, sobald sie die gewonnen hatte, sofort weg. Die Tante beobachtete sie längere Zeit.

„Na, die da wird nicht verlieren! Die wird nicht verlieren. Was ist das für eine? Kennst du sie nicht? Wer ist sie?"

„Es ist eine Französin, wahrscheinlich so eine", flüsterte ich.

„Ah, man erkennt den Vogel am Fluge. Die hat offenbar scharfe Krallen."

Doch hatte ich Gelegenheit, gerade eine Patientin mit nymphomanen Zügen und Prostitutionsallüren zu analysieren, die leidenschaftlich Rouge et noir spielte. Sie war nach Angabe ihrer Begleitung von einer bewunderns-werten Ruhe im Spielsaal, gewann auch häufig. Die Analyse ihrer Spiel-leidenschaft, die bloß als Nebensymptom zur Geltung kam, ergab die übliche Lust- und Straftrias kombiniert mit der für das Hasardieren von Frauen typischen Beigabe des phallischen Peniswunsches, bezw. des Brust-Phallus-wunsches der präödipalen Mutter (Mammakomplex).[34] Die Ruhe der Pa-

34) Das Hasardspiel bei Frauen enthält, von den erwähnten zwei Varianten abgesehen, die gleichen Elemente wie beim Mann. Doch ist es interessant, daß das Spiel fast zu allen Zeiten bis vor 150 Jahren reine Männerangelegenheit war und von vielen maskulinen Schriftstellern als ein Beweis der sog. „Frauendegeneration" gewertet wird. Schon das Sprichwort: „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel" bezieht sich in seiner Antithese: Hetero- und Homosexualität bloß auf den Mann. Doch dürften wohl mehr soziale als psychologische Ursachen in der von Männern gestalteten Gesellschaft die — übrigens heute kaum mehr bestehende (man denke an die Bridgemegären) — Vorherrschaft des Mannes am grünen Tisch begründet haben. Die unbewußt-homosexuelle Komponente spielt beim Frauenspiel eine quantitativ etwas geringere Rolle, der infantile Karten-„Wunsch"-Penis (Rado) eine größere. Auch kann die Frau einfachere Formen des Überwältigt-werdens wählen, als die beim Hasard, das beim Mann ein wichtiges Mittel des Abreagierens seiner unbewußten Homosexualität darstellt.

tientin war unbewußt stärkste Aggression gegen die ins Unrecht zu setzende Mutterimago.

*

Es ist ein bisher nicht gelöstes, ja kaum aufgestelltes Problem, wie es kommt, daß die Spielleidenschaft fast jedes Menschen so leicht zu wecken ist. Menschen, die niemals gespielt haben, können scheinbar durch den agent provocateur eines Spieles zu Hasardspielern werden. Die Frage ist also: welche verborgenen, unbewußten Affekte weckt das Hasardspiel?

Die Antwort lautet: die der infantilen Allmachtsfiktion,[35] der Basis der besprochenen Lust- und Straftrias. Dies ist auch die Ursache, weshalb in der Therapie des Hasardspielers eine völlige Abkehr vom Spiel nicht zu erzielen, ja m. E. nicht einmal anstrebenswert ist. Das therapeutische Ziel lautet: Überführung vom ruinösen Hasardspiel zum harmlosen Verstandesspiel. Wir werden auch bei der Therapie des Morphinisten nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er nach der Kur in mäßigen Mengen — Kaffee trinkt, d. h. vom gefährlichen zum harmlosen „Genußmittel" übergeht. Ebenso wird es uns nicht bekümmern, wenn der geheilte Hasardeur nach der Kur Tarock, Bridge oder Schach spielt. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht auch der Geheilte sich jenen harmlosen Freuden hingeben soll, wie der vielgepriesene sogenannte Gesunde.

Wie unausrottbar sich übrigens die Allmachtsfiktion des Hasardspielers immer wieder vorschiebt, zeigt folgende Stelle aus Dostojewskis „Der Jüngling", wo der Held die, offenbar als Bekenntnis des Dichters, lange nach seiner „Selbstheilung" (d. h. Überführung der Lust- und Straftrias in eine andere Form) zu wertenden Worte ausspricht:

> „. . . selbst jetzt noch, da ich dies niederschreibe, liebe ich es manchmal, an das Spiel zu denken. Es ist schon vorgekommen, daß ich ganze Stunden damit verbringe, still dazusitzen und mich in Gedanken mit Spielberechnungen zu beschäftigen, mir vorzustellen, wie das alles vor sich geht, wie ich pointiere und wie mein Einsatz gewinnt. Ja, ich habe gar vielerlei Eigenschaften in mir, ich habe eine unruhevolle Seele."

Zum Schluß sei noch auf eine Tatsache verwiesen, die zur Perpetuierung des Hasardspielens beiträgt: der Hasardeur jagt im Wesentlichen narziß-

35) Interessanterweise gibt es neben der Angstvariante eine andere Spielart des Anti-Hasardeurs, den scheinbar das Spiel kalt läßt, sozusagen aus infantilem Größenwahn zum Quadrat: die Allmachtsfiktion ist ihm zu wenig, da er nach dem Grundsatz lebt: „Aut Caesar aut nihil." Die meisten Menschen begnügen sich aber mit Fiktionen, also ist die Majorität wenigstens potentiell Hasardeur.

tischen und aggressiven Allmachtswünschen nach. Diese haben — soweit sie nicht unmittelbar mit den direkt erotischen liiert sind[36] — die Eigenschaft des größeren zeitlichen Ausdehnungsradius. Ein direkter Koituswunsch ist wesentlich rascher durch den Orgasmus befriedigbar, als der narzißtisch-aggressive Allmachtswunsch. Die Tatsache, daß die genitale Sexualität stets und sogar im günstigsten Fall einen Rückstand von Unbefriedigung übrigläßt, geht auf drei Tatsachen zurück: nicht alle prägenitalen Wünsche, die später der Genitalität tributär werden, sind im Koitus unterbringbar, das Objekt ist, vom Standpunkt des Ödipuskomplexes gesehen, stets ein Surrogat. Neben diesen beiden, von Freud bereits 1908 festgestellten Tatsachen kommt — wenn auch nicht von Freud direkt ausgesprochen, so doch implicite in seinen letzten Arbeiten enthalten — der Tatbestand hinzu, daß die Unmöglichkeit des Auslebens der unbewußten großangelegten Aggression zur Unbefriedigung beiträgt. Die im Koitus abreagierbare Aggression ist sehr domestiziert. Es ist etwas Sonderbares um die im Koitus abgeführten Aggressionsneigungen des „Sexualtriebgemisches" (die Nomenklatur stammt von Eidelberg). Sie sind keineswegs identisch mit den ursprünglichen, unbewußt ihnen zugrunde liegenden Tötungsphantasien des Objekts. Es handelt sich beim Koitus um eine durch Legierung beider Triebarten kompromissuell zustandegebrachte „Purifizierung", die bereits den Wert einer vom Über-Ich gebilligten sexuellen Handlung erreicht hat. So kommt das an und für sich widerspruchsvolle Ergebnis zustande, daß einerseits das Nicht-Abführen der Aggression vom eigenen Ich aufs Sexualobjekt krankmachend wirkt, anderseits aber das zu starke Hervortreten primitiver Tötungsphantasien — Potenzstörungen hervorruft. Man muß sich immer vor Augen halten, daß die Genitalität ein Kompromiß widerstrebender prägenitalsexueller und aggressiver Tendenzen darstellt, ohne den einen noch den andern völlig Genüge tun zu können, was ja im Wesen des Kompromisses liegt.[37]

So kommt es, daß vor allem die narzißtische und aggressive Allmachtsfiktion notleidend wird: Wer deshalb von dem im Hasardspiel abreagierbaren — sozusagen Ewigkeitswert besitzenden — Lustmechanismus gekostet hat, verfällt ihm um so leichter, je mehr er auf die „neurotische Dauerlust" (Pfeifer) festgelegt ist und je weniger er sie in der normalen Sexualität infolge prägenitaler Fixierungen unterbringt, was ja immer nur zum Teil gelingt. Auch ist zu bedenken, daß nach Freud die Sexualität beim Men-

36) Siehe „Übertragung und Liebe" und „Mammakomplex".
37) Siehe das Buch des Verfassers „Die psychische Impotenz des Mannes" (Im Erscheinen).

schen den Eindruck einer absterbenden Funktion macht, während man dies von den aggressiven und narzißtischen Tendenzen keineswegs behaupten kann.

Zusammenfassung.

An Hand von klinischem Material wird gezeigt, daß das Entscheidende beim Hasardspieler die infantile Allmachtsfiktion darstellt. Das Hasardspiel bietet die einzige Gelegenheit, in welcher das Lustprinzip mit seiner Gedanken- und Wunschallmacht nicht aufgegeben werden muß, resp. das Realitätsprinzip gegenüber dem Lustprinzip keine Vorteile bietet. In diesem Festhalten der infantilen Allmachtsfiktion liegt eine posthume Aggression gegen die maternale, resp. paternale Autorität, die dem Kinde das Realitätsprinzip „einbläute". Diese unbewußte Aggression bildet gemeinsam mit der Betätigung der Gedankenallmacht und dem Erleben der sozial zulässigen, verdrängten Exhibition beim Spiel eine Lusttrias. Dieser Lusttrias steht eine Straftrias gegenüber, die aus dem unbewußten Verlustwunsch, dem unbewußten homosexuellen Überwältigungswunsch und der sozialen Diffamierung konstituiert wird. Dabei ergeben sich Verbindungsbrücken masochistischer Art zwischen den drei Gliedern der Lust- und Straftrias insoferne, als der Verlustwunsch erotisiert und in die Sensation des „masochistischen Mechanismus" (Eidelberg) mit konsekutiver Befriedigung des infantilen Größenwahnes eingebaut, der homosexuelle Kastrationswunsch in der passiven weiblichen Identifizierung genossen und die soziale Diffamierung, bezw. die realen Geldnöte zur Abtragung des unbewußten Strafbedürfnisses verwendet und indirekt als Freibrief für den immer einsetzenden *icrculus vitiosus* von unbewußter Lust und unbewußt selbstgewollten Schwierigkeiten verwendet werden. Zutiefst ist jedes Hasardspiel ein Erzwingenwollen der Liebe mit einem unbewußten masochistischen Hintergedanken. Deshalb verliert der Hasardeur *à la longue* immer.

Eine genetische Typologie des Hasardeurs wird versucht; es kommt zur Aufstellung folgender Typen:

1. Der klassische Hasardspieler. Dieser bietet ein Überwiegen der Allmachtsfiktion mit der beschriebenen Lust- und Straftrias.
2. Der Hasardspieler aus unbewußter Homosexualität.
3. Der Hasardspieler aus Abwehr der unbewußten Homosexualität.
4. Der Hasardspieler aus unbewußtem Strafbedürfnis.
5. Der „leidenschaftslose" Hasardspieler, ein vorgetäuschter Typus, da ein solcher Mensch eben nie spielen würde.

Allen Typen ist die Lust- und Straftrias gemeinsam, different ist das quantitative Hervortreten der einzelnen Glieder der Trias. Die Prognose der psychoanalytischen Therapie ist je nach dem Typus verschieden.

Im Anschluß an die Rekonstruktion der infantilen Größenideen hasardspielender Patienten wird der Versuch unternommen, ein allgemeines Schema der Entwicklung der Größenideen aufzustellen.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Neue Beiträge zur vergleichenden Psychologie der Primaten[1]

Von

Imre Hermann

Budapest

Schon wiederholt habe ich versucht, die Aufmerksamkeit der psychoanalytischen Leser auf den Reichtum zu lenken, welcher in der vergleichenden Psychologie der Primaten verborgen liegt. Kein Analytiker darf z. B. an der Tatsache vorübergehen, daß die meisten Primaten in Familien leben, die durch die Dominanz des Familienhauptes zusammengehalten werden,[2] daß sie zur Zeit der Erschütterung dieser Dominanz erbitterte Kämpfe führen, bei welchen sehr oft das Weibchen am Kampffelde bleibt, daß sie keine Brunstzeit zeigen,[3] zyklisch menstruieren[4] und viele von ihnen eine Geschlechtshaut entwickeln;[5] daß die Jungen „polymorph-pervers" sind, aber auch bei den Erwachsenen oft eine Unbestimmtheit bezüglich des Objektes der sexuellen Betätigung besteht,[6] daß die Kinder

---

1) Vorgetragen im Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület am 12. Okt. 1934.

2) I. Hermann: Modelle zu den Ödipus- und Kastrationskomplexen bei Affen. Imago, Bd. XII, 1926. — Ders.: Zum Triebleben der Primaten. Bemerkungen zu S. Zuckerman: Social life of monkeys and apes. Imago, Bd. XIX, 1933.

3) S. auch S. Zuckerman: Functional affinities of man, monkeys and apes, 1933, p. 35: „Eigentliche Brunstzeiten, im Sinne abgegrenzter Zeitperioden der Brunst, kommen außer bei den niederen Arten nicht vor."

4) S. Zuckerman, l. c., p. 37 — 38. „Es ist seit langem bekannt, daß nicht-trächtige katarrhine Primaten einen Menstruationszyklus zeigen, welcher einem sich rhythmisch wiederholenden und ungefähr 30 Tage umspannenden Oestrus-Zyklus entspricht; die aufeinanderfolgenden Zyklen sind durch eine äußerlich sichtbare Uterusblutung von einander getrennt. Dieser Typ des Zyklus ist für den Menschen und für alle bisher beobachteten Primaten und Affen der alten Welt kennzeichnend." Nicht für neuweltliche Affen und Lemuren.

5) L. c., p. 40 — 43. „. . . die perineale Gegend ist hauptsächlich während der ersten Hälfte des Zyklus gerötet und geschwollen." (Die Neuwelt-Affen, der Orang, der Gibbon und der Mensch entwickeln keine sexuelle Haut, — doch soll beim Orang die perineale Anschwellung während der Trächtigkeit erfolgen.) — „Diese vasculare Eigentümlichkeit ist nicht auf die perineale Gegend beschränkt. Sie kann sich auch auf das Gesicht spezialisieren, so bei der *Macaca mulatta*, während bei dem *Theropithecus gelada* die Brusthaut in dieser Weise gekennzeichnet ist."

6) L. c., p. 116, 153 — 154. „. . . man denke an den universellen sexuellen Geschmack der Affen aller Art. In der Gefangenschaft konnte es beobachtet werden, wie sie Hunde, Schlangen, ja selbst leblose Gegenstände als sexuelles Objekt gebrauchen." — Die Paviane und die Menschenaffen sind in dieser Hinsicht nicht anders, „unterscheiden nicht scharf und anhaltend zwischen den Geschlechtern, zwischen jung und alt, zwischen lebendig und tot, zwischen Homosexualität und Heterosexualität, zwischen Monogamie und Polygamie."

monatelang an die Mutter angeklammert heranwachsen.[7]

Die Beobachtungen von W. N. Kellogg und L. A. Kellogg[8] bieten nun nochmals Gelegenheit, ein Affenindividuum näher kennen zu lernen. Dieses Ehepaar nahm es auf sich, ein höchst interessantes, aber auch heroisches Experiment zu vollführen. Sie nahmen ein 7 Monate altes Schimpansenkind — ein Weibchen — zu sich und ließen ihm 9 Monate lang dieselbe Behandlung und „Erziehung" zu Teil werden, wie ihrem eigenen, um 2 Monate älteren Sohne. Gua, das kleine Affenmädchen, wurde täglich gebadet, in Schuhe und Kleider gesteckt, zur Reinlichkeit angehalten, hatte mit einem Wort alle Freuden und Leiden eines menschlich zivilisierten Kinderzimmers zu teilen.

Aus dem reichhaltigen Beobachtungsmaterial will ich einiges herausheben. Die Aneinanderreihung der angeführten Beobachtungen folgt nicht dem Buche, sondern den eigenen Gesichtspunkten.

Sinnestätigkeit und Motorik. Von den Sinnesgebieten ist das Gesicht außerordentlich scharf. Es besteht eine Aversion gegen starkes Licht, eine Reizempfindlichkeit, die auch auf anderen Sinnesgebieten zu bestehen scheint. Spielzeuge, die Töne von sich geben, will es nicht annehmen, es scheint sich vor ihnen zu fürchten. Plötzliche Schall- und Lichtreize wirken ebenfalls angstauslösend. Gegen Temperaturveränderungen ist es besonders empfindlich.

Geruchsreize werden zur Identifizierung der Objekte verwendet, und zwar in einer vom Menschen völlig abweichenden Weise. Doch nie war es zu bemerken, daß Gua im Freien Geruchsspuren verfolgt hätte, und sie hob nur selten eßbare Gegenstände zur Nase mit dem Zweck, sie zu beriechen. Die Hauptrolle dieser Sinnestätigkeit bestand in dem Wiedererkennen von Personen oder dem Erkennen eines Teils ihrer Kleidung. In dieser Funktion legte Gua nicht nur die Nase auf den Gegenstand, sondern grub das ganze Gesicht hinein. So kam es vor, daß ehe sie noch die Erziehungsperson mit dem Gesichtssinn erkennen konnte, sie sich an ihre Arme klammerte und sorgsam Brust und Achselhöhlen beroch. Trug die Erziehungsperson ein anderes Kleid, so erkannte sie sie vor allem am Geruch.

Die Empfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen scheint nicht groß zu sein. Das Affenkind ist weniger empfindlich gegen Gekratztwerden und Fallen, als das menschliche Kind und selbst offene Wunden scheinen ihm keine große Pein zu verursachen. Bemerkenswert ist hingegen die große seelische Empfindlichkeit, von der später die Rede sein wird.

Die Gangart ist nur in dem Sinne angeboren, als die Art der körperlichen Konstitution die Art des Gehens bestimmt. Dagegen kann der Wechsel der Umgebung einen Wechsel der Gangart mit sich bringen. Einen angeborenen Instinkt, der das Nacheinander der Bewegungen bestimmen würde, gibt es nicht.

7) I. Hermann: Zur Psychologie der Schimpansen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. IX, 1923. Yerkes: Genetic aspects of grooming, a socially important primate behaviour pattern. Journ. of soc. psychology, IV, 1933, p. 3 ff; ref. in Imago, Bd. XIX, 1933, S. 430 ff.

8) W. N. Kellogg and L. A. Kellogg: The ape and the child. A study of environmental influence upon early behavior, New York and London, 1933.

Kitzeln und Masturbation. Gua ist außerordentlich empfindlich gegen Reizungen, welche beim Menschen ein Kitzelgefühl auslösen. Wurde sie an der Bauchgegend berührt, so zog sie Füße und Arme sofort über die gereizte Stelle. Bei solchen Gelegenheiten lachte oder lächelte sie. Gegen das Ende der Beobachtungszeit wurde diese Empfindlichkeit noch größer. Es wurde oft gesehen, wie Gua sich selber kitzelte und dabei lachte. Dazu gesellte sich gewöhnlich das Reiben des Halses an der herausstehenden Ecke eines Möbelstückes. In den letzten Monaten breitete sich diese Selbstreizung so stark aus, daß es die Reibung der „erogenen Zonen" und endlich der Genitalien selbst in sich faßte. Während dieser Reizungen lachte das Affenkind oft, wenn auch nicht regelmäßig.

Spiel. Donald, der Knabe und Gua, das Affenmädchen spielten in der letzten Zeit sehr gerne miteinander, so daß keines von ihnen zum Essen zu bewegen war, wenn das andere spielte. Viele Spiele Guas waren durch Unbändigkeit und Zerstörungslust gekennzeichnet. Sie ließ sich durch Nachahmung weniger leiten als der Knabe. Häufig waren Spiele, die der Reizung des Gleichgewichtsinnes dienten, zu beobachten. Auch dabei lachte Gua. (Man möchte hier die Möglichkeit erwägen, daß das verschämte Lachen in Situationen der Verlegenheit aus dem Zusammenhang entspringe, der zwischen der seelischen Verlegenheit und der Funktion des Gleichgewichtsinnes zu bestehen scheint, — ein Zusammenhang, der auch in Analysen oft durch ein Schwindelgefühl bei orientierungsstörenden Situationen angedeutet wird.) Belustigend war die Art des Spieles, bei dem sich Gua ganz oder teilweise in Schachteln versteckte. Zwei Monate, nachdem sie in menschliche Umgebung geriet, war oft zu beobachten, daß sie sich aufs Bett legte und abwechselnd die Decke über sich zog und wieder wegschob. Zwei Wochen, nachdem sie in den hohen Stuhl gesetzt wurde, entdeckte sie die Freude am Hinunterwerfen der Gegenstände. Ein charakteristisches Spiel ist auch das Heben beider Arme über den Kopf, während sie das Spielzeug in der Hand hält. Dieser Gegenstand wird dann gewöhnlich hinter den Kopf, um den Nacken oder auf die Schultern gestellt. (Hier läßt sich die Ähnlichkeit nicht übersehen, die zwischen den Spielen Guas und dem von Freud beschriebenen „fort"-Spiel besteht. Dieses „fort" erhält beim Schimpansenkind dadurch eine besondere Note, daß es die ersten Lebensmonate ständig, die späteren teilweise in Anklammerung an den Körper der Mutter verbringt. Ich habe schon in der Erörterung der von W. Köhler angestellten Beobachtungen an Schimpansen vermutet, daß die Spiele, bei denen ein Gegenstand an einen Teil des Körpers angesetzt wird, wahrscheinlich Wiederholungen dieses Urzustandes darstellen.)

Gefühlsverschiebung von der Mutter auf ein anderes Objekt. Im ersten Drittel seines zivilisierten Lebens mied Gua alle Erwachsenen mit Ausnahme ihrer beiden Erzieher. Sie war vor Fremden scheu, doch legte sich das später. Es zeigte sich eine Art der seelischen Abhängigkeit: Gua empfand einen starken und beständigen Impuls, in dem Seh- und Hörbereich irgendeines Freundes, Beschützers oder Protektors zu bleiben. Sie war gleichsam

nie willens, jenseits einer gewissen Entfernung von einem Bekannten zu bleiben; Gua konnte nicht allein bleiben, ohne zu leiden. Es kann sein, — meint Kellogg — daß dieses Verhalten, besonders am Anfang, eine Folge des Schocks war, den das Tierchen erlitt, als es von der Mutter weggenommen wurde. In den ersten Tagen konnte es sich nur beruhigen, wenn es das Gesicht in die Arme des Erziehers verbarg und so jeden äußeren Reiz vermied. (Scheinbar Aufrechterhaltung der Illusion einer Anklammerung an die Mutter.) In der ersten Zeit konnte Gua nur in tiefem Schlaf ins Bett gelegt werden; erwachte sie dann in der fremden Umgebung, so schrie sie, bis sie in die Arme genommen wurde. Obwohl sie sich allmählich daran gewöhnte, daß sie zu Bett gebracht wurde, konnte sie sich noch viele Wochen nicht erschlaffen lassen und die Augen nicht schließen, wenn sie nicht physischen Kontakt mit einer Erziehungsperson hatte, z. B. deren Hand hielt.

War auch Guas Zuneigung zur neuen Umgebung ursprünglich unbestimmt und ohne Bevorzugung eines Objekts, so wendete sie sich bald entschieden dem männlichen Mitglied des Haushaltes zu. So scheint sich die Bindung des Tierchens von der Mutter auf einen der neu erworbenen Elternteile verschoben zu haben. Wahrscheinlich wurde diese neue Fixierung dadurch beschleunigt, daß Gua fast ausschließlich von diesem Erzieher betreut wurde. Auch die wiegenden Bewegungen gefielen ihr sehr gut und trugen zur Zuneigung bei. Entfernte sich Kellogg auf einige Stunden, so raffte Gua eines seiner Kleidungsstücke auf, identifizierte es mit Beschauen und Beriechen und schleppte es dann bis zur Rückkehr Kelloggs wie einen Fetisch mit sich. Wenn Kellogg zurückkehrte, schrie Gua auf und lief ihm mit ausgestreckten Armen entgegen. Als sich Kellogg im vierten Monat der Beobachtung auf eine Woche entfernte, verschob Gua alsbald ihre Gefühle auf Frau Kellog, der sie sich in einigen Tagen geradeso anschloß wie zuvor an Kellogg. Doch mit dessen Heimkehr stellte sich das alte Verhältnis schnell wieder her.

Ersatzbildungen für das Saugen. Das Affenkind nagte und biß ständig an irgend etwas. Diese Tendenz nahm periodisch zu und ab. Es fraß nur selten den in dieser Weise in den Mund genommenen Gegenstand auf; oft hielt es ihn so im Mund, daß das eine Ende herausstand.

In den ersten Tagen, als das Affenkind von Kellogg herumgetragen wurde, machte es beißende und den Mund zuspitzende Bewegungen in der Brustgegend, die nicht mißverstanden werden konnten. Es waren dies Bestrebungen, etwas zu finden, was den Brustwarzen der Mutter, der es vor kurzem entrissen worden war, ähnlich ist. In einem solchen Falle packte es einen Knopf am Kleid des Erziehers und sog daran mit durchsichtiger Absicht. Ziemlich klar war sein Fingerlutschen, obzwar dies eher einem Spiel mit der Hand als einem Bestreben zum Saugen ähnlich sah. Es nahm den Daumen in den Mund. Aus den ersten Tagen ergaben sich mehrere solche Beobachtungen, aus späterer Zeit nicht mehr. Allerdings wurde Gua auch am Mund bestraft: als es z. B. einmal beim Baden den Seifenschaum in den Mund nahm, wurde er ihm in den Mund geschlagen

(K e l l o g g erinnert dabei daran, daß ähnliche Erziehungsmaßnahmen auch Kindern gegenüber angewendet werden). Es war ihm streng verboten, Sand oder Blätter in den Mund zu nehmen. Doch blieb das Verbot bei der „Hand in den Mund"-Reaktion erfolglos.

In den warmen Sommermonaten litt das Affenkind an einem beinahe unstillbaren Durst. In den ersten sechs Wochen wurde es durch Wasserhähne so stark angezogen, daß alles, was einer Spritze oder einem Gießrohr am entferntesten ähnlich sah, sofort zum Untersuchungsobjekt wurde.

Bei der zweiten Gelegenheit, als Gua zum Knaben zugelassen wurde, spitzte es die Lippen, um das Gesicht und die Lippen des Kindes mit einem prüfenden Kusse zu berühren. Dann gaben sie sich die Hände.

L a u s e n. Die für die Affen charakteristische Hauptflege war bei Gua nicht zu beobachten. (Man muß hier in Betracht ziehen, daß sich diese Gewohnheit, die nachgewiesener Weise nichts mit der Entfernung von Parasiten zu tun hat, bei Schimpansen, nach Y e r k e s, erst beim reiferen Affenkinde entwickelt.) Einige Beobachtungen könnten aber auch nach K e l l o g g hier eingereiht werden. So wurde einmal beobachtet, wie es die Kruste einer Kniewunde mit dem Zeigefinger der linken Hand aufnehmen wollte, und im letzten Monat der Beobachtung entdeckte Gua, daß die Haare des Knaben eine gute Gelegenheit zum Spiel bieten. Wenn umgekehrt die Erzieher die Haut des Affenkindes rieben oder kratzten, lag es zufrieden da und ließ es solange geschehen, als es ihm gewährt wurde.

Ein Zusammenhang dieser letzten Beobachtung mit dem „Lausen" wird von K e l l o g für fragwürdig gehalten. Für uns, die wir das „Lausen" mit der Anklammerung an Fell und Haut der Mutter in Zusammenhang bringen, gehört aber auch jene Beobachtung hieher, wonach Gua den Finger mit Vorliebe in den Mund eines geliebten Menschen steckte, — auch in den Mund des Knaben, dessen Biß es sich dann gerne gefallen ließ (Anklammerungsersatz).

A f f e k t l e b e n. Die Emotionen sind im allgemeinen heftiger, die Hemmungskraft gegen sie geringer. Die dominierende Emotion Guas ist die A n g s t. Während der 9 Monate anhaltenden Beobachtungszeit kam es kein einziges Mal vor, daß sie ihre Kraft spüren ließ, außer wenn es aus Angst geschah. Aber auch in diesem Fall gebrauchte sie ihre Kräfte nur, um von dem Objekt der Furcht loszukommen und sich zu seinen Beschützern zu flüchten. Kampflustig wurde sie nur, wenn sie sehr gereizt wurde. Wenn man mit dem Finger auf das Tierchen zeigte oder es auslachte, wurde es aggressiv. Während affektiver Erschütterungen sträubten sich seine Haare und es ließ Harn und Stuhl unter sich. Seine Reaktion auf schreckeinflößende Laute war in der ersten Zeit ein Aufschrei und Flucht in die Arme des Erziehers. Aus Angst konnte sich auch ein Zittern melden, doch da dieses zuerst durch die Berührung mit kaltem Wasser ausgelöst wurde, kann es sein, daß es der Reaktion auf kaltes Wasser angehört. Das Feuer wurde im allgemeinen gemieden, doch fürchtete sich Gua nur in der Nähe davor. Nach Kelloggs bestem Wissen hat es sich niemals gebrannt. Es wurde ängstlich, wenn sich die Erwachsenen seiner Umgebung zum Fortgehen anschickten. In

großer Angst kam ein Raptus über das Tier, in welchem es, vor Angst geblendet, eine Reihe schriller, vibrierender Töne hören ließ, bis zum Glottiskrampf. Während des Schreiens rannte es ohne bestimmtes Ziel mit abnehmender Geschwindigkeit. Es kam vor, daß Gua während des Glottiskrampfes niederstürzte, als hätte es gänzlich die Selbstkontrolle verloren. Solche Ausbrüche waren stets von dem Sichsträuben der Haare, von Urinieren und Defäzieren begleitet. (Der Glottiskrampf dabei könnte als ein heftiges inneres Anklammern, das Niederstürzen als Anklammerungsversuch an den Boden gedeutet werden.)

Zorn stellte sich hauptsächlich dann ein, wenn das Affenkind nicht bekam, was es haben wollte, oder wenn es in einer Handlung unterbrochen wurde. Manchmal traten Zornausbrüche auf. Im Zorn fuchtelte es mit den Händen und warf einen Gegenstand nach dem anderen zu Boden. Es kratzte sich und schlug seinen Kopf an die Wand. Einmal nahm es die geballte Faust in den Mund und biß mit solcher Kraft hinein, daß die Haut platzte. Solche Zornreaktionen gab es nur in den ersten Wochen.

Es war eifersüchtiger als der Knabe. Schamhaftigkeit und Verlegenheit spielten keine größere Rolle.

Pädagogische Erfahrungen. Bei Eßschwierigkeiten ließ sich mit gewaltsamen Maßregeln (z. B. dem Zusammendrücken der Lippen, wenn es die Speise ausspucken wollte) nie etwas erreichen. Bei einer solchen Gelegenheit aß Gua 43 Stunden lang überhaupt nichts. Endlich wurde ihm Freiheit auf dem Gebiete des Essens gewährt. Dieses *laissez-faire*-Prinzip führte am weitesten und Gua aß, wenn genügend Geduld angewendet wurde, auch die bis dahin zurückgewiesenen Speisen. Überhaupt wirkte Lob als Motiv viel erfolgreicher als Schelten oder Strafen. Wurde ihm gezürnt oder wurde es aus Strafe allein gelassen, so gab es keine Ruhe, bis es nicht auf den Arm genommen und wieder mit der alten Liebe empfangen wurde.

Die Gewöhnung zur Reinlichkeit. Es wurde bald klar, daß Gua schon bei seiner Mutter Schritte in der Richtung der Kontrolle seiner Entleerungen tat. Dieser frühe Fortschritt trat deutlich in den ersten Tagen seiner menschlichen Umgebung zum Vorschein. Denn trotz der Furcht vor dem Alleingelassenwerden und der Vorliebe, sich herumtragen zu lassen, drehte und bewegte es sich hin und her, bis es an die Erde gestellt wurde, wenn es die Notwendigkeit der Entleerung seiner Blase oder seines Afters verspürte.[9] Es schien zu wissen, daß es heruntersteigen und sich zurückziehen müsse. Wahrscheinlich wurde es von der Mutter auf eine noch unbekannte Weise dazu angeleitet. Es kann sein, daß die Mutter den Säugling in Armlänge von sich hielt, als er noch ganz klein war, und später bei Entleerungen von sich jagte. Die Kontrolle des Enddarmes entwickelte sich bei Gua schneller als die Kontrolle der Blase. Die

9) Vgl. auch den Bericht von Yerkes: „Congo nahm frühzeitig die Gewohnheit an, die nordwestliche Ecke des Nestes als Klosett zu gebrauchen." — The Mind of a Gorilla. Genetic Psychology Monographs, II. S. 32. (Vgl. mein Referat: „Zur Psychologie eines Gorillakindes", Psa. Bewegung, Bd. III, 1931.)

Entleerungen bei Affekten hörten nie ganz auf, obwohl es solche Blasenentleerungen manchmal auch verhindern konnte. Spontane Anzeigen gab Gua am Anfang erst nach dem vollzogenen Akt, anstatt ihn im voraus anzuzeigen. Wurde es in der ersten Zeit der Gewöhnung vom Erzieher auf ein paar Stunden allein gelassen und der Obhut eines anderen anvertraut, so schien es den Fortschritt, den es bis dahin getan hatte, für die folgenden ein oder zwei Tage größtenteils zu vergessen.

D e r G e h o r s a m. In gewissem Sinne läßt sich sagen, daß Gua folgsamer war als der Knabe. Doch muß diese Behauptung präzisiert werden. Guas Gehorsam war in dem Sinne beschränkt, daß sich die Zeitdauer oder die Wirkung irgendeines Befehles in den meisten Fällen nur auf Sekunden oder Minuten erstreckte. Die Zyklen Untersagung — Einstellung folgten einander in gehäufter Wiederholung selbst binnen einer so kurzen Zeitspanne wie 5 Minuten. Es ergab sich deutlich, daß es dem geliebten Erzieher eher folgte als jedem anderen. Manchmal folgte es niemandem außer ihm. Sein Gehorsam war einer besonders starken Probe ausgesetzt, wenn es auf einem Stuhle sitzend allein im Zimmer bleiben mußte. Das hatte Gua nie gemocht und weinte oft bis zur Rückkehr des Erziehers. Im sichtbaren Kampf zwischen den Impulsen, zu gehorchen oder dem sich Entfernenden nachzufolgen, stieg es nach dem Weggehen Kelloggs oft vom Sessel und blickte ihm vorsichtig nach. In dem Augenblick aber, als das Tier seine Rückkehr hörte, sprang es plötzlich auf seinen Platz zurück und wartete unschuldig, bis er erschien. Weder bei Gua noch bei dem Knaben ließ sich beobachten, daß sie nach Beginn einer verbotenen Handlung, in Erinnerung eines älteren Befehles oder unter dem ethischen Druck eines sich entfaltenden Gewissens damit plötzlich aufgehört hätten. Ohne wörtlichen Befehl stellten sie eine solche Handlung nur dann ein, wenn es den verstohlenen Blicken der Missetäter klar wurde, daß sie beobachtet wurden. Gua schaute ihren Erzieher während der untersagten Handlungen plötzlich an, und wenn sie sah, daß sie beobachtet wurde, brach sie damit ab. Dieses Verhalten führte später dazu, daß schon eine unbedeutende Bewegung der Respektperson — auch wenn sie Gua den Blick nicht zuwandte — die Einstellung der Handlung nach sich zog. Saß aber der Erzieher ruhig daneben, ohne dem Tierchen Beachtung zu schenken, so vollbrachte es die verbotene Handlung, ohne irgendetwas wie Gewissensbisse zu zeigen. In einer folgenden Periode versteckte es sich hinter einem Gegenstand, wenn es etwas Verbotenes durchführen wollte.

•

Unter den reichhaltigen Beobachtungen K e l l o g g s sind es besonders zwei Tatsachengruppen, an die ich anschließen möchte. Die eine betrifft das zuletzt behandelte Thema: die E n t w i c k l u n g d e s G e h o r s a m s. Den Anfangspunkt bildet das Befolgen der Befehle, das strikt auf den Zeitpunkt des Befehls beschränkt und an die Gegenwart des Befehlenden gebunden ist, — eine Sachlage, die ein Analogon zur Tatsache abgibt, daß das Unbewußte keine Verneinung kennt. Endpunkt ist die von einem real-gegenwärtigen Befehlshaber un-

abhängige Errichtung des Befehlshabers in uns selber, d. h. die Herausbildung der Über-Ichs. Zwischen diesen beiden Punkten gibt es einen Entwicklungsweg, der — wie die Erfahrungen mit Affen deutlich zeigen — mit der Beachtung des Nichtanwesenden, mit der Treue zu ihm parallel geht. Diese Entwicklungsrichtung ist nach Freud mit dem Schicksal der Kastrationsangst verwoben; das wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kastration mit der Negation in enger Korrespondenz steht und das Ausweichen vor der im Sinne der Angst zur Kastration führenden Situation mit der Errichtung einer die Abwesenheit bewertenden Einstellung Hand in Hand geht. Die Entwicklung, welche durch das Respektieren des Nicht-Anwesenden zum Über-Ich führt, läuft parallel mit der Furcht und dem Respekt vor dem Toten. Tatsächlich ist erfahrungsgemäß die ständige Anwesenheit der Respektperson (des Vaters) der Bildung eines echten Über-Ichs hinderlich, die öftere Abwesenheit förderlich. Sekundär wird versucht, die Abwesenheit durch halluzinationsartige Gebilde, innere Bilder rückgängig zu machen. Die Moral ihrerseits involviert die Bewertung längst verübter Taten. Sündhafte Taten sind auch Taten, welche nicht vergehen wollen, nicht vergessen werden können.[10]

Wie sehr die Welt der Affen auf die räumliche und zeitliche Gegenwart, auch außerhalb des Gebietes der Befehle, beschränkt ist, geht auch aus andersartigen Beobachtungen hervor. Wurde das Futter vor den Augen von 9 Tieren *(Cebus, Macaca, Cercocebus, Cercopithecus, Lemur)* in die Tasche des Versuchsleiters oder unter einen Blumentopf versteckt, so suchten nur die Lemuren, der Kapuzineraffe und einer der Macacos danach; die anderen verloren das Interesse zumeist in dem Augenblick als das Futter vor ihren Augen entschwand.[11] Noch beweiskräftiger erscheint eine andere Beobachtungsreihe. Das dritte Baby einer Schimpansin starb innerhalb 24 Stunden nach der Geburt. Der Kadaver wurde von der Mutter eifersüchtig gehütet; einen vollen Monat widersetzte sie sich jedem Versuch, ihn von ihr wegzunehmen, indem sie, wohin sie nur ging, die sich schon zersetztenden Reste mitschleppte. Kurz bevor er ihr genommen wurde, konnte man es beobachten, daß sie den Schädel mit den Zähnen aufknackte und von dem Inhalte aß. Sobald aber der Kadaver von ihr weggenommen wurde, schien sie ihren Verlust völlig zu vergessen. Dieselbe Gleichgültigkeit tragen die Schimpansenmütter zur Schau, denen lebendige Kinder entrissen werden. Obzwar sie dem, der die Trennung zu vollziehen trachtet, den größten Widerstand leisten, scheinen sie sich doch innerhalb einiger Minuten völlig darein gefunden zu haben, und wenn ihnen ihr Sprößling binnen ganz kurzer Zeit vorgeführt wird, zeigen sie keine Spur des Wiedererkennens. Ein ähnliches Verhalten ist auch für Paviane und niedere Affenarten bezeichnend.[12]

Daß die Macht des dominanten Tieres auf seinen Gesichtskreis beschränkt ist und die strengen sexuellen Verbote hinter seinem Rücken — im ursprünglichen

10) Vgl. I. Hermann: Die Psychoanalyse als Methode. Beiheft zur Int. Ztschr. f. Psa. und zur Imago. Int. Psa. Verl., Wien, 1934. S. 98 f.
11) Zuckerman: Functional affinities usw. S. 127.
12) Zuckerman, l. c., S. 154.

Sinne des Wortes — gebrochen werden, wird von Zuckerman anderen Orts beschrieben. Neu ist eine Hypothese, die er aus dieser Beobachtung und aus der Tatsache, daß die Affen keine eigentlichen Fleischfresser sind, zieht. Er meint, der Übergang von der Polygamie zur Monogamie sei dort zu suchen, wo die Jagd auf Tiere — eine nach ihm exquisit menschliche und männliche Tätigkeit — beginnt. Mit der Notwendigkeit, sich von der Familie zu entfernen, wird die Zugehörigkeit des Harems zum Familienvater in ihrer Grundlage erschüttert und durch die Entwicklung einer neuen Gefühlsart, der Treue, wenn auch jetzt nur zwischen den Gliedern der monogamen Familie, wiederhergestellt.[13]

Der Übergang vom sichtbaren Befehlshaber zum unsichtbaren und vom sehenden zum nicht=sehenden kann samt dem darin verborgenen Konflikt sehr klar an einer erinnerten Kindheitsphantasie einer Patientin veranschaulicht werden. Mit ungefähr 7 Jahren stellte sie sich den lieben Gott so vor, daß er am Kopfe den mit Flittern bestreuten Schleier der Mutter trage.

Für den Analytiker ist die Kenntnis dieser Vorstufen der Über=Ich=Bildung deshalb von Wichtigkeit, damit er sie vom echten Über=Ich zu unterscheiden wisse. Ein echtes Über=Ich besteht nur dort, wo nicht nur die Gegenwart des Befehlenden, sondern auch die Furcht vor dem Befehl oder vor der Strafe (also die Vorstellung einer möglichen Gegenwart) ausgeschaltet werden kann. Dieses Kriterium wird von Freud scharf formuliert, in der Praxis jedoch oft vernachlässigt.

Die andere Tatsachengruppe, die ich hervorheben möchte, bezieht sich auf die Folgen des Mutter=Kind=Verhältnisses, bezw. der spezifischen Lage des Anklammerns an den mütterlichen Körper. Wir sahen oben die Ersatzbildungen, die die kleine, von der Mutter losgerissene Gua entwickelte, und daß sie den physischen und psychischen Kontakt mit dem als Mutter=Ersatz angenommenen Erzieher stets zu wahren suchte. Daß das Lausen einen psychischen Abkömmling der Anklammerungs=Situation und der Lostrennung von der Mutter darstelle, wurde von mir bereits früher angenommen; Yerkes und Zuckerman bringen nun dafür neues Belegmaterial. Letzterer beschreibt verschiedene Abarten des Lausens. So seien beim Lemur und Tarsius eher die Zunge und die Zähne in diese Tätigkeit einbezogen; beim Tarsius deckt sich das gut mit der Beobachtung, daß die Jungen von der Mutter katzenartig in den Mund genommen und abgeleckt werden. Bei derselben Art findet das Lausen nicht mutuell statt.[14]

Das Lausen besteht, wie wir wissen, aus der Entfernung von schuppigen Hautteilchen, Hautexkrementen und anderen Fremdkörpern, vergesellschaftet mit besonderen Mundbewegungen, Einschnappen, Kauen. Nun ist es bei Gua beschrieben, daß sie sich bei starken Emotionen kratzte und in die Hand biß;

13) Zuckerman, l. c., p. 159.

14) Zuckerman, l. c., p. 72—75. — Gründliche neue Beobachtungen über die Entwicklung des Anklammerungsdranges gibt John P. Foley, jr.: First year development of a rhesus monkey reared in isolation. Journal of Genetic Psychology, XLV, 1934. — Ders.: Second year development. Journal of Genetic Psychology, XLVII, 1935.

ebenso ließ sie sich gerne von dem Knaben in den in seinen Mund gesteckten Finger beißen. Und hier fällt uns ein Zusammenhang auf, dessen Tatsachenmaterial von einer Beschreibung Yerkes' und von einem archäologischen Fund geliefert wird.

Die Beschreibung von Yerkes lautet: „Eine eigentümliche Unregelmäßigkeit, die bei gewissen Arten des Orang-Utan schon seit langem beobachtet wurde, ist der Mangel der Nägel, ja sogar des ganzen letzten Daumengliedes. Nachdem es früher für möglich gehalten wurde, daß diese strukturelle Eigentümlichkeit eine Besonderheit der Art sei, kam man später dazu, sie als Folge eines Unfalles zu betrachten, da sie bei Abarten von verschiedener örtlicher Herkunft, bei beiden Geschlechtern, in verschiedenem Lebensalter oder auf verschiedener Entwicklungsstufe unregelmäßig erscheint. Es wird behauptet, sie käme eher bei Weibchen vor und gelegentlich nur auf der einen Seite. Diese Umstände erregten in überraschendem Maße Interesse und es fehlte nicht an Spekulationen über ihre Bedeutung. Rennie (1838) stellt die Frage: ‚Wäre es möglich, daß die Natur in diesem einzig dastehenden Falle die allgemeinen Gesetze der Uniformität, mit deren Hilfe sie die organische Entwicklung der verschiedenen Arten in gewisse prädeterminierte und unveränderliche Grenzen zwingt, nicht einhält und eben im Falle des Orang den unwandelbaren Formen und Verhältnissen, denen der ganze übrige Rest der belebten Welt unterworfen ist, entsagt? Oder käme diese variable und anormale Besonderheit aus einer absichtlichen Verstümmelung, die von diesen intelligenten Tieren an ihrem Nachwuchs zu dem Zweck vollzogen wird, einen uns unbekannten Nachteil in ihrem Leben abzuwenden?' "

„Unsere Beobachtungen, die uns zwar nicht in Stand setzen, die Frage endgültig zu entscheiden, nötigen uns zu einer von Rennie abweichenden Erklärung. Es handelt sich hier um einen Fall der Selbstverstümmelung, welche durch Unterernährung, durch endokrine Störungen oder durch irgend einen neuropathischen Zustand verursacht wird. Im *Yale Primate Laboratory* konnte die Zerstörung der Nägel und des letzten Gliedes an den großen Fingern beider Füße an einem jungen weiblichen Schimpansen beobachtet werden. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Zustand, dem man beim Orang begegnet, eine Folge der Selbstverstümmelung sei als das Ergebnis einer Verstümmelung durch die Eltern oder eine zufällige Variation oder Anomalie. Gegen die Annahme der Variation spricht auch die gelegentlich beobachtete asymmetrische Erscheinungsart."[15]

Der Auffassung von Yerkes entspricht gut eine Beobachtung von Tinklepaugh,[16] die ich abgekürzt hier wiedergebe. Ein junger Rhesusaffe, Cupid, wird mit einer etwas älteren Äffin von der Art *macacus cynomologus*, Psyche benannt, gepaart. Nach wiederholten Verführungsversuchen von weiblicher Seite wird die Ehe konsumiert. Nach Ablauf einer längeren Zeit wird eine Äffin der eigenen

15) R. M. Yerkes and A. W. Yerkes: The great apes. New Haven, 1929. p. 107.
16) O. L. Tinklepaugh: The self-mutilation of a male macacus rhesus monkey. Journal of Mammalogy, 1928. Vol. 9. S. 293 — 300.

Art, Topsy, zu Cupid zugelassen. Er stürzt sich erzürnt auf sie, beißt ein etwa zwei Daumen langes Stück von ihrem Schwanzende ab.[17] Langsam wird jedoch Cupid zu Topsy „konditioniert", so daß er endlich seine Aggression ihr gegenüber aufgibt und sie besteigt. In einigen Tagen wird wieder Psyche mit Cupid allein gelassen. Er koitiert mit ihr, doch etwas weniger häufig als früher. Er lenkt auch oft seine Aufmerksamkeit auf den benachbarten Käfig, wo Topsy haust. In zwei Wochen wird wieder ein Frauenwechsel vorgenommen. Cupid besteigt sogleich Topsy und ist im Begriff sie zu koitieren, als er plötzlich davonspringt und seine hinteren Füße zu beißen beginnt, eine Verhaltungsweise, die er früher nur spielerisch vollführte. Dieses Verhalten war drei Tage lang öfters zu beobachten. Cupid führte während dieser Zeit, so weit es zu beobachten war, den Sexualakt nicht aus. Am vierten Tage wurde er mit stark verletzten Hinterfüßen aufgefunden. Als er zur Exploration aus seinem Käfig heraus und neben dem Käfig mit Psyche vorbeigeführt wurde, schaute er hin und her, auf Topsy und Psyche. Psyche schrie bedrohend gegen Topsy. Cupid fing plötzlich wieder an sich zu beißen und biß sich tiefe Wunden an den Hinterfüßen. Dann warf er sich in die Arme des Beobachters, sprang wieder fort, biß sich, riß sein Scrotum auf, verletzte den einen Testikel, verstümmelte das Ende seines Schwanzes. Es waren nun zwanzig frische Wunden an seinem Körper und von diesen nur eine in der Genitalgegend. Er genas bald und nahm normale sexuelle Relation mit Psyche auf. Später verabscheute er auch die Bigamie nicht. Doch innerhalb der nächsten vier Monate schien er oft in einen einer depressiven Psychose ähnlichen Zustand zu versinken. Dabei behielt er auch weiterhin die Eigenheit, bei Erregung sofort eines seiner hinteren Beine oder die Scheide seines Penis zwischen die Zähne zu nehmen, doch biß er jetzt nur ganz leicht. Der Anklammerungs-Trennungs-Konflikt spricht ziemlich klar aus dieser Beschreibung. Er warf sich auch inmitten seiner Raserei in die Arme des befreundeten Mannes.

Der archäologische Fund stammt aus der Aurignac-Zeit, aus der Höhle von Gargas. An der Rückwand dieser Höhle wurde eine Zeichnung gefunden, die eine Anzahl von menschlichen Händen darstellt. Bei den meisten dieser Handzeichnungen, — die unzweifelhafter Weise durch Unterlage einer wirklichen menschlichen Hand, als Schablone, verfertigt worden sind — fehlen die beiden letzten Glieder von einem oder mehreren Fingern, ja gelegentlich von allen Fingern. Der Ursprung dieser Zeichnungen wurde in zweierlei Weise interpretiert: nach der einen Interpretation wäre die als Unterlage dienende Hand eine unverletzte, mit eingebogenen, nach der zweiten eine mit verstümmelten Fingern.

L u q u e t[18] neigt der ersten Ansicht zu und beruft sich darauf, daß die Verstümmelung der Finger kein allgemeiner Brauch sein konnte, da man weder an den vorgefundenen Skeletten noch an anderwärtigen Zeichnungen verstümmelte

17) Der Schwanz bildet bei beschwänzten Affen ein Organ des Anhaltens.

18) L u q u e t: L'art et la religion des hommes fossiles. Paris, 1926, p. 222 — 226. — In diesem Buche findet sich eine besonders anschauliche Wiedergabe der erwähnten Höhlenzeichnungen.

Finger fand. Mit einer systematisch verübten Verstümmelung verträgt sich nach ihm auch die Tatsache schlecht, daß die Abbildungen von Gargas viele Variationen von Verstümmelungen zeigen; da es sich um männliche Hände — obzwar ausschließlich um linke — handelt, meint er auch, daß sich eine allgemeine Sitte der Verstümmelung schwer mit den Lebensbedingungen des Jägers vereinigen lasse. Er schwächt dieses letzte Argument freilich selbst durch den Hinweis ab, es könne sich um Hände von Zauberern handeln, für die die Notwendigkeit des Jagens nicht bestand, da sie von der Gemeinschaft ernährt wurden. Für die Theorie der eingebogenen Finger spricht aber nach Luquet auch die Tatsache, daß überall die beiden letzten Glieder fehlen und nirgends nur eines — das entspricht aber gerade der Situation der eingebogenen Finger.

Die Entdecker der Zeichnungen hingegen bestehen darauf, daß es sich um reale Verstümmelungen handle. Sie berufen sich einesteils darauf, daß „die Ethnologie zahlreiche Beispiele der Fingerverstümmelungen bietet, die mit religiösen Riten, Bestattungsbräuchen oder Sühnezeremonien zusammenhängen, und deren ursprüngliche Bedeutung manchmal selbst für die Ausübenden in Vergessenheit geraten ist“[19]; andernteils verweisen sie auf die tatsächlich vollführten Experimente, bei welchen der Versuch mißlang, mit eingebogenen Fingern Abbildungen zu erhalten, die ähnlich scharfe Konturen zeigen, wie die Zeichnungen von Gargas. In der neueren Literatur meint Menghin, daß ihm die Ansicht Luquets, es könne sich auch um eingebogene Finger handeln, zu gekünstelt erscheine.[20]

Die Bedeutsamkeit der Debatte wird dadurch aufgehoben, daß Luquet es selbst zugibt, daß wenigstens eine der Hände, die den Zeichnungen von Gargas als Schablone dienten, auch in Wirklichkeit verstümmelt war, da sie nach dem Befund des Abbé Breuil an mehreren Stellen in sich überdeckender Identität wiederkehrt. So bleibt für ihn nur fraglich, ob diese als Vorbild dienende Verstümmelung die Folge eines Unfalles oder das Resultat eines magischen Brauches war. Diese Frage ist aber nach ihm bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht zu entscheiden.

Wenn wir jedoch den Mut fassen wollen, auf vergleichender Grundlage weiterzuarbeiten, so fallen uns zunächst Selbstverstümmelungen an der Hand ins Auge, die auch in unseren Tagen häufig sind. Wir denken an die Selbstverstümmelungen Geisteskranker. In der sehr reichhaltigen Literatur der Selbstverstümmelung wird diese Tatsache in den Hintergrund gerückt, doch wird sie erwähnt, z. B. besonders prägnant im Lehrbuch der gerichtlichen Medizin von Kenyeres: „Es kam vor, daß sich ein Geisteskranker die Augen oder die Hoden aushöhlte, den Penis abschnitt. Es geschah, daß einer im Tiergarten die Hand durch Bären verstümmeln ließ. Mit ständigen automatischen Bewegungen können sich Geisteskranke Löcher am Körper bohren, Finger oder Lippen zersaugen oder zernagen.“[21]

19) Luquet, l. c., p. 222.
20) Menghin: Weltgeschichte der Steinzeit. Wien, 1931, S. 147.
21) Kenyeres: Törvényszéki orvostan (Gerichtliche Medizin), II. Bd., S. 226.

Dr. R. Bak hat mir aus dem Material einer Irrenanstalt einige von ihm beobachtete Fälle von Selbstbeschädigung an der Hand mitgeteilt, die er an geeigneter Stelle veröffentlichen will. Hier mögen sie nur kurz erwähnt werden. Ein 21 Jahre alter Oligo-Schizophrener biß an dem rechten Zeigefinger eine 4 bis 5 mm tiefe, 4 cm lange Wunde. Außer dieser frischen Wunde findet man mehrere vom Beißen stammende Narben an verschiedenen Fingern. Ein 45 Jahre alter Epileptiker beißt in tenebrösem Zustande seine rechte Hand an verschiedenen Stellen. Es sind hier feine weiße Narben sichtbar. Ein 20 Jahre alter Idiot mit Epelipsie legt seine Hände auf einen Plüschpolster; will man den Polster wegnehmen, so schützt er ihn in Begleitung von unartikulierten Forderungen. Beide Hände zupft er besonders in der Gegend der Nagelwurzel blutig, so daß er oft verbunden werden muß. Die Nägel kaut und zupft er, das Blut begrüßt er mit heiterem Jubel. Auch das Hinauswerfen von Gegenständen verursacht ihm große Freude.

Einen klareren Einblick in das seelische Gefüge dieser Zustände gewähren einige analytische Patienten. Eine Patientin wußte sich einerseits daran zu erinnern, daß sie bis zum 14. Lebensjahre fast allnächtlich ihre Mutter beim Schlaf mit Händen und Füßen eng umarmt hielt (sie war das jüngste Kind der kinderreichen Familie), andererseits erschauderte sie seit früher Kindheit sofort bei dem Gedanken an einen spitzen Gegenstand, der ihre Augen treffen könnte, oder an das blutige Herausreißen ihrer Nägel. Während sich die erste Angst als Abkömmling der Kastrationsangst im Sinne von Ferenczi (Zerstörung durch den zu großen Penis) erwies, löste sich die zweitangeführte Angst als Abkömmling der Furcht vor der Trennung (von der Mutter) auf. Dieser Zusammenhang kann an einem Traum während der Analyse demonstriert werden, in welchem *X. Y. ein eitriges Geschwür an einem Finger und einer Zehe hat.* Die Vorgeschichte des Traumes enthielt Gedanken an die Trennung von einer Freundin, die vor Jahren mit X. Y. — dem damaligen Vorgesetzten der Träumerin — einen heftigen Zusammenstoß hatte und sich gegenwärtig mitten in einem Scheidungskonflikt befindet. Dieser Fall zeigt die Tendenz zur Selbstverstümmelung der Finger in eine Phobie umgewandelt.

Eine zweite Patientin, die sich vor Jahren von ihrem Manne scheiden ließ, sich aber seelisch von ihm noch immer nicht trennen konnte, hatte die Gewohnheit, während ihrer Angstzustände an einem ihrer Finger zu beißen; es bildeten sich dann sichtbare Schwielen. Der Biß tat ihr weh, aber gerade der Schmerz war für ihr Bewußtsein das Wünschenswerte. Sie fühlte sich in den Angstzuständen ganz verlassen und hatte das Gefühl, selbst das eigene Ich zu verlieren; der Schmerz gab ihrem Bewußtsein das Gefühl der Realität, des Angehörens ihrer Seele an die Realität, wieder. Dieselbe Patientin hatte aber oft den Wunsch, beim Einschlafen von der Hand des geliebten Mannes an der Hand gehalten zu werden, was den unbewußten Sinn des Fingerbeißens nahelegt. Mit dem Schmerz wird die Illusion der eben stattfindenden Trennung, das heißt, die Illusion, sie wäre an niemanden mehr gebunden, sie

könnte sich jetzt leichter trennen als früher, wachgehalten.

In einem dritten Falle (bei einer depressiven Kranken) trat das Beißen an der Hand auch in der Analysenstunde oft während starker Emotionen auf, welche als schmerzhafte Zustände der Verlassenheit, der vollständigen Isoliertheit gekennzeichnet werden können.

So mußte ich auch bei Neurotikern die Tendenz zur Selbstverstümmelung der Finger annehmen und dieser Tendenz — den Freudschen und Ferenczischen Gedankengängen folgend — den Sinn beilegen, sie möchte das Urtrauma der Trennung von der Mutter, das Verbot des Anklammerns, nochmals durchleben, und zwar so, daß das Individuum dabei aktiv mitwirkt. Zugleich wird ein Teil der Hand selbst zu dem, wovon man sich trennt (zur „Mutter").

Man sieht, bei welchem „Modell" der Kastration wir hier landen konnten. Wenn wir die Kastration stets als das sekundäre, den Objektverlust als das primäre annehmen — und eben dies ist mein Standpunkt in der Frage des Kastrationskomplexes —, so ist eine lückenlose Parallele zwischen dem „Modell" und dem Kastrationskomplex hergestellt.

Eine vergleichende Betrachtung soll auch etwas Quantitatives aufweisen. Auch dies ist hier möglich. An erster Stelle stehen die tatsächlichen Selbstverstümmelungen an den Fingern bei den Affen und vermutlich bei dem Aurignac-Menschen, an zweiter die tiefen Wunden und Narben der Geisteskranken, an dritter die oberflächlichen der Neurotiker und die nunmehr ins Phobische gewendeten Tendenzen.

Die Tatsachengruppe, auf deren vergleichend-psychologische Untersuchung wir hier zuletzt eingingen, betraf das Mutter-Kind-Verhältnis, als Anklammerung-Trennung gekennzeichnet. In einer klinisch orientierten Untersuchung[22] habe ich die hiehergehörigen Tatsachen der Menschenpsychologie verarbeitet und wies dort auf den mächtigen Anklammerungsdrang des Menschen im Kindesalter, im im Schlaf, im primitiven Denken, in der Sexualität und in pathologischen Seelenzuständen hin. Es sei hier auf einige Tatsachen aus der Urgeschichte des Menschen hingewiesen. Da finden wir analog der Armstellung des schlafenden Säuglings, also der Anklammerungsstellung der oberen Extremitäten, in primitiven Zeichnungen sehr oft eine „Anklammerungsstellung" der Arme (z. B. indianische Felszeichnungen in Südamerika[22]), ja die Menschenfigur klammert sich auch nicht selten an einen Gegenstand in dieser Armstellung an (z. B. der Sonnenbildträger in den Felsbildern der Provinz Ost-Gotland[23]). Oft halten sich die Menschenfiguren die Hände — wie es für sich auch Gua wünschte —, auch stilisierte Muster entstanden aus solchen Menschenfiguren, die einander die Hände halten, Arme in Anklammerungsstellung. In einer schönen Zeichnung

22) Sich-Anklammern — Auf-Suche-Gehen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.
22a) E. v. Sydow: Primitive Kunst u. Psychoanalyse, Wien, 1923. Taf. XI.
23) A. Nordén: Werke der Urgermanen, Schwedische Felsbilder, II. Bd., 1923.

des Paläolithikums führt eine Frau das Kind an der Hand[24]). Des weiteren sind hier die begrabenen Skelette zu erwähnen; es wird ersichtlich, daß bei sehr vielen die Oberarme der Brust anliegen, die Unterarme flektiert sind, so daß sie Schulter und Hals berühren.[25] Die ganze Positur erinnert an die Schlafstellung des Säuglings, diese aber an die Stellung des angeklammerten Kindes. Ferner spricht für unsere Annahme in gewissem Maße die Sitte, „anthropomorphe", d. h. halbtierische Figuren, mit Schwanz und Behaarung zu zeichnen, besonders aber, daß diese halbtierischen Menschendarstellungen — wenigstens in den spanischen Höhlen — dort erscheinen, wo auch Händesilhouetten vorzufinden sind, und fehlen, wo diese fehlen.[26] Weiters ist mit unserem Ansatz, wonach im Urmenschen der Anklammerungsdrang noch sehr wach gewesen wäre, die weitverbreitete Sitte, Schmucksachen an den Körper zu hängen, und durchbohrte Steine oder Knochen an sich zu tragen, leicht vereinbar; als Aufhängeschnur war Roß- oder Menschenhaar stets zur Hand. — Was sodann schließlich die Reaktion auf den Anklammerungsdrang, die Trennung betrifft, so spielt das primitive Steinwerkzeug die Rolle einer verstärkten Hand, ursprünglich eines Werkzeuges zum Spalten, also Trennen. — Das reichhaltige einschlägige ethnologische Material fand in G. Róheim einen sachkundigen Bearbeiter.

Zur Theorie der Übertragung

Von

Richard Sterba

Wien

Vorgetragen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 30. Oktober 1935

Es steht fest, daß die Übertragung das wichtigste und eindrucksvollste Geschehen in der psychoanalytischen Therapie darstellt. Das Zustandekommen der Übertragung, vor allem aber die Regelmäßigkeit dieses Zustandekommens, hat von Anfang an einer Erklärung bedurft, und es sind zahlreiche Erklärungen dafür im Laufe der analytischen Forschungen gegeben worden. Bevor wir auf diese Erklärungen kritisch eingehen, wollen wir das Phänomen der Übertragung selbst zunächst seiner Natur nach eindeutig bestimmen. Eine Begriffsbestimmung von Freud aus dem „Bruchstück einer Hysterieanalyse" wird uns für eine erste Orientierung die genügende Grundlage bilden. Sie lautet: „Was sind die Übertragungen? Es sind Neuauflagen, Nachbildungen von den Regungen und Phantasien, die während des Vordringens der Analyse erweckt und bewußt

24) Luquet, l. c., Fig. 81.
25) Luquet, l. c. S. 196—201.
26) E. Max: Reallexikon der Vorgeschichte, 1924—32, Bd. VII, S. 152.

gemacht werden sollen, mit einer für die Gattung charakteristischen Ersetzung einer früheren Person durch die Person des Arztes. Um es anders zu sagen: eine ganze Reihe früherer psychischer Erlebnisse wird nicht als vergangen, sondern als aktuelle Beziehung zur Person des Arztes wieder lebendig. Es gibt solche Übertragungen, die sich im Inhalt von ihrem Vorbilde in gar nichts bis auf die Ersetzung unterscheiden. Das sind also, um in dem Gleichnisse zu bleiben, einfache Neudrucke, unveränderte Neuauflagen. Andere sind kunstvoller gemacht, sie haben eine Milderung ihres Inhaltes, eine Sublimierung, wie ich sage, erfahren und vermögen selbst bewußt zu werden, indem sie sich an irgendeine geschickt verwertete reale Besonderheit an der Person oder in den Verhältnissen des Arztes anlehnen. Das sind also Neubearbeitungen, nicht mehr Neudrucke."[1]

Es ist dies übrigens keineswegs die erste Stelle, an der bei Freud das Phänomen der Übertragung besprochen wird. Vielmehr taucht dieses unter weitgehender Erkenntnis seiner Bedeutung schon in den „Studien über Hysterie", also 1895 auf, wo im Aufsatz „Zur Psychotherapie der Hysterie" unter den Hindernissen gegen die kathartische Kur als ärgstes das gestörte Verhältnis zum Arzt genannt wird, mit welchem Hindernis allerdings in jeder ernsteren Analyse zu rechnen sei. Die Störung des Verhältnisses zum Arzt könne bedingt sein: 1. durch persönliche Entfremdung, 2. durch die Furcht, sich zu sehr an die Person des Arztes zu gewöhnen, die Selbständigkeit ihm gegenüber zu verlieren, gar in sexuelle Abhängigkeit von ihm zu geraten, 3. (wörtlich) „wenn die Kranke sich davor schreckt, daß sie aus dem Inhalte der Analyse auftauchende peinliche Vorstellungen auf die Person des Arztes überträgt. Dies ist häufig, ja in manchen Analysen ein regelmäßiges Vorkommnis."[2]

Auf das Wort „Übertragung" stoßen wir übrigens bei Freud wiederholt in anderem Zusammenhange, vor allem bei der Darstellung der Psychologie der Traumvorgänge, wo die Verschiebung psychischer Intensitäten von Elementen auf andere als „Übertragung" dieser Intensitäten angesprochen wird. Diese Wortidentität wird auf die ihr zugrundeliegende Sachidentität von uns zu untersuchen sein.

Im allgemeinen wissen wir also, was wir unter Übertragung in der analytischen Kur zu verstehen haben, nämlich die Wiederbelebung vergangener Objektbeziehungen und die Verschiebung rezenter Objektbeziehungen derart, daß die Person des Analytikers an Stelle der Objekte rückt, die Beziehung also am Arzt erlebt wird. Der Analytiker wird durch die Übertragung im Sinne einer zunächst von seiner Person unabhängigen Objektbeziehung aktuell besetzt. An Triebregungen, Einstellungen zu Objekten, Wünschen und Phantasien wird an Stelle des ihnen zugehörigen ursprünglichen Objekts der Arzt unterschoben, wobei diese Unterschiebung dem Analysanden im typischen Falle unbewußt bleibt. Der Objektwechsel vollzieht sich also in den Schichten des Unbewußten.

Solchen Objektwechsel an psychischen Strebungen kennen wir aus unserer

1) Ges. Schr., Bd. VIII, S. 119 f.
2) Ges. Schr., Bd. I, S. 234.

tiefenpsychologischen Forschung auf allen möglichen Gebieten zur Genüge. Es kann für uns ja kein Zweifel sein, daß die Übertragung in der Analyse nur einen Spezialfall einer allgemeinen Verschiebungsfähigkeit darstellt, die einer Reihe von psychischen Strebungen zuzuschreiben ist. Wir wissen, daß solche Verschiebung besonders diejenigen seelischen Prozesse auszeichnet, welche dem Primärvorgang unterworfen sind, also die Entwicklung zur höheren Gestaltung und Gesetzmäßigkeit des Sekundärvorganges noch nicht mitgemacht haben, und wir bringen diese Fähigkeit zur Verschiebung mit der Ungebundenheit der psychischen Energie im System Ubw in Zusammenhang. Es wird außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung bleiben müssen, die Verschiebung psychischer Intensitäten ihrem Wesen nach näher und tiefer zu charakterisieren. Wir müssen uns im Zusammenhang mit unserem Thema damit begnügen, die Übertragung als Spezialfall der Verschiebung charakterisiert zu haben. Sehr klar und eindeutig hat den Zusammenhang zwischen Übertragung und Verschiebung übrigens bereits Ferenczi 1909 ausgesprochen.[3] Halten wir also fest, daß die Übertragung ein Spezialfall der Verschiebung ist und daß solche Verschiebungsmechanismen insbesondere den unbewußten Prozessen zukommen. Damit wissen wir, daß die Erkenntnisse, die uns die tiefenpsychologische Forschung über die Verschiebung gebracht hat, auch für die Übertragung zu gelten haben. Trotzdem genügen uns die allgemeinen Aussagen über die Verschiebung nicht; wir haben das Bestreben, über die Übertragung mehr, Genaueres, Gesetzmäßigeres zu erfahren, als uns eine Verpflanzung der Erkenntnisse über die Verschiebung auf den Spezialfall Übertragung geben kann. Der Grund ist einleuchtend. Wir begegnen diesem Spezialfall der Verschiebung regelmäßig und, man kann sagen, unter experimentellen Bedingungen, nämlich in der analytischen Therapie. Die Übertragung ist dort sowohl unser wichtigstes Erkenntnismittel als auch der gewaltigste Motor der Behandlung einerseits und das stärkste Bollwerk des Widerstandes andererseits; sie steht somit im Zentrum unseres analytischen, therapeutischen und forschenden Interesses.

Ich habe am Anfange erwähnt, daß vor allem die Gesetzmäßigkeit des Auftretens der Übertragung die Autoren zu Erklärungsversuchen herausgefordert hat. Der erste solche Versuch stammt von Freud und findet sich in den „Studien über Hysterie". Im Anschluß an die vorhin zitierte Stelle, an welcher die Bezeichnung „Übertragung" mit dem ihr zugehörigen Begriffsinhalt erstmalig bei Freud auftaucht, heißt es: „Die Übertragung geschieht durch falsche Verknüpfung." Und weiter: „Es war so zugegangen: Es war zuerst der Inhalt des Wunsches im Bewußtsein der Kranken aufgetreten, ohne die Erinnerungen an die Nebenumstände, die diesen Wunsch in die Vergangenheit verlegen konnten; der nun vorhandene Wunsch wurde durch den im Bewußtsein herrschenden Assoziationszwang mit meiner Person verknüpft, welche ja die Kranke beschäftigen darf, und bei dieser Mésalliance — die ich falsche Ver-

3) S. Ferenczi: Introjektion und Übertragung. In „Bausteine zur Psychoanalyse", Bd. I, S. 9 ff. Int. Psa. Verl., Wien, 1927.

knüpfung heiße — wacht derselbe Affekt auf, der seinerzeit die Kranke zur Verweisung dieses unerlaubten Wunsches gedrängt hat. Nun ich das einmal erfahren habe, kann ich von jeder ähnlichen Inanspruchnahme meiner Person voraussetzen, es sei wieder eine Übertragung und falsche Verknüpfung vorgefallen. Die Kranke fällt merkwürdigerweise der Täuschung jedes neue Mal zum Opfer." Ein Hinweis, den Freud an die Bezeichnung „falsche Verknüpfung" anschließt, führt an eine andere Stelle der „Studien über Hysterie", die lautet: „Es scheint ein Bedürfnis vorzuliegen, psychische Phänomene, deren man sich bewußt wird, in kausale Verknüpfung mit anderem Bewußten zu bringen. Wo sich die wirkliche Verursachung der Wahrnehmung des Bewußtseins entzieht, versucht man unbedenklich eine andere Verknüpfung, an die man selbst glaubt, obwohl sie falsch ist. Es ist klar, daß eine vorhandene Spaltung des Bewußtseinsinhaltes solchen „falschen Verknüpfungen" den größten Vorschhub leisten muß."[4]

Die erste Erklärung, die von Freud, nennt also die Übertragung eine „falsche Verknüpfung", etwa das, was Jones später als Rationalisierung bezeichnet hat. Daß Freud selbst von dieser Erklärung nicht ganz befriedigt ist, zeigt uns der letzte Satz der erstzitierten Stelle, wo es heißt: „Die Kranke fällt merkwürdigerweise der Täuschung jedes neue Mal zum Opfer". Freud könnte sonst das regelhafte Zustandekommen des Phänomens nicht merkwürdig finden, nachdem er die Erklärung für dieses Zustandekommen gegeben hat.

Die nächsten Erklärungen gehen von der Struktur und Dynamik des psychischen Apparates aus. So die von Ferenczi im Aufsatz „Introjektion und Übertragung". Ferenczi versucht darin, aus den Übertragungsphänomenen in der analytischen Kur eine allgemeine Theorie über das Verhalten der Neurotiker abzuleiten. Der Verdrängungsdruck halte Besetzungen von den ursprünglichen Vorstellungen fern und wandle sie in „freiflottierende" Libido um, deren Vorhandensein im psychischen Apparat aber schlecht vertragen werde. Um diese Libido zu binden und gleichzeitig vom ursprünglichen Objekt weiter abzudrängen, wende sich der Neurotiker, der seinen Verdrängungen entsprechend über reichlichere Mengen solcher freiflottierender Libido verfügt, anderen Objekten zu und besetze sie mit dieser Libido. Es bestehe geradezu eine „Übertragungssüchtigkeit" der Neurotiker. Das übermäßige Hassen und Lieben, die Übertriebenheit der Neurotiker will Ferenczi aus der Übertragungssüchtigkeit erklären. Der Neurotiker nehme gewissermaßen krampfhaft möglichst große Teile der Außenwelt in das Ich auf; Ferenczi stellt dies als eine Art von Verdünnungsprozeß dar, dem er die Bezeichnung „Introjektion" beigibt. (Es erübrigt sich, darauf aufmerksam zu machen, daß der jetzt gebräuchliche Begriffsinhalt der Bezeichnung Introjektion sich nur mehr teilweise mit der Ferenczischen Bestimmung deckt.) Die Übertragung ist also nach Ferenczi eine Introjektion, d. h. eine Einbeziehung der Außenwelt — im Sinne einer Objektbesetzung — zum Zwecke der Verdünnung der freiflottierenden Libido, die aus den verdrängten Regungen stammt. Die Übertragung wäre somit dyna-

4) Ges. Schr., Bd. I, S. 47, Fußnote.

misch ein Ergebnis der Verdrängung. Diese dynamische Erklärung Ferenczis aus der Verdrängung können wir deshalb nicht gelten lassen, weil ja offensichtlich der Übertragende nicht vom ursprünglichen Objekt loskommt, sondern es im Gegenteil in jede neue Beziehung mitnimmt und mit jedem neuen Objekt zur Deckung bringt. Es könnte in diesem Sinne die Übertragung höchstens das Resultat einer mißglückten Verdrängung sein. Es bleibt außerdem zu erklären, warum gerade die Behebung der Verdrängung in der analytischen Kur regelmäßig zur Übertragung führt.

Neben dieser Erklärung für die allgemeinen Übertragungen der Neurotiker hat Ferenczi das Bedürfnis, die Übertragung in der Analyse besonders zu erklären, ohne sie deshalb ausdrücklich von den übrigen Übertragungen zu sondern. Für die Übertragung in der Analyse stellt er ein Erklärungsprinzip auf, das dann wiederholt in der analytischen Literatur auftaucht; es ist das Erklärungsprinzip des *status nascendi*.

Die Präsenz des Arztes beim Auftauchen der unbewußten Wunschregungen ins Bewußtsein sei die Ursache der Übertragung dieser Wunschregungen von früheren Objekten auf den Arzt. „Die verdrängt gewesenen und allmählich bewußt werdenden Regungen begegnen *in statu nascendi* zunächst der Personen des Arztes und suchen ihre ungesättigten Valenzen an dieser Persönlichkeit zu verankern", heißt es bei Ferenczi. Dieses Erklärungsprinzip, auf das wir erst gelegentlich der Besprechung des Wiederholungszwanges kritisch eingehen wollen, erinnert an das erste von Freud, nämlich den Assoziationszwang; es hat mit diesem das Moment des Auftauchens aus dem Unbewußten als erklärendes gemeinsam.

Das Erklärungsprinzip des *status nascendi* hat aber ein weiteres Gemeinsames mit jenen Erklärungen, die den Objekthunger des Es für die Übertragung verantwortlich machen. Die „ungesättigten Valenzen" Ferenczis sollen wohl nichts anderes bedeuten. Da die triebhaften Wünsche im Es unter starken Spannungen stehen, suchen sie sich jedes neuen Objektes zu bemächtigen, in der Hoffnung, durch dieses Objekt endlich doch zur Befriedigung gelangen zu können. So findet Nunberg im Objektverlangen des Es eines der stärksten Motive der Übertragung.[5] Man muß sich wohl vorstellen, daß dabei die konservative Natur der Triebe und ihre Absperrung von jeder Entwicklung durch die Verdrängung die Ursache ist, daß der Analysand in der Übertragung nicht nach einem neuen Objekt, sondern nach seinen alten Objekten hungrig ist. Denn in der Wiedererrichtung der alten Beziehungen mit Objektwechsel besteht ja das Wesentliche der Übertragung.

In der psychoanalytischen Literatur wird an der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Übertragung" nicht immer festgehalten. Im allgemeinen wird jede Beziehung zum Analytiker als Übertragung bezeichnet. Wir werden untersuchen müssen, ob aus diesem Beziehungsreichtum die Übertragungen zu trennen sind oder ob nicht jede Beziehung — zum Analytiker und vielleicht auch sonst über-

5) H. Nunberg: Probleme der Therapie. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.

haupt — regelmäßig im Kern eine Übertragung ist. Im letzteren Falle wäre der Mangel einer Trennung zwischen den Begriffsinhalten Beziehung und Übertragung berechtigt. Wir wollen aber auf dieses Problem erst später eingehen.

Der Objekthunger des Es, der nur der Ausdruck seines Befriedigungsverlangens ist, hält als ein Erklärungsprinzip der Übertragung mannigfacher Kritik stand. Er erklärt uns vor allem die Regelmäßigkeit des Zustandekommens der Übertragung, da wir in jeder Analyse auf ein Befriedung verlangendes Es stoßen müssen. Aber wir können in diesem Erklärungsprinzip nichts für die Übertragung Spezifisches erkennen; wir wissen damit nicht die Übertragung von anderen Objektbeziehungen zu scheiden, was uns übrigens wieder auf das später abzuhandelnde Problem des Unterschiedes zwischen Übertragung und anderen Objektbeziehungen führt.

Das nächste Prinzip der Erklärung für die Übertragung in der Analyse stammt von Freud, es ist der von ihm erkannte und benannte Wiederholungszwang. Sie wissen, der Wiederholungszwang stammt aus der konservativen Natur des Triebes, die sich in seinem Verlangen ausdrückt, frühere Zustände wieder herzustellen. Wenn die gegen diese Wiederherstellung stehenden Widerstände des Ichs zurückgedrängt und beseitigt werden, kommt es zur Reproduktion dieser frühen Zustände, also auch früherer Objektbeziehungen, und in ihnen taucht der Analytiker als Objektstellvertreter der infantilen Triebregungen auf. Dem Wiederholungszwang ist das getreu Reproduktive aus der Vergangenheit an der Übertragung zuzuschreiben. Die Erlebnisse und Einstellungen in der Übertragung werden durch ihn nach Freuds Worten zu einem „Spiegel der vergessenen Vergangenheit".[6] Die Erklärung durch den Wiederholungszwang ist durchaus mit der durch den Objekthunger des Es vereinbar, kommt ja durch den Wiederholungszwang vergangenes Triebverlangen zur getreuen Wiederholung in der Übertragung. Aber auch der Wiederholungszwang leistet uns nichts zur Scheidung zwischen Übertragung und sonstiger Objektbeziehung. Ja, der stärkere Durchbruch des Wiederholungszwanges während der Kur beeinflußt keineswegs nur die Beziehung zum Arzt, sondern ergreift umfassend alle übrigen Objektbeziehungen in gleicher Weise. Freud sagt darüber im Aufsatz „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten" folgendes: „Wir merken bald, die Übertragung ist selbst nur ein Stück Wiederholung und die Wiederholung ist die Übertragung der Vergangenheit nicht nur auf den Arzt, sondern auch auf alle anderen Gebiete der gegenwärtigen Situation. Wir müssen also darauf gefaßt sein, daß der Analysierte sich dem Zwange zur Wiederholung, der nun den Impuls zur Erinnerung ersetzt, nicht nur im persönlichen Verhältnis zum Arzt hingibt, sondern auch in allen anderen gleichzeitigen Tätigkeiten und Beziehungen seines Lebens, zum Beispiel wenn er während der Kur ein Liebesobjekt wählt, eine Aufgabe auf sich nimmt, eine Unternehmung eingeht."

Unter den zahlreichen Übertragungen, die wir den Patienten während der Kur vornehmen sehen, ist die auf den Arzt also nur eine unter vielen anderen wieder-

6) „Jenseits des Lustprinzips", Ges. Schr., Bd. VI.

holungsbedingten Objektbeziehungen, die durch den Objekthunger der ins Ich gelangenden Es-Strebungen veranlaßt werden. Der *status nascendi* der auftauchenden Triebregungen gilt also nicht nur für die Übertragung auf den Arzt, sondern für alle neuen Objektbeziehungen und für die Modifikationen der bereits bestehenden Objektbeziehungen während der Kur. Als Motiv für eine Sonderung der Übertragung von den übrigen Objektbeziehungen kommt der *status nascendi* daher nicht in Betracht. Unsere Untersuchung spitzt sich bei der Sichtung der verschiedenen Erklärungsprinzipien der Übertragung sichtlich auf ein Problem zu, die zahlreichen Fragen konvergieren gegen die eine: Sind Übertragung und Objektbeziehung prinzipiell zu unterscheiden? Und wenn nicht, was hebt die Übertragung auf den Arzt doch unter den zahlreichen Objektbeziehungen während der Kur hervor und läßt sie zur vornehmsten während der Analyse werden? Eine eingehende Untersuchung von Freud über die Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Übertragung und anderer Objektbeziehung findet sich in dem Aufsatz „Über die Übertragungsliebe" (1915). Freud behandelt darin wohl nur einen Ausschnitt aus den Übertragungsphänomenen, nämlich die erotische Übertragung auf den Arzt in Form der Verliebtheit in ihn; aber nichts spricht dagegen, das dort über die Übertragungs*liebe* Ausgesagte auf sämtliche Übertragungsphänomene in all ihrer reichen Schattierung ausdehnbar zu betrachten. Freud formuliert die Frage so: „Ist die in der analytischen Kur manifest werdende Verliebtheit wirklich keine reale zu nennen?"[7] Und seine Untersuchung, vor allem die lebendige Beobachtung des Charakters der Verliebtheit in der Kur im Vergleich zu der ansonsten im Leben beobachtbaren führt ihn zum klar formulierten Ergebnis: „Man hat kein Anrecht, der in der analytischen Behandlung zu Tage tretenden Verliebtheit den Charakter einer ‚echten' Liebe abzustreiten."[8]

Im Gegensatz dazu versuchen L. Jekels und E. Bergler, Liebe und Übertragung prinzipiell, nämlich triebpsychologisch voneinander zu scheiden.[9] Wir können nicht umhin, ihre Argumentationen kritisch zu prüfen.

Die Autoren beginnen ihre Ausführungen am Problem der Objektbesetzung, das sie zwar ein „Mirakel" nennen, aber entgegen der Bedeutung dieses Wortes doch zu erklären suchen. Ihre Erklärung ist ganz auf den letzten spekulativen Freudschen Triebdualismus, Eros-Thanatos, gestellt. Der Stützpunkt, von dem aus sie ihr Mirakel erklären wollen, ist das Über-Ich, das sie als neutralisierte Zone zwischen zwei Nachbarländern auffassen. Der Kampf zwischen Eros und Thanatos spielt sich nach der anschaulich dramatisierenden Darstellung der Autoren vor allem um diese neutralisierte Zone ab. „Wie im Kriegsfall" machen „beide kriegführenden Parteien" alle Anstrengungen, sich vorerst in den Besitz dieses indifferenten Landstriches zu setzen. Die eine Wurzel des Ichideals bestehe

7) Ges. Schr., Bd. VI, S. 130.
8) l. c., S. 131.
9) L. Jekels und E. Bergler: Übertragung und Liebe. Imago, Bd. XX, 1934.

in dem Versuch des Ichs, „die gegen das Ich gerichtete Aggression des Todestriebes auf Objekte abzuleiten, wodurch diese schreckhaft werden." Diese Leistung des Destruktionstriebes wird vom Eros „pariert" durch Aufnahme dieser angst=erregenden Objekte ins Ich, wo sie Gegenstand des eigenen Narzißmus werden. Die zweite Wurzel des Ichideals sei die kompromißweise Erhaltung des infantilen Allmachtsgefühls in Form der narzißtischen Besetzung des Ichideals. Dieses wäre damit eine libidinöse Stätte. Aber „der Thanatos gibt sich nicht geschlagen, macht vielmehr diese Waffe, die sich Eros geschliffen hat, schartig, indem damit eine Desexualisierung eintritt". So wird das Ichideal die „wechselnde Beute bald des einen, bald des anderen, je nach Übergewicht . . . um dann die Farben des je=weiligen Siegers zu tragen." „Durch Verwendung des Ichideals für seine Zwecke mobilisiert der Dämon den Eros gegen den — Eros, schlägt ihn gleichsam mit eigenen Waffen und macht derart die Absichten des Eros, die dieser bei der Aufrichtung des Ichideals verfolgte, zunichte." Eros aber ist weiter unablässig bemüht, die „Vorstöße des Thanatos aufzufangen, sie zu parieren". Die gegen das Ich gerichtete Aggression werde wegen der Projektion als von der Außenwelt kommend empfunden, und zwar zur Schonung des bedrohten Narzißmus. Auch der Eros wird schließlich noch aggressiv im Witz, in der Komödie, im Humor, in der Manie, welche Bildungen Versuche bedeuten, dem Dämon — so nennen die Autoren das destruktiv besetzte Über=Ich — sein „Werkzeug zu entwinden, mit welchem er dem Ich Qualen bereitet." Der Dämon wird damit mit seinen eigenen Waffen geschlagen. So also nach den Autoren die Verhältnisse um das Über=Ich.

Nun aber verwenden die Autoren ihre Auffassung vom Kampf innerhalb des Seelischen auch für die Erklärung der L i e b e. Sie stützen sich darauf, daß F r e u d die Erkenntnis ausspricht, der Liebende habe im Objekt sein Ichideal aufgerichtet. Sie meinen nämlich, es sei auch die Liebe ein A u s d r u c k d e s K a m p f e s z w i=s c h e n E r o s u n d T h a n a t o s, derart, daß es sich in der Liebe darum handle, den Dämon zu entwaffnen, indem ihm das „Quälinstrument" — das Über=Ich — entwunden wird und die neutralisierte Zone des Über=Ichs der erotischen Stre=bung sich hinzugesellt. Die indifferente Energie, mit der die Autoren das Über=Ich identifizieren, soll dazu verwendet werden, die erotische Strebung zu er=höhen, indem eben geliebtes Objekt und Ichideal identifiziert werden. Es gehe, behaupten die Autoren, auch der Liebe regelmäßig eine Spannung zwischen Ich=ideal und Ich voraus, ohne daß sie allerdings einen Beleg dafür bringen. Die Liebe diene daher der Erneuerung des Ichideals, das in seiner bisherigen Form gegen die Aggressionen des Dämons unzulänglich war. Das Wesentliche der Liebe sei aber erst die R e = I n t r o j e k t i o n des projizierten Ichideals ins Ich, und zwar kehre es gestärkt ins Ich zurück. Es zwinge also der Thanatos, resp. der Dämon, d. h. die allzustarke Besetzung des Über=Ichs mit destruktiver Energie das Individuum zur Liebe. Die Liebe sei somit die Folge des Schuld=gefühls. Dabei verstehe es der Liebende, wie der vorsorgliche Kämpfer dem Feind, dem Dämon bei seiner ersten Annäherung die Waffe des Ichideals zu

entwinden, noch bevor sich jener ihrer vollends bemächtigt. So weit also die Verhältnisse bei der Liebe.

Im Gegensatz dazu sei die Übertragung „e i n a u s p a n i s c h e m S c h r e c k e n e n t s p r i n g e n d e r V e r z w e i f l u n g s a k t". Denn bei der Übertragung werde nicht nur das erosentstandene Ichideal, sondern das gesamte Über=Ich, also auch der Dämon, übertragen. Der Analytiker sei daher durch die Übertragung nicht nur Liebes=, sondern auch Angstobjekt. Die Beweise der Autoren für diese Theorie eines prinzipiellen triebqualitativen Unterschiedes zwischen Übertragung und Liebe scheinen mir wenig stichhältig.

Die Autoren stützen sich auf den Unterschied im A s p e k t des Liebenden und des Übertragenden — wie sie ihn schildern. Sie finden dabei zwischen den beiden einen „geradezu grotesk anmutenden Gegensatz: einerseits den Neurotiker, der kaum mehr zustandebringt, als in zutiefst passiver Haltung initiativelos Jahre am Analysediwan im ‚Zwischenreich' der Übertragungsneurose zu verbringen; andererseits aber den Liebenden mit dem ganzen Rüstzeug seiner Aktivität und Initiative: Projektion des Ichideals, Werbung um das Objekt, das sein Ichideal realisieren soll, seine unablässigen Bemühungen, dieses Objekt im Sinne der Wunschphantasie umzumodeln, sowie der Realität für dieses angeblich realisierte Ichideal möglichst viel und möglichst Günstiges abzuringen.

Ganz anders der Neurotiker, der bereits als Entwaffneter und daher Geschlagener, noch dazu nach mannigfach mißglückten Kompromissen, eben den Symptomen, gleichsam als Desperado den nämlichen Weg des Kampfes gegen den Dämon versucht."

Es ist nicht schwer, den Autoren hierin zu widersprechen. Wenn man den Neurotiker, der jahrelang initiativelos am Analysediwan verbringt, ansonsten in seinem Liebesleben beobachtet, sieht es nicht anders aus als seine Übertragung. Und sollte es den Autoren in ihren Analysen niemals widerfahren sein, daß eine liebesbedürftige Analysandin ihr Ichideal auf sie projiziert hat, um sie als Objekt geworben hat, sich unablässig bemüht hat, dieses Objekt im Sinne der Wunschphantasie umzumodeln, sowie der Realität für dieses angeblich realisierte Ichideal möglichst viel und möglichst Günstiges abzuringen, also alles das, was sie für die Liebe als „pathognomonisch" betrachten? Was die Autoren schildern, ist die pathologisch=prägenitale Art des Liebens beim schweren Neurotiker einerseits, wie sie natürlich auch in der Übertragung zu sehen ist, durchsetzt mit destruktiven Tendenzen und mit Angst, und die Liebe des annähernd Normalen andererseits, der wir in gleicher Weise als Übertragung in unseren Analysen begegnen. Die Darstellung, als ob die eine, neurotische Art des Liebens nur als Übertragung und die andere, normale Art nur als Objektbeziehung außerhalb der Analyse zustandekäme, gibt die realen Verhältnisse nicht richtig wieder. Es scheint mir daher unberechtigt, aus ihr einen Unterschied zwischen Übertragung und Liebe abzuleiten.

Wir möchten aber die Arbeit von J e k e l und B e r g l e r nicht verlassen, ohne noch auf ein Merkmal einzugehen, das sie als Unterschied zwischen Liebe und

Übertragung empfinden. Wir gewinnen durch die Besprechung dieses Merkmals den Anschluß an die uns noch vorliegende weitere Problematik der Übertragung. Dieses Merkmal ist nach den Autoren „die Unfehlbarkeit des Eintretens der Übertragung bei oder trotz absoluter Wahllosigkeit in bezug auf das Objekt, die völlige Ungebundenheit der Wahl, die sich durch ein restloses Hinwegsetzen über Alter, Geschlecht, und durch ein Nichtberücksichtigen jeder persönlichen Qualität, resp. des Mangels einer solchen kundgibt."

Die Autoren sehen in diesem Merkmal an der Übertragung ein deutliches Kennzeichen, daß sie eben ein „aus panischer Stimmung entspringender Verzweiflungsakt" sei. In demselben Sinne spricht ihnen die „Impetuosität" der Übertragung, ihr sozusagen „überstürztes Tempo". — Einer weniger tendenziösen Betrachtung erscheint das Merkmal der Unfehlbarkeit des Eintretens der Übertragung keineswegs im voraus gegeben und auch der Eintritt nicht immer so überstürzt, wie die Autoren es für ihre Trennung von Liebe und Übertragung brauchen. Gerade der Zustimmung „jedes aus praktischer Erfahrung schöpfenden Analytikers", dürfen die Autoren für ihre Aussage nicht so sicher sein. Hören wir, was Freud darüber sagt: „Das erste Ziel der Behandlung bleibt, den Patienten an die Kur und an die Person des Arztes zu attachieren. Man braucht nichts anderes dazu zu tun, als ihm Zeit zu lassen. Wenn man ernstes Interesse bezeugt, die anfangs auftauchenden Widerstände sorgfältig beseitigt und gewisse Mißgriffe vermeidet, stellt der Patient ein solches Attachement von selbst her und reiht den Arzt an eine der Imagines jener Personen an, von denen er Liebes zu empfangen gewohnt war." [10]

Dieses Bestreben des Analytikers, den Patienten an sich zu binden und gegen diese Bindung aufkommende Widerstände zu beseitigen, hat Freud wohl im Auge, wenn er die Übertragungsliebe als eine durch die analytische Situation provozierte Liebe anspricht und dieses provozierte Entstehen als einen der spärlichen Züge hervorhebt, durch die der Übertragungsliebe eine besondere Stellung gesichert sei. [11] Und nichts anderes, wenn es ein paar Zeilen weiter heißt, der Arzt habe „diese Verliebtheit durch die Einleitung der analytischen Behandlung zur Heilung der Neurose hervorgelockt". Und ähnlich: „Wir eröffnen dem Patienten die Übertragung als den Tummelplatz, auf dem ihm gestattet wird, sich in völliger Freiheit zu entfalten." [12]

Nunberg hat die libidinösen Quellen der Übertragung in seiner ausgezeichneten Arbeit „Probleme der Therapie" [13] aufzudecken gesucht und als solche Quellen mehrfaches gefunden, so die Hilflosigkeit des Kranken, der an den Arzt sich bindet, da dieser ihm Heilung verspricht, den Glauben an Zauber und Allmacht des Arztes, die narzißtische Befriedigung des Blendens durch das Reden, den Schluß, es sei Liebe, wenn sich der Analytiker ihm aufmerksam widmet;

10) Zur Einleitung der Behandlung, Ges. Schr., Bd. VI, S. 193.
11) „Bemerkungen über Übertragungsliebe", Ges. Schr., Bd. VI.
12) „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten", Ges. Schr., Bd. VI.
13) l. c.

kurz, der Patient hat Anlaß genug, eine Bindung an den Arzt einzugehen, ihn einer der „Imagines jener Personen anzureihen, von denen er Liebes zu empfangen gewohnt war", wenn der Arzt sich entsprechend verhält. Aber der Patient hat im Laufe der Behandlung ebenso häufig Anlaß, den Arzt zu hassen, sich vor ihm zu ängstigen, kurz die Skala aller seiner Affekte ablaufen zu lassen, die eben in der Übertragung aufscheinen, und von denen die Übertragungsliebe nur einer, wenn auch für die Abwicklung der Kur als ihr Motor der wichtigste ist.

Der überstürzte Beginn der Übertragung, die bisweilen eintritt, bevor der Patient den Arzt zu Gesicht bekam, was wiederum Jekels und Bergler als pathognomonischen Unterschied gegenüber der Liebe ansehen, scheint mir nicht der Erklärung durch den Dämon zu bedürfen. Man möge sich doch bloß vergegenwärtigen, mit welchen Erwartungen und Hoffnungen Menschen, die unter starker Triebspannung stehen, ansonsten in neue Situationen eintreten, welche Phantasien sie an Objekte knüpfen, denen sie erstmalig begegnen sollen, und man wird sich deutlich machen, daß Übertragungen nicht nur beim Analytiker „schon im Wartezimmer" beginnen. Was immer wir als Unterschied zwischen Übertragung und sonstiger Objektbeziehung fassen wollen, zerrinnt uns beim festeren Zupacken zwischen den Händen.

Nur noch auf ein Moment müssen wir eingehen, das Freud als unterschiedlich zwischen Liebe und Übertragung nennt. Die Übertragung „entbehrt in hohem Grade der Rücksicht auf die Realität, sie ist unkluger, unbekümmerter um ihre Konsequenzen, verblendeter in der Schätzung der geliebten Person, als wir einer normalen Verliebtheit gerne zugestehen wollen." Man beachte, wie Freud vorsichtig formuliert, daß wir diese Eigenschaften der normalen Liebe nur nicht gerne zugestehen wollen. Denn er entkräftet das Argument für einen solchen Unterschied selbst weitgehend im darauffolgenden Satz: „Wir dürfen aber nicht vergessen, daß gerade diese von der Norm abweichenden Züge das Wesentliche einer Verliebtheit ausmachen." [14]

Die Entfaltung größeren Affektreichtums und die geringere Rücksichtnahme auf die Realität in der analytischen Objektbeziehung scheinen mir aber auch weitgehend durch die spezifischen Gegebenheiten der analytischen Kur bedingt zu sein. Wir sind ja beflissen, zahlreiche der ansonsten berechtigten Bedenken für das Aufkommen von Affekten in der Kur zu entkräften, wir versprechen ja dem Ich des Patienten „Nutzen und Prämien, wenn es auf den Widerstand verzichtet", [15] wir versprechen diesem Ich, ihm beizustehen, wenn die Affekte allzu beängstigend würden, wir reden dem Ich zu, sich irrealer Affekte zu getrauen. Wir dürfen uns also nicht so sehr verwundern, wenn das Ich in der Analyse weniger realitätsgerechte Affektbeziehungen schließlich zuläßt.

Der Wiederholungszwang, dem Rücksicht auf die Realität gewiß nicht zuzuschreiben ist, äußert sich nach Freud, bis „die entgegenkommende Arbeit

14) „Bemerkungen über die Übertragungsliebe", Ges. Schr., Bd. VI, S. 132.
15) „Hemmung, Symptom und Angst", Ges. Schr., Bd. XI, S. 101.

der Kur die Verdrängung gelockert hat". [16] In der Erweiterung des Es-Bereiches, den die Auflockerung durch die Grundregel und ihre Befolgung bedeutet, kommen Wiederholungen alter Affektabläufe an Objekten auf, die das Ich ohne die Sicherheit psychischer Hilfe nicht gestatten würde. Aus tieferer Verdrängung, also aus früheren Schichten stammend, haftet diesen Objektbeziehungen mehr Irrealität an als den oberflächlichen; die Verschiebung, Verkleinerung der Realitätswerte ist bei ihnen intensiver, als sie ohne solche Umstellung des Ichs sein könnte. Auch lernt das Ich im Training des analytischen Verfahrens stückweise, Es-Regungen zu bewältigen, und kann aus solcher Erfahrung bisher verdrängten Objektregungen zunehmend mehr Raum geben.

Und vergessen wir nicht, daß der Widerstand die Übertragung für seine Zwecke benützt, sie „in die Höhe treibt"[17] und sich dieser Übertreibung bedient, um dem Ich die Notwendigkeit zu neuerlicher Verdrängung zu demonstrieren. Dieser Einfluß des Widerstandes auf die Objektbeziehung zum Analytiker, erklärt uns weiter vieles von anderen Objektbeziehungen Abweichende an der Übertragung.

Die Auffälligkeiten, durch die sich die analytische Übertragungsbeziehung von sonstigen Objektbeziehungen unterscheidet, erklären sich also aus der besonderen Situation der analytischen Kur und aus den dynamischen Verhältnissen, unter denen die Übertragung aufkommt und sich weiterentwickelt. In ihrem wesentlichen Anteil aber ist die Übertragung eine Objektbeziehung wie jede andere.

Wir sind an dem Punkte angelangt, an dem unser Problem auf dem Wege der Lösung in eine neue Fragestellung umkippt, die lautet: Gibt es Objektbeziehungen, die keine Übertragungen sind? Wir müssen uns begnügen, die Problematik dieser Frage durch wenige Streiflichter zu erhellen. Von einer sehr allgemein gehaltenen Formulierung her dürfen wir sagen: wie in allen aktuellen Regungen Vergangenes mitschwingt, so wird es auch keine wichtigere Objektbeziehung des Erwachsenen geben, in der nicht vergangene Objektbeziehungen mit zur Wiederholung kommen, in der nicht das rezente Objekt mit einem infantilen zur Deckung gebracht wird. Die Dauerspuren der ersten großartigen Objektbeziehungen der Kindheit bilden für alle Zeit die „Klischees", um Freuds treffliche Bezeichnung zu gebrauchen, nach denen künftige Objektbeziehungen ablaufen.

Ferenczi nennt in seinem Aufsatz „Introjektion und Übertragung" schon die erste Objektliebe und den ersten Objekthaß gleichsam Übertragungen, wobei er das erste Lieben und Hassen als eine Übertragung der autoerotischen Lust- und Unlustgefühle auf die Objekte auffaßt, die jene Gefühle verursachen. Im allgemeinen aber wird man gut tun, Objektbeziehung und narzißtische Beziehung, zu der ja die Pseudo-Objektbeziehungen des purifizierten Lust-Ichs gehören, zu trennen. Zweckmäßigerweise schränken wir uns also ein und fragen,

16) „Jenseits des Lustprinzips", Ges. Schr., Bd. VI, S. 204.
17) „Bemerkungen über Übertragungsliebe", Ges. Schr., Bd. VI, S. 132.

bis zu welchem Zeitpunkt etwa Objektbeziehungen neu entwickelt werden, die keine Übertragungen sind. Nur bei Ferenzci fand ich hierüber eine ungefähre Zeitangabe. Es heißt in „Introjektion und Übertragung“: „Es stellt sich heraus, daß tatsächlich in jedem Menschen das liebenwollende, dabei furchtsam-ängstliche Kind weiterlebt, und daß alles spätere Lieben, Hassen und Fürchten nur Übertragungen oder, wie Freud sagt, ‚Neuauflagen‘ von Gefühlsströmungen sind, die in der ersten Kindheit (vor dem vollendeten vierten Jahr) erworben und später verdrängt worden sind.“

Das kinderanalytische Problem, warum Kinder in früherem Lebensalter keine Übertragung in der Analyse produzieren, scheint direkt aus der Ferenczischen Aufstellung ableitbar. Aber bedenken wir anderseits, daß Übertragungen selbst in den ersten großen Objektbeziehungen der Kindheit schon eine bedeutende Rolle spielen, daß oftmals, besonders zur individuellen Abwicklung der großen phylogenetischen Erlebnisschemen an ferneren Objekten Erlebtes und Beobachtetes in die ersten großen Objektbeziehungen phantasieweise verpflanzt, wir dürfen wohl sagen, übertragen wird; daß also auch in diesen „Klischees“ kein durchwegs reines Urerlebnis am Objekt auffindbar ist. Ja, muß uns Erfüllung und Nacherleben des phylogenetisch einvererbten Schemas im Ontogenetisch-Individuellen nicht als Vorbild aller Übertragung imponieren? So dürfte es schwer sein, abzugrenzen, von welchem Zeitpunkte im Laufe der Kindheit an die Entwicklung selbständiger Objektbeziehungen nicht mehr zustande kommt. Auch hier wird reichere Erfahrung, besonders der Kinderanalytiker, manche Lösung erhoffen lassen.

DISKUSSIONSBEMERKUNGEN:

Ludwig Eidelberg:

In der Arbeit „Übertragung und Liebe“ haben Jekels und Bergler die Unterschiede zwischen dem Idealtypus der Liebe des Gesunden und der Übertragung des Neurotikers besprochen. Sterba hat den Gedankengängen dieser Arbeit widersprochen. Er zitiert dabei einige Stellen aus den Schriften Freuds, aus denen hervorgehen soll, daß Freud an der Identität beider Phänomene festhalte; doch haben Jekels und Bergler nicht behauptet, daß Freud ihre Auffassung teile. Im übrigen aber begnügt sich Sterba damit, die Darlegungen von Jekels und Bergler aus deren Arbeit in charakteristischen Stellen wiederzugeben, scheinbar im Vertrauen darauf, daß sie gegen sich selbst sprechen würden. Eigentliche Argumente gegen die Theorie von Jekels und Bergler habe ich jedoch in den Ausführungen Sterbas nicht finden können, so daß auch für eine Replik kein Ansatzpunkt besteht.

Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß Sterba nicht nur die Ergebnisse der Arbeit von Jekels und Bergler, sondern mit kaum geringerem Nachdruck die Eros-Thanatos-Lehre ablehnt. Diese aber stammt von Freud, und in der

Arbeit von Jekels und Bergler ist nur eine Anwendung dieser Lehre auf ein bestimmtes Problem unternommen worden. Soweit also die Kritik von Jekels und Bergler über diese Anwendung auf eine Detailfrage hinaus die Theorie selbst betrifft, geht sie füglich über den Rahmen der Diskussion dieses Themas hinaus, stellt nicht mehr eine Kritik am Versuch von Jekels und Bergler dar und wäre in anderem Zusammenhang zu erörtern.

Schließlich sei noch in einer Art *argumentum ad hominem* der Unterschied zwischen Übertragung und Liebe, wie Jekels und Bergler sie meinem Erachten nach richtig geschildert haben, an einem Beispiel gezeigt. Eine Analytikerin war längere Zeit hindurch bemüht, einem männlichen Patienten, der sich in starker positiver Übertragung befand, den Übertragungscharakter seiner Wünsche zu zeigen; doch alle Versuche, ihn von der Irrealität und dem Wiederholungscharakter zu überzeugen, blieben längere Zeit hindurch vergebens. Da entschloß sie sich eines Tages, ihn durch ein etwas energischeres Mittel zu erwecken, und warf die Bemerkung hin, sie sei bereit, entsprechend dem oft geäußerten Wunsche des Patienten die eigene Ehe aufzugeben und mit ihm die Ehe einzugehen. Die erwartete Reaktion trat prompt ein: der Patient erschrak tödlich, wehrte ihren Vorschlag entschieden ab und mußte sich so als überzeugt bekennen. Ist diese Reaktion das Verhalten eines glücklich Verliebten? Wenn es wirklich keinen Unterschied gäbe zwischen Übertragungsliebe und Liebe — warum diese paradoxe Reaktion?

Edmund Bergler:

Das von Eidelberg zitierte Beispiel, das bei der Diskussion des Vortrages von Jekels und mir von einem Diskussionsteilnehmer mitgeteilt wurde, scheint mir sehr geeignet, unsere These vom Unterschied zwischen positiver Übertragung und Liebe zu stützen.

Zu dem kritischen Teile der Ausführungen Sterbas sei noch folgendes erwähnt:

Zunächst hat Sterba unsere Auffassungen über das Ich-Ideal nicht ganz exakt wiedergegeben, so daß mehrfach eine Verwechslung zwischen dem Ich-Ideal und dem Über-Ich als Ganzem ensteht. Im übrigen möchte auch ich den Unterschied zwischen positiver Übertragung und Liebe an einem Beispiel illustrieren. Nehmen wir an, eine Frau begegnet unverhoffterweise dem von ihr geliebten Mann. Sie wird freudige Überraschung erleben. Vergleichen wir damit die Situation, wenn eine Frau, die bei einem männlichen Analytiker in Analyse steht, unversehens mit ihrem Analytiker zusammentrifft, und nehmen wir an, daß dies in einer Zeit geschehe, da sie sich in intensiver positiver Übertragung zu ihrem Analytiker befinde. Es wird auch diesmal das Gefühl der Freude über den Anblick des Objektes geben, das in beiden Fällen unserer Meinung nach eine Realisierung des projizierten Ich-Ideals ist. Aber im zweiten Fall, und nur in diesem, kommt zu diesem Erlebnis der Freude noch etwas sehr Merkwürdiges hinzu: ein schwer beschreibbares Gefühl von Angst, von Abwehr, ja des Un-

heimlichen. Dieses zweite Gefühl, das nur bei der Analysandin, nicht bei der liebenden Frau begegnet, ist die Wirkung des projizierten „Dämons", des thanatischen Anteils am Über-Ich.

Das, wie mir scheint, einzige Argument Sterbas geht meines Erachtens auf ein Mißverständnis zurück. Sterba meinte, das Phänomen, das wir als Übertragung geschildert haben, sei die passive Übertragung prägenitaler Triebregungen. Darum weist Sterba auch auf solche Patienten hin, die in der Übertragung aktiv um den Analytiker werben, und fragt, warum wir diese Erscheinung nicht berücksichtigt hätten. Hier aber liegt ein Mißverständnis der Gedankengänge vor, die Jekels und ich vertreten; wir meinen, daß hinter jedem aktiven und passiven Lieben zutiefst der Wunsch nach Geliebtwerden verborgen sei. Es mag nun sein, daß das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt wird und das Subjekt, der Liebende, sich zu ihm verhält wie das Ich zum Ich-Ideal; oder es mag umgekehrt sein, der Liebende agiert sein Ich-Ideal und behandelt das Objekt wie sein Ich. Berücksichtigt man aber die innere Identität beider Liebesformen, auf die Jekels und ich größtes Gewicht legen, so fällt, scheint mir, auch der Einwand weg. Letzten Endes ist beides eine Äußerungsform des Geliebt-werden-wollens.

Schließlich wurde ja nie bestritten, daß Liebe eine Objektbeziehung ist, wenn auch narzißtische Elemente in ihr eine Rolle spielen. Wie mir scheint, hat Eidelberg eine glückliche Formulierung des Unterschiedes zwischen narzißtischer und Objektlibido vorgeschlagen; er bezeichnet als Objektlibido jene Libido, die „der Außenwelt zugewendet ist und der die vier verschiedenen Qualitäten zugehören: die orale, anale, phallische und genitale". Soweit also der Liebende im Projektionsvorgang der Liebe am geliebten Objekt eigene Einstellungen wiederzufinden glaubt, liegt ein narzißtischer Vorgang vor, soweit eine der vier Qualitäten befriedigt wird, ein objektlibidinöser.

Ich bin mir dessen bewußt, daß gegen die von Jekels und mir vertretenen Aufstellungen ernste und gewichtige Argumente vorgebracht werden können, vermochte aber gerade dem Vortrag Sterbas gewichtig Bedenken nicht zu entnehmen.

*

Im weiteren Verlauf der Diskussion hat H. Hartmann die Frage aufgeworfen, wie nach unserer Theorie die typische Sexualüberschätzung des Liebenden bei jener Form zu erklären sei, in der der Liebende selbst das Ich-Ideal agiert und im Objekt das Ich sieht. Ich meine, nicht anders als bei jenem Typus, der das Ich-Ideal auf das Objekt projiziert und selbst das Ich agiert. In beiden Fällen liegt der Überschätzung des Objektes die narzißtische Überschätzung der eigenen Person zugrunde.

Zur Arbeit von E. Kris: „Bemerkungen zur Bildnerei der Geisteskranken"[1]

Von

M. Wulff

Tel Aviv

In seiner sehr interessanten und anregenden Abhandlung über die Bildnerei der Geisteskranken bespricht Ernst Kris in einem speziellen Kapitel die „Wiedergabe des menschlichen Antlitzes in der Kunst der Geisteskranken" und stellt zur Erklärung der von ihm festgestellten Besonderheiten der Wiedergabe in den Porträts dieser Kranken zwei Hypothesen auf, deren Unsicherheit er selbst hervorhebt. Mir scheint es, daß es vielleicht möglich wäre, diese Hypothesen zu umgehen, wenn man den Versuch macht, die Frage in etwas anderem Lichte zu betrachten. Es sei mir deshalb gestattet, eine kurze Bemerkung hiezu vorzulegen.

Kris sagt: „Wer eine Sammlung von Bildwerken Geisteskranker durchblättert,... dem wird es auffallen, wie starr und ungelenk die Wiedergabe der menschlichen Gestalt geblieben ist... Um brauchbare Ergebnisse zu erzielen, ist es zunächst unumgänglich, daß sich unsere Fragestellung dem bescheidenen Material anpasse, über das wir verfügen. Wir schränken unseren Befund ein und erörtern im folgenden nur die Störung in der Wiedergabe des menschlichen Antlitzes. Die Beschränkung erlaubt uns, genauer zu beschreiben: wir meinen, die Störung äußere sich darin, daß wir an Bildwerken Schizophrener auffallend selten, — ich wage nicht, weiter zu verallgemeinern, — seltener aber, als wir es nach dem sonstigen Umfange ihres bildkünstlerischen Ausdrucksvermögens erwarten dürfen, menschliche Gesichter finden, deren mimischer Ausdruck nach dem optischen Eindruck allein ‚verständlich' ist . . . Der Kopf des Mädchens auf jener Zeichnung, die uns diese Überlegung aufnötigte, . . . zeigt äußerste Leere des Ausdrucks; ein Lächeln, das keines ist. Man darf sagen, hier wird ein Mimisches nicht faßbar . . . Die Köpfe entgleisen in ihrem mimischen Ausdruck auf eine grundsätzlich gleichartige Weise. Das legt mir den Gedanken nahe, es handle sich hier um einen Restitutionsversuch auf dem Gebiete des Mimischen.

Diese Behauptung bedarf zunächst einer Erläuterung. Der mimische Ausdruck ist an das Du, an den andern gerichtet. Kontakt mit der Umwelt ist sein Ziel. Dieser Kontakt ist im schizophrenen Prozeß an entscheidender Stelle gestört, im Endzustand fast gelöst. Das mag erklären, wieso der ganze Ausdrucksapparat der Schizophrenie als ‚unnatürlich' imponiert. Dieser Charakter, auf den gerade die besten Diagnostiker sich immer wieder mit voller Sicherheit berufen, ... läßt sich nun leicht mit Freuds Anschauung verbinden. Danach läge es nahe, in den mimischen ‚Bemühungen' der Schizophrenen, in der Manieriertheit etwa oder

1) Vgl. diese Zeitschrift, dieser Jahrgang, Heft 3, S. 339.

in dem Gewichtig-scheinen-wollen bei gleichzeitiger Leere der Züge, einen Restitutionsversuch auf dem Gebiete der Autoplastik zu sehen.

Aber nehmen wir an, diese Auffassung fände Beifall, so wird sich an dieser Stelle doch entschiedener Widerspruch erheben. Man wird darauf hinweisen, daß die bildnerische Darstellung des mimischen Verhaltens und der mimische Ausdruck des menschlichen Antlitzes selbst streng zu unterscheiden seien, oder Beweise dafür verlangen, daß sich das Phänomen der Autoplastik mit der Alloplastik, das Antlitz des Zeichners mit dem Antlitz auf seiner Zeichnung verbinden lassen.

Ich gebe zu: Beweise vermag ich nicht beizubringen, aber doch auf einiges hinzuweisen, was die Hypothese unterstützen könnte, die hier im Bewußtsein voller Unsicherheit vorgetragen wird. Wer je mit bildenden Künstlern Umgang hatte, wird aus ihrem Mund eine Theorie über die Beziehung von Bildner und Bild in der einen oder anderen Form vernommen haben, die, meines Wissens, zuerst am tiefsten Leonardo da Vinci vorgetragen hat. Dem Künstler liege es nahe, die Gestalten seiner Bilder mit seiner eigenen Körperlichkeit zu erfüllen, sie der eigenen Erscheinung anzunähern, ‚wenn nicht ein langes Studium ihn davor behütet'.

Was hier — frei wiedergegeben — als Meinung Leonardos begegnet, ist gerade in der letzten Zeit ein Stück weit wissenschaftlich faßbar geworden. Ich nenne drei benachbarte Forschungsgebiete, auf denen sich Bestätigungen für diese Meinung Leonardos — und so vieler Künstler neben und nach ihm — ergeben zu haben scheinen: Sabina Spielrein hat Ergebnisse, die sich beim Vergleich an Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen ergaben, im Sinne dieser Auffassungen gedeutet und G. Engerth hat bei einem Fall von Autotopognosie eindrucksvolle Beobachtungen gemacht . . . Endlich meine ich, nur aus der Beziehung zwischen bildnerischer Fähigkeit und Erleben am eigenen Körper ein großartiges und anschauliches Material verstehen zu sollen, an dem L. Münz eine erste Vorstellung vom plastischen Schaffen Blinder zu geben vermochte . . . Wir stehen an der Grenze der Neurologie, der es nun zufällt, unsere Hypothese kritisch zu prüfen oder ihre Grundlagen zu sichern . . ."

So weit die Anschauungen von Kris, der in der Manieriertheit der Schizophrenen und in ihren auffallenden Gebärden und Bewegungen einen Restitutionsversuch auf dem Gebiet der Autoplastik sehen will. Dagegen wäre vielleicht nichts einzuwenden; man darf aber dabei nicht vergessen, was die vortreffliche Arbeit Jungs und viele andere Analysen nach ihm mit voller Sicherheit erwiesen haben, daß nämlich diese Manieriertheit und diese Gebärden ebenso wie das ganze Verhalten der Kranken oft ganz bestimmte psychische Inhalte und Erlebnisse in symptomatisch-symbolischer Weise darstellen. Mimik und Gebärden sind also oft Mittel des Restitutionsversuches und nicht dessen letzter Inhalt. Es ist deshalb wohl richtig, in dieser motorisch-mimischen Art und Weise, sich zu produzieren, in erster Linie eine Regression zu der Ausdrucksweise der tiefen Schichten des Unbewußten zu erblicken, wie wir sie im hyste-

rischen Anfall, im Dämmerzustand überhaupt, oft im Kinderspiele, mitunter auch im Schlaf (Nachwandeln) beobachten, — zu einer primitivsten vorgedanklichen Ausdrucksweise, könnte man sagen. Sie entspricht auch der allgemeinen tiefen Regression des Seelenlebens der Schizophrenen und ist eher ein Ausdruck des krampfhaften Versagens beim Restitutionsversuch als dessen eigentliche Äußerung. Jedenfalls aber stehen diese Gebärden und dieser mimische Ausdruck in der Manieriertheit in offensichtlichem Gegensatz zur mimischen Verarmung des Gesichtsausdruckes, zur mimischen Leere der Züge, die eher ein Symptom der sekundären Verblödung des Endstadiums ist. Und in diesem letzten Stadium wird kaum noch ein ernster künstlerisch-malerischer oder zeichnerischer Restitutionsversuch seitens des Kranken unternommen.

Kris gründet aber darauf die zweite Hypothese, daß sich das Phänomen der Autoplastik mit dem der Alloplastik, das Antlitz des Zeichners mit dem Antlitz auf seiner Zeichnung verbinden lasse. Mit anderen Worten: die mimische Verarmung und Leere des Gesichtsausdruckes des Kranken selbst, die eigentlich im Widerspruch zu der Manieriertheit, zu den auffallenden Gebärden und der Motorik steht und einem anderen Krankheitsstadium entspricht, führt in dem Restitutionsversuch, der in der künstlerisch-malerischen Betätigung zum Ausdruck gelangt (und wohl in diesem letzten Krankheitsstadium noch vorkommt), zur alloplastischen Gesichtserstarrung in den Porträts der Schizophrenen. Diese Widersprüche in den Gedanken von Kris sind mir unverständlich. Kris versucht dann, dieser widerspruchsvollen Hypothese, deren Unsicherheit er selbst betont, gewisse Stützen und Bekräftigungen zu geben, die aber, wie mir scheint, keine besondere Beweiskraft besitzen, zu allgemein und andeutungsweise gefaßt sind und auch anders gedeutet werden können.[2]

Demgegenüber möchte ich Kris auf ein Buch aufmerksam machen, das ihm sicherlich nicht bekannt sein konnte und das zur Klärung des Problems vielleicht von großer Bedeutung ist. Ich meine das Buch des bekannten russischen Schriftstellers, Kunstkritikers und Theaterregisseurs Jevreinoff über das Porträt.

Aus Gründen, auf die ich hier nicht einzugehen brauche, war Jevreinoff ein gesuchtes Modell, und so kam es, daß viele Künstler, darunter auch die

2) Um nur ein Beispiel zu bringen: Die Worte Leonardos, daß die Künstler auf ihren Bildern (wohlgemerkt, nicht auf den Porträts!) die Gestalten mit ihrer eigenen Körperlichkeit erfüllen, kann man doch einfach so verstehen, wie man es auf den Bildern vieler Künstler sieht, etwa bei Rubens oder Corinth, deren Gestalten oft eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Äußeren haben; und Rembrandt z. B. hat einfach sich selbst in der Gestalt von Simson dargestellt. Dem können aber gewisse unbewußte — und sogar bewußte — psychische oder technische Gründe zugrunde liegen. Andererseits hat aber der häßliche und bucklige Michelangelo den David geschaffen. Man könnte sagen, er war eben „geschult". Wenn aber „Geschultheit" — die doch ein vollkommen bewußter Vorgang ist — diese Wirkung haben kann, so ist dies kaum in dem von Kris gemeinten Sinne zu verstehen, der scheinbar an einen vollkommen unbewußten Vorgang denkt, wie seine Berufung auf die Arbeiten von Spielrein und sogar auf die Fortschritte der Neurologie beweist. Ähnliches ließe sich auch hinsichtlich der anderen Beweisführungen von Kris vorbringen, doch würde dies zu weit führen.

größten Meister der russischen Porträtkunst der Vorkriegszeit, wie Rjepin, Ssorin und andere, sein Bild gemalt haben. Insgesamt sind, wenn ich mich nicht irre, ungefähr zehn verschiedene Porträts von Jevreinoff entstanden, die einander trotz der Gleichheit des Objekts selbstverständlich nur sehr wenig oder überhaupt nicht ähnlich waren. Dieser Umstand veranlaßte nun Jevreinoff, eine sehr interessante, in ihrer Beweiskraft schlagende Studie über das Porträt zu schreiben, in der er den Nachweis erbringt, daß all die verschiedenen Künstler, die sein Porträt schufen, seine Person eigentlich nur zum Vorwand benützt haben, um die Eigenart, das Charakteristische, letzten Endes den eigentlichen geistigen Inhalt ihrer eigenen Persönlichkeit voll zum Ausdruck zu bringen. Um es noch krasser zu sagen: in Wirklichkeit war es nicht die Persönlichkeit Jevreinoffs, die hier porträtiert wurde, sondern die geistige Persönlichkeit all dieser verschiedenen Künstler mit allem Typischen, Eigentümlichen, Charakteristischen, das den seelischen Inhalt dieser Persönlichkeiten ausmachte. Jeder, der das Buch in die Hand nimmt, die verschiedenen dort reproduzierten Bilder betrachtet, die Unterschriften der Maler liest, muß — wenn er nur die (im Buche geschilderten) Persönlichkeiten der Künstler irgendwie kennt — von der überzeugenden Beweiskraft dieses Buches unwiderstehlich erfaßt werden.

Ist dies die Sachlage bei einem Kunstwerk, das vielleicht mehr als irgendein anderes die volle Objektivität vom Künstler fordert — handelt es sich doch darum, die äußere Erscheinung eines anderen Menschen, die Eigentümlichkeit einer anderen, fremden Persönlichkeit mit all ihren charakteristischen Einzelheiten und Besonderheiten wiederzugeben —, was soll man dann erst hinsichtlich anderer Kunstschöpfungen annehmen, bei denen der Künstler viel weniger vom Objekt der Außenwelt abhängig ist und noch viel mehr von sich selbst, von seinem eigenen Inneren hergibt? Man muß sagen: ebenso wie der Träumer in allen Gestalten seines Traumes letzten Endes doch nur sich selbst, seine eigenen Erlebnisse reproduziert, so gibt auch der Künstler in allen seinen Schöpfungen nur sich selbst, seine eigene Persönlichkeit wieder. Jedes Kunstwerk ist eine Projektion des geistigen Porträts seines Schöpfers in die Außenwelt, ist das Abbild der geistigen Persönlichkeit, des eigentlichen Ichs seines Urhebers.[3]

Nach diesen Feststellungen bleibt zum eigentlichen Thema des mimischen Gesichtsausdruckes im Porträt der Schizophrenen nicht mehr viel zu sagen. Schon in dem Beginnen, ein menschliches Antlitz, das Gesicht eines anderen, zu malen oder zu zeichnen, ist ein Restitutionsversuch, d. h. eine gewisse Zuwendung zu einem anderen Objekt und zugleich ein Sichäußern der Umwelt gegenüber, zu erblicken. In der mimischen Ausdruckslosigkeit aber, in der Starrheit und Leere des Gesichtsausdruckes, kommt bereits der fortgeschrittene psychische Zerfall zu Wort: die große Verarmung des Ichs und seine eigene Starrheit und Leere infolge des Verlustes der eigentlichen seelischen Bindung und Beziehung, des seelischen Kontaktes nicht bloß mit den Objekten der gegenwärtigen Außenwelt,

3) Die psychologischen Mechanismen und Vorgänge, wie Introjektion, Projektion usw., brauche ich hier nicht ausführlich zu berücksichtigen.

sondern noch früher mit den introjizierten Objekten der Innenwelt. Das Porträt der Schizophrenen ist, wie jedes andere Symptom, das Ergebnis der Bemühung um die Restitution und des Mißerfolges dieser Bemühung — eine Kompromißbildung zwischen dem Streben nach Rückkehr in die reale Welt und dem störenden Krankheitsprozeß. Diese Erklärung erscheint mir viel begründeter und zugleich viel einfacher und deutlicher. Sie bleibt auf dem Gebiete des rein Psychologischen und braucht nicht ihre Hoffnungen in die zukünftigen Fortschritte der Neurologie zu setzen.

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

ALEXANDER, FRANZ und HEALY, WILLIAM: **Roots of Crime.** Psychoanalytische Studien. Alfred A. Knopf, New York, 1935.

Die Autoren dieses Buches, beide hervorragende Fachleute auf ihrem Gebiet, hatten zehn Monate hindurch die einzigartige Gelegenheit, die psychoanalytische Methode bei einer Gruppe rechtskräftig verurteilter Verbrecher anzuwenden. Hiezu wurden solche Personen ausgesucht, die dem Judge Baker Guidance Centre schon früher, in manchen Fällen acht Jahre und länger, gut bekannt und den üblichen Untersuchungen und Behandlungen unterworfen worden waren. Auch war man über das Leben, das sie in den dazwischenliegenden Jahren geführt hatten, recht gut orientiert. Zur Zeit der Analyse aber kannte keiner der Analytiker das ganze jeweils vorher über seinen Analysanden gesammelte Material. Zur Orientierung stand ihnen lediglich ein kurzer Überblick über die wichtigsten Daten zur Verfügung, der jedoch keinerlei Angaben des Schuldigen über seine eigenen Probleme, Stellungnahmen und Konflikte enthielt.

Diese selbst auferlegte Einschränkung im Gebrauch von früher erhobenen Daten war insofern erwünscht, als die Gegenüberstellung des während der Analyse erarbeiteten mit dem früher mehr oder weniger gründlich ermittelten Material nach Angabe der Verfasser ein wesentliches Ziel der Untersuchung bilden sollte; dadurch bot sich Gelegenheit zu einem Vergleich der durch die Analyse erforschten inneren Vorgänge mit dem mannigfachen Material, das von den früheren Aufnahmen her vorlag und das man gelegentlich klinischer Untersuchungen, durch Eltern, Anstaltsbesuche oder auf anderem Weg erhalten hatte.

Ungeachtet der Einschränkung, die Raum- und andere Rücksichten bei der gedruckten Wiedergabe einer psychoanalytischen Behandlung notwendig mit sich bringen, sollte dieses Buch doch jeden von der relativen Unzulänglichkeit des traditionellen, objektiven, klinisch-soziologischen Studiums eines Menschen überzeugen, verglichen mit den sich vertiefenden und häufenden Erkenntnissen in ihrem Wechsel von Reiz und Reaktion, die ein psychoanalytischen Verfahren ermöglicht.

Die Frage nach der Anwendung dieser Methode auf die Probleme der Verbrechen sollte hier eine untergeordnete Rolle spielen. Auch wenn man den therapeutischen Nutzen in Frage stellt, kann man die unverkennbare Tatsache der größeren Zuverlässigkeit dieses Verfahrens als Mittel zum Verständnis der menschlichen Motive und Handlungen nicht verkennen. In ihrer Diskussion der theoretischen und praktischen Tragweite eines solchen Unternehmens bei dem heutigen Stande der Prozeduren in kriminellen Angelegenheiten weisen die Autoren auf die zahlreichen durchgreifenden Änderungen hin, die in der öffentlichen Stellungnahme, in der soziologischen, rechtlichen und strafrechtlichen Praxis Platz greifen müssen, ehe die Psychoanalyse mit vollem Erfolg in der Kriminologie etwas leisten kann.

Der Schreiber dieser Kritik ist jedenfalls davon überzeugt, daß dies durchführbar ist und daß Kompromisse dabei keinerlei wirklich verbessernden Einfluß auf die wachsende Gefahr der Kriminalität haben können.

Die außerordentliche Begeisterung, die dieser Versuch als ein Ereignis in der kriminalistischen Praxis hervorruft, gilt nicht in gleichem Maße den Ergebnissen der vorliegenden

Arbeit. Das geringe klinische Material (sieben oder acht Fälle) und die Unvollständigkeit infolge gewisser, nicht zu vermeidender Umstände erfüllen nicht die Erwartung, uns allzufiel aufsehenerregende neue Entdeckungen auf dem Gebiete des menschlichen Verhaltens im allgemeinen und im besonderen des kriminellen zu bringen. Die ursprünglichen Neigungen, die ans Licht kommen, wie vornehmlich solche, die mit dem oralen Entwicklungsstadium verknüpft sind, können nicht als Ursache für die Kriminalität dieser Individuen gelten. Man kann höchstens sagen, daß das Zusammenwirken bestimmter Umstände solche Individuen, die durch eine ungesunde Kind-Eltern-Beziehung dafür besonders empfänglich sind, in verbrecherische Laufbahnen treibt.

Was diese Arbeit dem auf diesem Gebiete schon vorhandenen Wissen hinzufügt, ist, daß selbst die gründlichste Untersuchung der subjektiven Elemente einer Persönlichkeit die Annahme jedes gut unterrichteten Kenners kriminologischer Probleme bestätigt, nämlich, daß letzten Endes verbrecherische Handlungen auf die Wechselwirkung zwischen Umgebung und subjektiven Faktoren zurückzuführen sind, und daß das wahre Motiv einer Tat nicht notwendig durch die augenscheinlichen und manifesten Tatbestände, die so ein Geschehnis umgeben, aufgeklärt wird. Die vorliegende Untersuchung hebt die subjektiven Elemente im verbrecherischen Handeln hervor; darin stimmen die Verfasser mit einem Ausspruch überein, der, mehr als hundert Jahre alt, besagt, daß jede Gesellschaft die Verbrechen verdient, die sie hat, und dieser Anschauung leihen sie durch ihre Untersuchung größeren Nachdruck.

Es ist aufrichtig zu hoffen, daß die Autoren und andere gut geschulte Psychoanalytiker weiter Gelegenheit zur analytischen Erforschung und vielleicht auch Therapie einzelner Verbrecher finden werden. Ohne Zweifel liegt darin eine große Hoffnung auf eine bessere Lösung der Probleme, vor die der einzelne Verbrecher uns stellt, und gewiß besteht der nicht weniger wertvolle Ausblick auf die endgültige Feststellung, daß das, was sich heute die Wissenschaft vom Verbrechertum nennt, nebst ihrer kostspieligen Maschinerie wenig fruchtbar ist.

B. Glueck (New York)

ALEXANDER, FRANZ, und STAUB, HUGO: **O criminosa e sens juizes.** Rio de Janeiro, Editora Guanabara, 1934.

Das Buch ist die portugiesische Übersetzung des wohlbekannten Werkes. Übersetzer ist Leonidio Ribeiro, Direktor des Instituto de Identificaçâo in Rio de Janeiro, dessen offizielles Organ das Arquivos de Medicina Legal ist, und Träger des Lombroso-Preises für 1933.

H. Mayor (London)

BERGLER, EDMUND: **Talleyrand, Napoleon, Stendhal, Grabbe.** Psychoanalytisch-biographische Essays. Int. Psa. Verlag, Wien 1935, 166 S.

Triebpsychologische Deutungen, wie sie in den hier gesammelten Aufsätzen vorgelegt werden, stellen darum erfreuliche Beiträge zur psychologischen Erforschung historischer Persönlichkeiten dar, weil die Zusammenhänge, die der Verf. herausarbeitet, immer noch zu oft in den biographischen Arbeiten übersehen werden. Doch hätte man aus diesem Grunde gewünscht, daß der Verfasser sich mehr der Herausarbeitung lebensgeschichtlicher Zusammenhänge gewidmet hätte. Er hat, wie mir scheint, der im psychoanalytischen Schrifttum (und auch in der Praxis) leider noch allzuhäufigen Neigung ein Stück weit nachgegeben, dort, wo klare lebensgeschichtliche Zusammenhänge nicht zu erschließen sind, die Lücken mit Begriffen wie „unbewußtes Strafbedürfnis", „Schuldgefühl" usw. auszufüllen. All das bleibt im Grunde unbefriedigend, weil das konkrete Geschehen nicht einsichtiger wird.

Es sei mir gestattet, an den Arbeiten noch etwas Prinzipielleres auszusetzen: Der Wert einer solchen Darstellung ist erst dann voll gegeben, wenn das hervorgehobene Schicksal der Sexualentwicklung im größten biographischen Rahmen abgebildet wird. Eine ideale und darum nie ganz zu erreichende Darstellungsform müßte versuchen, die Ödipusbeziehung, die Oralität, die Analität, die frühkindliche Sexualität usw. in derart reichem und vielschichtigem Zusammenhang erscheinen zu lassen, daß alle psychoanalytischen Termini überflüssig würden, daß aber gerade dadurch die von der Psychoanalyse immer wieder herausgestellten Tatbestände unmittelbar überzeugend erwiesen wären. Gerade bei biographischen Darstellungen ist dieses Gebot heute für Psychoanalytiker nicht mehr zu umgehen. Daß es durchzuführen ist, zeigt die Studie von Hanns Sachs über „Bubi Caligula", deren „unanalytische" Sprache dem „analytischen" Gehalt nicht nur keinen Abbruch tut, sondern ihn erst eigentlich lebendig werden läßt. G. Bally (Zürich)

FLÜGEL, J. C.: **Men and Their Motives.** Psychoanalytische Studien. Mit zwei Essays von Ingeborg Flügel. Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London, 1934, 289 S.

Es war wohl wert, diese Essays in Buchform herauszugeben; wir bedauern nur, daß sie nicht in der „International Psychoanalytic Library" erschienen sind. Den Kennern der psychoanalytischen Literatur sind sie so vertraut, daß es keines detaillierten Referates bedarf. Das Buch enthält sechs Essays von Professor Flügel: „Die Psychologie der Geburtenregelung", „Sexuelle und soziale Gefühle", „Einige Probleme der Eifersucht", „Maurice Bedels ‚Jerome'. Eine Studie der Kontrast-Typen", „Esperanto und die internationale Sprachbewegung", „Über den Charakter und das Eheleben Heinrich VIII."; außerdem noch zwei Essays von Frau Flügel: „Über die Bedeutung von Namen" und „Einige psychologische Aspekte über einen Fuchsjagd-Ritus." Alle stellen in sich geschlossene Beiträge zum psychoanalytischen Wissen dar, speziell zu dessen Anwendungen. Da sie sehr flüssig geschrieben sind, dürfen sie wegen der großen Mannigfaltigkeit der Themen, die sie behandeln, ein umso größeres Interesse beanspruchen. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur englischen psychoanalytischen Literatur.

E. Jones (London)

GOITEIN, P. LIONEL: **Footnote to an Allegory of Bellini.** The Psychoanalytic Review, 1934. Vol. XXI, Nr. 4, S. 361—371.

Das Gemälde „Allegorie vom Lebensbaume" von Bellini (Uffizien, Florenz) wird als unbewußter Versuch, die durch die illegitime Geburt des Künstlers hervorgerufene psychische Situation zu lösen, gedeutet. Die weiblichen Figuren stellen sowohl die Verwerfung wie die schließliche Annahme und Erhöhung der Mutter dar, einer unberührten Jungfrau, in deren Körper der Künstler symbolisch wieder eintritt, um noch einmal, ohne sein wahres Ich zu zerstören, geboren zu werden. Andere Teile des Gemäldes zeigen anale und phallische Phantasien. L. Dooley (Washington)

RÓHEIM, GÉZA: **The Riddle of the Sphinx.** Autorisierte Übersetzung aus dem Deutschen von R. Money-Kyrle. Mit einem Vorwort von Dr. Ernest Jones. International Psycho-Analytical Library, London, 1934, 302 S.

Beiweitem nicht jede Arbeit von größerer Bedeutung auf anthropologischem oder selbst auf psychoanalytischem Gebiet bietet dem Leser eine so erfreuliche Anregung wie dieses Werk. Das Erfreuliche daran rührt zum Teil direkt von dem eigenen Reiz des Weges her, auf dem der Autor eine Lösung des Rätsels anstrebt, — einem Reiz, den die ausgezeich-

nete Übersetzung ungeschwächt wiedergibt, — zum Teil entspringt es dem Eindruck, den der Leser von der geistigen Regsamkeit des Autors und seiner großartigen Beherrschung des Materials empfängt.

Die Leichtigkeit, die Tiefe und der Umfang des Verständnisses, die dieses Buch kennzeichnen, sind das Ergebnis zweier neuer Anregungen: der eigenen, unmittelbaren Erfahrung Róheims mit den Primitiven und seiner Anwendung der Forschungen von Melanie Klein an Hand der unmittelbaren Analysen von Kleinkindern. Sie beide zusammen ergaben die Möglichkeit, sowohl die äußeren Erscheinungen der Geschichte der menschlichen Gesellschaft als auch ihre innere Dynamik weitaus richtiger zu erkennen und zu würdigen, als dies von Seiten vieler nichtanalytischer Forscher geschieht. In diesem Gesamtbild spielen die Primitiven eine menschliche und persönliche Rolle — ebenso menschlich und persönlich wie wir, die wir von ihnen lesen und über sie schreiben. Róheim sagt selbst: „Mein erster Eindruck bei meiner Forschungsarbeit war der, daß die Primitiven nicht annähernd so primitiv sind wie die Anthropologen, mit anderen Worten, daß sie nicht annähernd so geheimnisvoll sind, wie man nach der Lektüre Tylers, Frazers, Levy-Bruhls oder sogar Róheims annehmen möchte" (S. 238). Die neue Fähigkeit des Autors, Menschen zu sehen, wo man bisher nur „Totemismus", „Animismus" usw. kannte, steht im Einklang mit der Art und Weise, in der er nun das Kind in den Mittelpunkt des menschlichen psychologischen Dramas stellt. Er betont, daß es „drei Akteure in dem großen Spiel" gebe: „den Vater, die Brüder und die Kinder", und daß es diese drei immer gegeben haben müsse. Das Verständnis, das uns Freud vermittelte, indem er uns die Gegenüberstellung zwischen der Urhorde der erwachsenen Söhne und dem Urvater zeigte, müssen wir nun durch eine tiefere Würdigung der schockartigen Wirkung dieses Kampfes auf die unreifen Beobachter, die Kinder, ergänzen. Róheims Verwendung der Beiträge Melanie Kleins hat das Problem der menschlichen Uranfänge dem Verständnis näher gebracht, als es die psychologischen Tatsachen, wie wir sie aus der täglichen analytischen Arbeit kennen, vermochten.

Das Buch widmet sich seinem Aufbau nach hauptsächlich der Theorie und enthält Róheims Reflexionen über seine Forschungsarbeit in den Jahren 1929 bis 1931; seine Hauptthemen sind: die Urreligion, der zentralaustralische Totemismus, die ontogenetische Deutung der Kultur und das Problem der menschlichen Uranfänge. Es enthält ferner eine Reihe von Nachträgen zu den wesentlichsten Punkten, die einige der aufschlußreichsten Gedankengänge enthalten. Jedoch sind auch eine Fülle wichtiger Tatsachen und nicht wenig neues Material in den theoretischen Zusammenhang verwoben, die letzten Endes einen guten Teil seines Wertes und Reizes ausmachen. Da es sich hier zum ersten Male ereignete, daß ein erfahrener Analytiker die Gelegenheit zur unmittelbaren Beobachtung auf diesem Gebiet fand, war es dieser Arbeit bestimmt, nicht bloß theoretische Ergebnisse zu zeitigen, sondern auch neue und bedeutsame Tatsachen zutage zu fördern. Hier war ein Beobachter am Werk, dem es nicht nur gegeben war, die Einzelheiten der Rituale, Mythen und Gebräuche, die Ausdrucksformen der sozialen Beziehungen zu vermerken und zu überliefern, die den nichtanalytischen Forschern entgehen mußten, — Fragen auf den Grund zu gehen, die für diese anderen gar nicht existieren, — sondern dem es auch möglich war, eine tiefere Gefühlsbeziehung mit seinen primitiven Freunden einzugehen, und dem sie nicht nur ihre Träume, sondern auch ihre freien Einfälle und Erklärungen offenbarten. Auf diese Weise konnte er für den gewöhnlichen Beobachter unerreichbares, vorbewußtes psychisches Material zugänglich machen und konnte vor allem unbewußte Empfindungen und Phantasien deuten. Endlich konnte er mit voller Aufmerksamkeit das

Spiel der primitiven Kinder übersehen und aus seinen Gesprächen mit ihnen neue Anhaltspunkte gewinnen. Welch reiche Ergebnisse diese Hilfsquellen zeitigten, ist den Lesern der Imago[1] bereits bekannt, in der die wichtigsten dieser neuen Tatsachen und Perspektiven veröffentlicht worden sind. Die vorliegende Darstellung anläßlich der theoretischen Bearbeitung des Stoffes ist aber noch weit ausführlicher.

Das Material ist in seinen Einzelheiten viel zu reichhaltig und mannigfaltig, als daß es sich zusammenfassen oder zitieren ließe; doch gewinnt man allenthalben den Eindruck, daß R.,s Ansichten sich streng an die unmittelbaren Tatsachen halten.

R. hebt hervor, wie sehr bei den anthropologischen Berichten nicht bloß stillschweigend eine Deutung, sondern auch wissentlich oder unwissentlich eine Auslese der aufgezeichneten Daten vorgenommen worden ist. Strehlow z. B. erfaßt nicht, daß die Handlung und der Gesang bei den verschiedenen Totemkulten nicht nur durch die Art des Totemtieres, sondern auch des Ortes bestimmt werden. Spencer und Gillen ahnen nicht, daß die totemistische Zeremonie die Dramatisierung eines Mythos ist. Spencer vermißte sogar den Zusammenhang zwischen Gesang, Mythos und Ritual, denn er konnte die Gesänge nicht übersetzen und nahm deshalb einfach an, daß sie für die Eingeborenen selbst unverständlich seien.

Die Psychoanalytiker wiederum, die ihr Material entweder von anderen Schreibtischanthropologen oder von unzulänglich ausgerüsteten Feldforschern beziehen, sind darauf angewiesen, ausgearbeitete Theorien auf unrichtige oder allzu dürftige Daten zu gründen. Laforgue[2] z. B. nimmt an, daß „das, was wir Orgasmus nennen, oft nur unter ganz besonderen Bedingungen, wie z. B. bei Massentänzen und Ekstasen, oder beim Koitus als religiösem Zeremoniell erreicht" wird, eine Annahme, der alle Tatsachen widersprechen. Weder Róheim noch Malinowski fanden psychosexuelle Impotenz oder weibliche Frigidität und Perversionen unter den Wilden oder Halbwilden, mit denen sie in Berührung kamen. Laforgue hingegen benützt die Annahme des größeren Konservativismus der Primitiven, um seine Ansicht zu stützen, daß sie mehr Angst produzierten als die Kulturvölker. R. zeigt, daß schon die Voraussetzung äußerst fragwürdig ist.

R. wählt das „Rätsel der Sphinx" zum Ausgangspunkt. Obgleich er gelegentlich auf indoeuropäische Phänomene zurückgreift und unter einer Fülle anderen Materials von den Studien Ernest Jones über den Alptraum[3] Gebrauch macht, befaßt er sich doch hauptsächlich mit den Völkerschaften Zentralaustraliens. Er zeigt, daß, während der Totemismus an seiner klassischen Stätte Zentralaustraliens — mit seinen Abstammungsmythen, Pubertätsriten, Vermehrungszeremonien und *Tjurunga* — die esoterische offizielle Religion der erwachsenen und eingeweihten Männer für die Zeit der Stammesversammlungen der Regenperiode ist, eine andere Religion sphinxartiger Dämonen mit dem Medizinmann als Exponenten — eine Mythologie von Volksmärchen, heilenden oder krankmachenden Riten, mit zugespitzten Knochen und magischen Steinen als Kultgegenständen — während der übrigen Zeit, in der das Volk in kleinen Familienverbänden wandert, vorherrscht, die die ständige Religion der Frauen und Kinder darstellt. Die Dämonen erscheinen, im Gegen-

1) Imago, Bd. XVIII, H. 3/4, Sonderheft: Róheim, Die Psychoanalyse primitiver Kulturen.

2) R. Laforgue: Libido, Angst und Zivilisation. Psa. Studien. Int. Psa. Verlag, Wien, 1932.

3) E. Jones: On the Nightmare. 2. Aufl., Hogarth Press, London, 1931. — E. Jones: Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens. Deutsch von Dr. E. H. Sachs. Verlag Franz Deuticke, Wien, 1912.

satz zu den wohlgestalteten Ahnen der totemistischen Welt, als eine Art häßlicher Ungeheuer und sind vor allem durch riesige Genitalien und kannibalistische Gewohnheiten gekennzeichnet. Welche Form magischer Betätigungen wir in Zentralaustralien auch untersuchen mögen, ob es sich um solche zur Heilung oder zur Zerstörung handle, — immer finden wir das Volk mit irgendetwas beschäftigt, was den Glauben an Dämonen in sich schließt, und „alle Formen von aggressiver Magie lassen sich auf die eine Formel zurückführen: irgendetwas wurde aus dem Körper des Zauberers herausgenommen und in den der kranken Person eingeführt" (S. 63). Ob dieses Etwas, welches in den magischen Liedern „besungen" wird, ein Knochen oder ein Stock, eine Schlange oder ein Stein ist, es verrät immer denselben unbewußten Inhalt. „Der Zauberer tut in Wirklichkeit eines von zwei Dingen: entweder er benützt den symbolischen Penis zum Verkehr mit seinem Opfer oder er saugt die Krankheit aus." (S. 64.) Und er kann seine magischen Waffen zur Verteidigung des gemeinsamen Besitzes verwenden, indem er seine Steine und andere Wurfgeschoße gegen den Teufel schleudert, um ihn so zu töten oder wenigstens zu verscheuchen. Gleichwohl handelt es sich aber um eine hilfreiche Abart des Teufels. Die Vorstellungen vom Teufel, der sich in die Menschen hineinfrißt, und vom Teufel mit dem riesigen Penis illustrieren die außerordentliche Wichtigkeit der Projektion für die kindliche Phantasie, da sie die ersten Impulse des Kindes widerspiegeln, das sich seinen Weg in den Leib der Mutter oral oder phallisch zu bahnen wünscht. Der Zauberer, der das Übel aus dem Körper seines Patienten saugt, benimmt sich wie der Teufel. Er regrediert auf die anale Stufe und identifiziert den Körper des Patienten mit der Brust der Mutter. Die psychologischen Wurzeln des prätotemistischen Dämonkults liegen daher in den frühesten, mit sexueller Spannung verbundenen Ängsten des Kindes. „Die mit den elterlichen Imagines verknüpfte Angst entsteht hauptsächlich durch die Beobachtung der Urszene, ist aber auch zum Teil durch die orale Aggression des Kindes und die unbefriedigten Impulse des Knaben oder Mädchens bedingt. Weil der Knabe in der Urszene seinen Vater zu kastrieren wünscht, fürchtet er den kastrierten Vater in der Person des kannibalistischen Wesens, auf das er seine eigenen aggressiven Impulse projiziert. Es liegt aber ein Wunsch hinter der Angst versteckt, nämlich der Wunsch des negativen Ödipuskomplexes, durch den großen Penis des dämonischen Vaters in eine Frau verwandelt zu werden. Eine weitere Komplikation tritt durch die Tatsache ein, daß der ersehnte Koitus durch die Vorstellung, den Penis gegessen zu haben, repräsentiert sein kann, wobei das gefürchtete Objekt hier die kannibalistische Mutter mit der riesigen Vagina ist. Auch primitive Vorläufer des wahren Über-Ichs spielen eine Rolle; die Autorität, welche die Ödipuswünsche bestraft, ist dabei für die Mädchen gewöhnlich ein weiblicher, für die Knaben ein männlicher kannibalistischer Dämon" (S. 40 f).

„In der aggressiven Magie finden wir eine Phantasiereaktion des Knaben, der als Zeuge der Urszene eine Erektion hat und den Vater zu töten wünscht, während wir in der Heilmagie die Identifizierung des kranken Körpers mit der Mutter und das Aussaugen von etwas, das die Milch der Mutter oder den Penis des Vaters symbolisiert, vor uns sehen. Genau gesprochen, ist die Urszene jedoch auch in letzterem Vorgang enthalten. Der Knabe versucht, das Geschehene rückgängig zu machen und den Penis des Vaters aus der Mutter zu entfernen" (S. 68) — eine Schlußfolgerung, die R. durch die Träume eines berühmten Pitchentara-Zauberers bestätigt wird. Die Initiation der Pitchentara für die Zauberer steht zu den anderen zentralaustralischen Einweihungen in demselben Verhältnis wie eine relativ offene Darstellung eines gegebenen Themas zu seiner mehr symbolischen und verschleierten Version. „Der Zauberer nimmt eine feminine und masochistische Hal-

tung dem Vater gegenüber an, damit dieser bereitwilliger eine maskuline und sadistische Haltung anderen gegenüber einnehmen möge. Die Steine der Krankheit wurden auf ihn geworfen, und er wurde ein Zauberer: er wirft dieselben Steine auf andere, und diese werden krank. Seine Seele wurde verzehrt, er verzehrt die Seelen der Kinder. Abér dér Dämon bleibt im Mittelpunkt des Bildes; seit der Zauberer durch den phallischen Teufel eingeweiht worden ist, ist er selbst zur Hälfte ein Teufel" (S. 81).

Sodann fährt R. fort, die latente Bedeutung des zentralaustralischen Totemismus und dessen Beziehung zu den Dämonen dieses Gebietes zu untersuchen. Seine Beobachtungen führen zu der wichtigen Schlußfolgerung, daß die Zeremonien die darstellerische Wiedergabe der Ahnenmythen und die begleitenden Gesänge Erläuterungen der Handlung seien. Gesänge, Mythen und Ritual seien einander genau koordiniert. Das Thema der totemistischen Riten besteht darin, die Wanderungen der Gesamtheit der Vorfahren vom Tode bis zur Verwandlung in *Tjurunga* darzustellen. Aber diese Darstellung muß den wechselnden realen Umständen angepaßt sein; die Handlung beschränkt sich auf das, was Zeit und Umstände, Wetter, Nahrung und Material gestatten. So wird, wie gesagt, ein Kompromiß zwischen dem Idealen und dem Realen hergestellt. Der ganze Apparat der totemistischen Kultur scheint viel plastischer zu sein, als man ihn sich bisher vorgestellt hat, — ein weiterer Gesichtspunkt, durch den R. den Primitiven uns näher bringt. Überdies läßt sich die Vielfältigkeit der Riten und Mythen mit ihren endlos variierenden Details aus theoretischen Gründen auf bestimmte, wiederkehrende Themata eines übergeordneten Urbildes zurückführen, das einen Einblick in ihre unbewußte Bedeutung gestattet.

Hinsichtlich der Bedeutungsakzente innerhalb des Gesamtmodells der totemistischen Riten wurden auf Grund R.'s unmittelbarer Beobachtungen gewisse Korrekturen notwendig. Am wichtigsten ist die Tatsache, daß er nunmehr behauptet, das zeremonielle Zittern oder *alknantama* spiele nicht bloß eine nebensächliche, sondern eine durchaus zentrale Rolle in der ganzen Zeremonie. Es kehrt in allen Nachahmungsriten wieder. Die Arunda verwenden *„erooma"* als Synonym oder als Erklärung von *„alknantama"*; und *„erooma"* bedeutet „Zittern" oder genauer: Zittern durch erotische Erregung. Es repräsentiert das im Mittelpunkt stehende Mysterium, nämlich den elterlichen Verkehr. Wenn einer von Róheims Freunden während der freien Assoziationen zu einem Traum gefragt wurde, ob er Zeuge des elterlichen Verkehrs gewesen sei, antwortete er: „Ich habe meinen Vater bei einer heiligen Handlung gesehen." Die Eltern des Pindupikindes verbieten ihren Kindern nur zwei Dinge: den elterlichen Koitus zu beobachten und an den totemistischen Riten teilzunehmen. „Lelitukutus Traum" bewies jedoch, daß die Kinder den Sexualverkehr beobachten. Die Angst vor dem Vater verdrängt dieses Erlebnis gleichzeitig mit dem damit verbundenen inzestuösen Impuls. Aber das totemistische Ritual bietet einen Ersatz und eine sublimierte Form der Befriedigung. Was verboten war, ist nun in die Sphäre des Über-Ichs emporgehoben und auf diese Weise zwingend und sozial gültig geworden. Groß war die Gefahr eines Konfliktes zwischen den Darstellern des sexuellen Spieles und den Zuschauern, zwischen dem Vater und dem Sohn. Aber sie ist nun vorbei, denn beide spielen miteinander. In diesem Spiel zittert ein älterer Mann in sexueller Erregung und die Jungen ermuntern ihn: ‚Machs gut! Zittere!'. Aber sie können auch die Szene beenden. Einige aus der Gruppe der Zuschauer kommen nach vorne und legen ihre Hände auf die zitternde Gestalt . . .

Im Ritus wird die Endlust nicht dargestellt. Das Ritual bietet dem Sohn eine andere Art der Befriedigung, indem es ihn den Vater beim Sexualakt unterbrechen läßt. Er ist nicht länger ausgeschlossen; er ist in das sexuelle Mysterium eingeweiht. Das ist tatsächlich die

‚offizielle', d. h. die bewußte Bedeutung des Inititationsritus, der die Söhne in das bisher verbotene Reich des Sexuellen einführt" (S. 115 f).

R. betont sodann nachdrücklich die Tatsache, daß die Verbindung zwischen Totemismus und Initiation enger ist, als es bisher den Anschein hatte. „Einerseits kann nur der Eingeweihte an dem Totemkult teilnehmen. Andererseits ist die Einweihung streng totemistisch und besteht aus einer Reihe kultischer Handlungen, wie Zirkumzision und Subinzision; sie beruht gleich den anderen Riten auf totemistischen Mythen und wird von totemistischen Ritualgesängen begleitet. Der Umstand, daß der totemistische Kult (d. h. der Koitus) ein Privileg der Erwachsenen ist, ist auch in anderen Träumen betont" (S. 116). In manchen Kulten beenden *intichiuma*-Zeremonien die Initiationsriten. Dieses Thema wird sodann noch weiter entwickelt. „Ein Studium der Pubertätsriten hilft uns, den Übergang vom Dämonenglauben zum Totemismus präziser zu formulieren. Die Einweihungszeremonien trennen den exoterischen Dämonenglauben von der esoterischen totemistischen Lehre. Den Frauen und Kindern wird erzählt, daß ein Dämon, Tuanyiraka, die Jünglinge in Männer verwandle, den Eingeweihten aber sagt man, daß es nicht Tuanyiraka sei, sondern die Ahnen und die Tjurungas, die sie verkörpern" (S. 148).

„Was aber ist die wirkliche Bedeutung, der Sinn und die Struktur der totemistischen Mythologie? Aus einer Analyse der Gesänge geht klar hervor, daß die wiederkehrenden Elemente entweder voneinander entlehnt sind oder — und das ist wahrscheinlich die wichtigste Entwicklung — daß sich die Wandersagen durch Vereinigung einer Anzahl ursprünglich kurzer Gesänge und Riten herausgebildet haben. So gibt es in Wirklichkeit nur einen Ritus, den *alknantama* der an verschiedenen Orten ausgeführt wird. Das entsprechende Element im Mythos ist entweder der Vorfahre Alknantama (der die Keime der Kinder hervorbringt) oder die Verwandlung in Tjurungas. Die ganze Wanderung ist nur eine Einleitung zu diesem Ereignis, und es ist wahrscheinlich, daß im ursprünglichen Ritus nur die Verwandlung in Tjurungas, d. h. der Koitus der Ahnen, dargestellt war *(alknantama)*. Die gegenwärtige komplizierte Struktur entstand durch die Hinzufügung des Wanderthemas, dessen latente Bedeutung wiederum der Sexualakt ist. Einerseits wurden wirkliche historische Wanderungen in die Mythen aufgenommen, andererseits bestimmen von irgendeiner lokalen Besonderheit hergeleitete Namen von Orten den Inhalt und die Verschmelzung der verschiedenen Sagenmotive" (S. 138).

„Wir können endlich den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Formen der zentralaustralischen Religion verstehen. Der Teufelsglaube beginnt mit der Angstreaktion auf die Urszene. Das Kind sieht die koitierenden Eltern. Aber in der projizierten Version dieser Erinnerung, in der der tatsächliche Inhalt verleugnet wird, sind die Koitierenden nicht die Eltern, sondern unmenschliche Teufel. Die Angst jedoch ist an reale Wesen fixiert, hauptsächlich an Tiere, da die Beobachtung des tierischen Koitus als Deckerinnerung für die Urszene dient. An Stelle der Teufel finden wir die phallischen Wildkatzenvorfahren und die gekrümmten Tjurungas, mit denen sich die Männer identifizieren und deren Koitus sie in der rituellen Verrichtung nachahmen. Der Flugtraum ist ein Erektionstraum; und aus diesem Grund träumt der Zauberer, er sei ein Adler, und die Darsteller schmücken sich zum Ritual mit Adlerfedern. Nach der Initiation sieht der Jüngling wiederum die Urszene, aber diesmal in einer sublimierten, vom Über-Ich beeinflußten Gestalt. Der Mensch versucht, den verwirrenden Inhalt (Urszene) durch Projektion (Teufel) zu bewältigen, aber Introjektion folgt dem Mißlingen dieses Versuches. Dem Knaben werden zuerst Geschichten vom Teufel Tuanyiraka erzählt, dann erzählt man ihm, daß er selbst oder sein Ebenbild, der Tjurunga, ein Tuanyiraka sei . . .

. . . Die Reintrojektion dieser Wesen findet nur nach der Einweihungszeremonie statt. Dann werden sie aus menschenfressenden und phallischen Dämonen in beschützende Ahnen verwandelt, die von jeder Berührung mit Frauen ferngehalten werden: Angst weist den Weg zur Verehrung, Liebe und Identifizierung" (S. 156 f).

R. greift nun das Problem der ontogenetischen Deutung der Kultur auf und nimmt dabei auf einige seiner bereits publizierten Arbeiten[4] über die Duau und die Zentralaustralier Bezug. Es soll an seine Annahme erinnert werden, der spezifische Charakter dieser beiden Völker lasse sich aus einem infantilen Trauma herleiten und als Verteidigungsmaßnahme gegen bestimmte infantile Erlebnisse erklären. Er beginnt: „Wenn die Analyse den Zusammenhang zwischen infantilem Erlebnis und dem Schicksal der Individuen enthüllt, so ist es selbstverständlich, daß die gewonnene Einsicht auch auf das Schicksal von Völkern angewendet werden kann. Bisher aber haben uns Worte dazu verführt, Völker wie Überindividuen zu behandeln und in ihrer Frühgeschichte nach traumatischen Ereignissen zu suchen. So sahen wir im Konflikt zwischen Völkern oder in Kathastrophen der Außenwelt infantilen Traumen analoge Ereignisse" (S. 166). R. erhebt den Anspruch, daß wir hiefür mit einer *vera causa* versehen seien seit der Entdeckung, daß bestimmte Völker auch in der Behandlung ihrer Kinder bestimmte Gewohnheiten haben, durch die Traumata, analog denjenigen, die die Psychoanalyse aufdeckt, hervorgerufen werden, — ist doch die Art und Weise, in der solch ein infantiles Trauma das Über-Ich und den Charakter beeinflußt, aus den klinischen Analysen gut bekannt. „In der Beziehung zu unseren Kindern erleben wir nochmals unsere eigene Kindheit und befriedigen die libidinösen Impulse, die nicht auf andere Weise befriedigt wurden" (S. 169). Er gibt zu, daß der erste Teil dieses Satzes nur die Formulierung eines *circulus vitiosus* sei, nämlich ein Schluß von einem typischen Trauma auf eine typische Über-Ich-Struktur und von dieser zurück auf die Wiederholung desselben Traumas; er meint aber, daß ein Ausweg aus diesem Zirkel durch den zweiten Teil des Satzes angedeutet sei: „In unseren Beziehungen zu unseren Kindern befriedigen wir die libidinösen Impulse, die nicht anderweitig befriedigt wurden."

„Ein Problem von größerer Wichtigkeit erwächst aus der ontogenetischen Deutung der spezifisch menschlichen Kulturen. Wenn wir gelten lassen, daß Unterschiede bei der Behandlung von Kindern Unterschiede in der Kultur bedingen, müßten wir auch annehmen, daß der Ursprung der Kultur im allgemeinen, d. h. die Entstehung der Menschheit, selbst durch Traumata der Ontogenese bedingt war, die in der Eltern-Kind-Beziehung bei den Anthropoiden oder den vormenschlichen Wesen, von denen wir abstammen, nachzuweisen sein müßten. Die Analyse lehrt uns, daß Über-Ich und Charakter, die moralischen Haltungen, die unabhängig von der Realität und der augenblicklichen Situation sind, sich aus der kindlichen Erfahrung ergeben. Der Besitz dieser moralischen Einstellung ist spezifisch menschlich; er unterscheidet den Menschen von seinem vormenschlichen Vorfahren" (S. 171). Wie verhält sich nun die ontogenetische Konzeption des Kulturproblems zur Urhordentheorie? Hier kommt R. zu dem nach der Meinung des Ref. interessantesten und bedeutsamsten Teil seines Buches, nämlich zu dem Problem der menschlichen Uranfänge. „Wenn wir die spezifischen Züge der einzelnen Kulturen aus der infantilen Erfahrung der Einzelmenschen, die in diesen Kulturen leben, abzuleiten versuchen, müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, den Ursprung der Kultur ganz allgemein in ontogenetischer Terminologie zu beschreiben, d. h. ihn von einer spezifisch menschlichen Form der Kindheit, von einem andauernden, universellen und gleichzeitig historischen Prozeß herzuleiten.

4) l. c.

Dabei bleiben jedoch gewisse Elemente übrig, die nicht leicht vom Ödipuskomplex, wie er sich in der einzelnen Familie auswirkt, abgeleitet werden können. Ich verweise auf die Mythen . . . Sie beschreiben den Konflikt zwischen dem Einzelnen und der Masse, zwischen dem Übermenschen und der Menschheit. Überdies befassen sie sich oft mit irgendeinem Ereignis der menschlichen Urgeschichte, mit irgendeinem entscheidenden Umschwung, der mit ihrer Tragödie verbunden ist, wie etwa dem Ursprung der Zivilisation oder einer Teilkultur" (S. 173 f).

R. erörtert sodann im einzelnen eine Reihe von Urhordenmythen, wie er sie nennt, deren grundlegendes Element darin liegt, daß eine Art Übermensch dem Rest der Menschheit gegenübergestellt wird, — ein Übermensch, der die jüngeren Mitglieder des Stammes verschlingt und auffrißt. Es gibt viele Varianten dieser Mythen, aber sie stimmen in der Grundstruktur und in manchen sekundären Einzelheiten überein.

„An erster Stelle identifiziert eine ganze Reihe von mythischen Zügen das kannibalistische Ungeheuer, das entweder in menschlicher oder in tierischer Gestalt erscheint, mit dem Vater des heranwachsenden Helden. In einigen Varianten erscheint das Ungeheuer als weibliches Wesen, oder es sind zwei Ungeheuer vorhanden, Mann und Weib. Gewöhnlich jedoch ist es ein einzelnes Wesen — halb Mann, halb Eber —, dessen Männlichkeit besonders durch seine Hauer betont ist. In den Träumen, die ich bei den Duau analysiert habe, stellt das Wildschwein tatsächlich den Vater dar; und wir können als gewiß nicht belanglos beobachten, daß die Eingeborenen in ihren Dörfern die Eber immer kastrieren. Warum wird der Vater zu einem kannibalistischen Ungeheuer, welches das ganze Dorf auffrißt und zum Schluß vom Sohne getötet wird?

. . . der Sohn wünscht mit seiner Mutter zu verkehren, und aus diesem Grunde wird der Vater, der sie besitzt, ein Ungeheuer, das vernichtet werden muß. Ein anderes ständiges Merkmal des Mythos ist, daß er sich auf ein Urereignis bezieht und daß der riesige Vater droht, das ganze Menschengeschlecht und nicht nur den einen Sohn zu vernichten. Der Sohn scheint die Heldentat allein oder mit Hilfe eines Bruders zu vollführen, aber tatsächlich ist er der „Held" im Rankschen Sinne, d. h. ein Repräsentant der Bruderhorde. Der Mythos sagt nicht ausdrücklich ‚die Brüder vereinigten sich schließlich und schleuderten ihre Speere (oder, besser, Steine) auf das Ungeheuer', sondern ‚der Held führte mit vielen Speeren den Tod herbei'. Andere Spuren der Horde sind in den helfenden Tieren und in der Zweizahl der Brüder zu finden. Noch heute zählen die Zentralaustralier ‚vier' nur, indem sie sagen ‚zwei und zwei'; und was darüber hinausgeht, ist einfach ‚viel'. Aber es muß eine Zeit in der menschlichen Geschichte gegeben haben, in der Einheit und Vielheit die einzigen arithmetischen Vorstellungen waren. ‚Zwei Brüder' bedeutete damals ‚viele Brüder'. Der Schluß der Kai-Sage verrät den Kollektivmörder in sehr charakteristischer Weise. Die Brüder, die ihren Vater getötet und so sich selbst an seine Stelle gesetzt haben, werden von allen gemeinsam getötet" (S. 188 ff).

„Die Möglichkeit, einen Mythos in zwei verschiedenen Lesarten (ontogenetisch und phylogenetisch) zu deuten, kann auf zweierlei Art verstanden werden. Auf der einen Seite bezieht das phylogenetische Material aus jeder folgenden Generation einen ontogenetischen Kraftzuwachs. Wir müssen aber annehmen, daß der ontogenetische Faktor auch schon in Urzeiten wirksam war, die Macht des Urvaters war nicht nur real (d. h. muskulär), sondern auch ideal (d. h. eine Ableitung aus traumatischen Erfahrungen in der Kindheit seiner Söhne)" (S. 190 f).

R. wendet sich nun dem überraschenden Material zu, das sich dem Psychologen in Zuckermans Studien an Pavianen und höheren Affen darbietet, einem Material, das

er in vortrefflicher Weise auswertet. Den Lesern dieser Zeitschrift ist Zuckermans Buch jedenfalls nicht unbekannt,[5] aber es soll doch an gewisse wesentliche Punkte erinnert werden. Bei den wildlebenden höheren Affen scheinen sich einsame Männchen, Harems und Familiengruppen feststellen zu lassen. Was die Frage nach dem sozio-sexuellen Verhalten der Paviane von Monkey Hill betrifft, so ist die Annahme begründet, daß die Antworten weitgehend dieselben sein werden wie bei denen der Wildnis, abgesehen davon, daß die Aggressionen eine Steigerung erfahren, wenn keine Möglichkeiten zur Flucht vor dem offenen Kampf bestehen. Ein Großteil der Aggression, die meist sexuellen Ursprungs ist, gelangt zur Abfuhr und führt in diesen andauernden und wilden Kämpfen fast stets zum Tode der Weibchen. Es handelt sich nicht um einfache Promiskuität, sondern um Familiengruppen mit einem Oberhaupt und einem oder mehreren Weibchen; auch noch nicht zur Paarung gekommene Männchen sind mit der Familiengruppe verbunden und warten auf ihre Gelegenheit. Innerhalb der Gruppe als Ganzheit herrschen bestimmte Männchen in dem Sinn, daß sie eine größere Anzahl von Weibchen und eine größere Menge Futter besitzen und gefürchtet sind, wenn sie auch von den anderen Männchen herausgefordert werden. Die sexuellen Impulse sind diffus und vom wiederkehrenden Zyklus unabhängig; sie äußern sich sowohl in homosexuellen wie auch in heterosexuellen Betätigungen. Sexuelle Anziehung wird nach der sozialen Seite hin ausgenützt — z. B. zur Bestehung eines älteren oder stärkeren Männchens, um mehr Futter zu bekommen oder Hilfe bei einem Kampf zu erhalten. Ein Männchen bietet sich selbst homosexuell einem anderen an: um ihn als Bunedsgenossen gegen einen Dritten zu gewinnen; um den Ärger eines herrschenden Männchens zu beschwichtigen, wenn sein Weibchen attackiert wird; um die Wut eines Feindes abzulenken; oder, was das Interessanteste ist, um ein Männchen in eine Situation zu versetzen, in der es angegriffen werden kann. In Kämpfe zwischen zwei beliebigen Männchen werden meist andere Mitglieder der Gruppe, manchmal alle Mitglieder der Kolonie hineingezogen; aber sie beginnen niemals als Angriff aller unbeweibten Männchen. Wenn aus irgendeinem Grund ein führendes Männchen die Macht verliert, so können einer oder mehrere der unbeweibten Jungaffen ihn attackieren und überwältigen. Es ist eine Bereitschaft zu gegenseitigen Angriffen vorhanden, die mit diesem Herrschaftsverhältnis fest verknüpft ist; nichtsdestoweniger eilen die Mitglieder einander zur Hilfe, wenn die Gruppe als ganze von einem Außenseiter oder einem Menschen angegriffen wird.

Sicherlich lassen sich Ähnlichkeiten mit menschlichem Verhalten feststellen. Der sexuelle Zyklus ist an keine Periodik gebunden; die Paarung kann jederzeit vollzogen werden, obgleich der Wunsch danach beim Weibchen in gewisser körperlicher Verfassung sicherlich lebhafter ist als sonst. Der sexuelle Impuls — der homosexuelle ebensogut wie der heterosexuelle — ist diffus und hoch sozialisiert. Er wird im Dienste persönlicher individueller Ziele verwendet, die selbst asexuell sind. Es gibt eine dauernde sexuelle Verbindung sowohl beim Menschen wie bei den anderen Primaten. Den Kern der Horden bildet bei den Affen und Menschenaffen eine Familiengruppe, bestehend aus dem Anführer und seinem Harem, die durch das Interesse des Männchens an seinen Weibchen und deren Interesse an ihren Jungen zusammengehalten wird. Der Harem steht im Mittelpunkt, wenn sich einzelne Familien vereinigen, um eine Herde zu bilden. Aber die Herde scheint niemals so stabil und einheitlich zu sein wie eine Familie, die innerhalb der größeren Gruppe niemals ihre Identität verliert. R. hebt besonders die Tatsache hervor, daß in der Affen- oder Menschenaffengemeinschaft „der Tod eines einzigen Individuums den Staat aus dem Gleichgewicht

5) S. Zuckerman: The Social Life of Monkeys and Apes. Kegan Paul, London, 1932.

bringt und daß gewöhnlich Kämpfe ausbrechen, die so lange dauern, bis ein neues Gleichgewicht erreicht ist" (S. 194).

„Wir wollen nun versuchen, den Pfad durch das fast undurchdringliche Dickicht zu verfolgen, das die Menschenaffen von den Urformen der menschlichen Kultur trennt. Aus dem einen oder anderen Grund wurde die Periode der Kindheit einer gewissen Gruppe der Anthropoiden verlängert; die libidinösen Bindungen zwischen Eltern und Kindern wurden enger und das infantile Ich wurde mit einer Art von Sexualität belastet, der es noch nicht gewachsen war. Abwehrmechanismen wurden entwickelt und die unglücklichen Affen erwarben zwei bemerkenswerte Fähigkeiten: sie konnten das Vergangene betrachten und genießen, als wäre es Gegenwart (die Urszene als endopsychisches Element), und sie konnten die Realität der Gegenwart verleugnen (elterlicher Koitus). Die Fähigkeit, das Vergangene zu bewahren, bewirkte den Übergang von der ‚Vorherrschaft' in der Affenhorde zur ‚Gerontokratie' der Australier. In der Affenhorde behält der alte Mann alles für sich, aber nur solange er seine Kraft bewahrt. In der menschlichen Horde ist seine Macht verlängert; er bekommt die besten Bissen, wenn er altersschwach und sein Sohn ein starker und erwachsener Mann ist. Wir können den exakten Mechanismus dieses Privilegs verstehen: Essen symbolisiert den sexuellen Verkehr, die Frau und die Mutter. Das Kind war nicht stark genug, die Mutter dem Vater wegzunehmen, und der Mann muß sich, obgleich er nicht länger der Frauen beraubt ist, bestimmter Arten von Speise enthalten. Solche Speise enthält die *arunkulta* (magische Kraft) der alten Männer, und diese magische Kraft bedeutet sexuelle Potenz; sie leitet sich von dem großen Penis her, der den Knaben bei der Urszene beeindruckte. Den alten Männern werden besondere Nahrungsgeschenke *(tjaurilja)* als Bezahlung für ihre Zeremonien gegeben. Ihre Macht besteht darin, daß sie die Riten darstellen und so die Urszene wiederholen. So ist die psychologisch festgehaltene Vergangenheit eine Verfälschung der Realität oder, besser, ein Kompromiß mit der Realität. Die reale Gegenwart ist mit der idealen Vergangenheit verschmolzen. Die alten Männer sind immer die Stärkeren, die Kraft bleibt ihnen bewahrt, aber sie behalten nicht alles für sich; die Vorschrift ist an die Stelle der Vorherrschaft getreten.

Ein zweiter wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Tier ist die größere Bedeutung der zielgehemmten Impulse. „Lausen" ist die Haupttätigkeit in allen Schilderungen der Affengewohnheiten, obgleich es sich nicht tatsächlich oder wenigstens nicht ausschließlich um Lausen handelt, sondern um eine gegenseitige Untersuchung des Pelzes zwecks Entfernung aller abgeworfenen Hautstückchen, Dornen oder Parasiten. Watson schreibt: ‚Flöhe fangen . . . ist die wichtigste und grundlegendste Form des sozialen Verkehrs unter den Rhesusaffen . . .'[6] übereinstimmend mit Zuckerman: ‚Die Verrichtung scheint sexuelle Bedeutung zu haben, nicht nur wegen der sanften Reizung zahlreicher Hautendorgane, sondern auch weil sie manchmal von direkter Sexualbetätigung begleitet ist. Aus diesem Grunde und wegen ihres häufigen Auftretens ist es vielleicht berechtigt, die pickende Reaktion und den Haarreiz als Faktoren zu betrachten, die mit der Erhaltung einer sozialen Gruppe bei den vormenschlichen Primaten zusammenhängen'.[7]

Wir haben uns mit einem Impuls zur erotischen Reizung der Haut befaßt, d. h. mit einer Vorlustbetätigung. Da unentwickelte Individuen zur Endlust in der vollen Bedeutung des Wortes unfähig sind, müssen wir die Vorlustbetätigung als der Kindheitsperiode ange-

6) J. B. Watson: Imitation in Monkeys. Psych. Bull., 169—178.
7) Zuckerman: l. c., S. 58.

messene Formen der Sexualbefriedigung betrachten. Die Verlängerung dieser Periode muß deshalb eine dauernde Fixierung an ein solches Verhalten hervorrufen und so eine breite Basis für die Entwicklung sozialer Impulse schaffen. Vorlust ohne Endlust bedeutet einen dauernden Zustand von Liebe ohne Abfuhr" (S. 228 ff).

„Die Verlängerung der Kindheit äußert sich also in zwei Merkmalen, beide Abkömmlinge des Eros, die die Grundlage des Menschseins bilden. Die psychische Fixierung an die Vergangenheit und die zielgehemmten Impulse, die sich aus Vorlustbetätigungen herleiten, entsprechen dem, was in der Alltagssprache als Tradition und Gesellschaft bekannt ist. Wenn die ersten Lebensjahre dauernd ihren Lustweg behalten, ist es zu verstehen, daß der Mensch versucht, ‚den Fußtapfen seiner Ahnen zu folgen' *(mbatjalkatiuma)* und die Vergangenheit in der Person seiner eigenen Kinder wieder zu erleben. Daher wird die Fixierung zum Anlaß der Mythologie, des Ahnenkultes und der Geschichte. Zielgehemmte Impulse beinhalten andererseits die Fähigkeit, Affekte in gleichbleibender Spannug zu erhalten, und so eröffnen sich neue Möglichkeiten für die integrierende und allumfassende Tendenz des Eros . . .

Auch die aggressiven Impulse sind durch das Fehlen adäquater Abfuhrmöglichkeiten gekennzeichnet. Die Modifikationen, die die hemmende Instanz des Über-Ichs an ihnen vornimmt, sind gleichfalls eng mit der Familiensituation, d. h. mit dem Ödipuskomplex und der Urszene verbunden. Der Vater, der die Erfüllung der Wünsche des Knaben verhindert, wird ein Teil von dessen eigener Persönlichkeit. Der eifersüchtige alte Mann wird ein eifersüchtiger Götze, der darüber wacht, daß wir nicht glücklich sind" (S. 230 f).

„*Primus in orbe deos fecit timor* — das *primum movens* ist zuerst die Angst, die zur Verdrängung führt, und dann die Verdrängung, die zur Ersatzbildung führt. Hinter der Angst finden wir die infantile Urszene und die Reaktion des Kindes auf die ihm noch nicht adäquate Form von Lust. Das Festhalten an der kindlichen Lustsituation setzt Endlustvermeidung und dauernde Vorlustfixierung voraus, d. h. das Ansammeln von abfuhrloser Spannung. Dies gilt sowohl für libidinöse als auch für aggressive Impulse, eine Tatsache, die von Freud vor langer Zeit erkannt wurde, als er hervorhob, daß die Einschränkung der Aggressivität des Ichs immer die des Über-Ichs wachsen läßt . . .

Solcherart ist der kulturelle Fortschritt abhängig von einem Machtzuwachs des Über-Ichs auf Kosten der genitalen Impulse. Fiktive Autoritäten gewinnen die Oberhand, und sie sind schwerer zu behandeln als reale. Im Falle der Australier beobachten wir, wie das unbewußte Festhalten der Urszene den Alten die Macht und der Jugend die Kindheit bewahrt" (S. 232).

R. erörtert nun das umstrittene Problem der „Gruppenseele".

„Unsere ersten Schwierigkeiten betreffen die Überlieferung all jener Mythen, die wir als eine Wiedergabe der Urkämpfe erkannt haben. Die mündliche Mitteilung ist der einzige Träger der kontinuierlichen Überlieferung, den wir kennen. Die Zeit der Urhorde muß aber — *ex hypothesi* — noch vor der Entwicklung der Sprache beendet gewesen sein. Wir haben bereits den Ausweg aus dieser Schwierigkeit angedeutet. Es gibt in der Affenhorde Kampfspiele ohne tragischen Ausgang ebenso gut wie wirkliche Kämpfe. Die dramatischen Riten mögen sich aus diesen entwickelt und den Kampf und die Niederlage des Einzelnen gegenüber der Masse dargestellt haben. Wenn das zutrifft, so entstand allmählich aus dem erregten Schreien, das die Handlung ursprünglich begleitete, zu einer Zeit als der *homo alalus* bereits eine vergangene Entwicklungsstufe war und der Mensch schon die Anfänge des Sprechens erlernt hatte, ein Text und ein Mythos. Dieser Text muß anfangs in der Zeitform der Gegenwart ausgedrückt gewesen sein, gleich vielen

australischen Gesängen, weil er die dramatische Darstellung, in der der große Vater fällt und die Söhne triumphieren, begleitet.

Was bedeutet diese dramatische Darstellung für die heranwachsende Generation? Sie war eine durch die Gruppe sanktionierte Sublimierung des eigenen ontogenetisch entwickelten Ödipuskomplexes; je stärker dabei die Tendenz, die infantile Urszene im Unbewußten festzuhalten, war, desto geringer war die Wahrscheinlichkeit eines tatsächlichen Aufruhres; je tiefer die Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit, desto größer war die soziale Rolle des rituellen Dramas. Die Schauspieler wußten, daß sie spielten und daß der Text sich auf Vergangenes bezog. Tatsächlich scheint ein auffallender Zug der zentralaustralischen Überlieferung zu beweisen, daß der Text später entstand als das Ritual. Die Mythen erzählen von den Riten, die von den Urahnen aufgeführt wurden, während die gegenwärtigen Aufführungen nicht als Wiederholungen der ursprünglichen Geschehnisse, sondern als schwacher Widerhall jener ersten Darstellungen behandelt werden. Die Handlung wurde nachgeahmt, noch bevor die Überlieferung im eigentlichen Sinn des Wortes entstand. Solche nachahmende Gruppenaufführungen sind die ersten kulturellen Besitztümer der Menschheit, die ersten kollektiven Sublimierungen, die in einen überwundenen Entwicklungszustand zurückweisen" (S. 234 f).

Es ist interessant, festzustellen, daß Arnold Toynbee in seinem Buch „A Study of History"[8] fast dieselbe Ansicht zum Ausdruck bringt: „Die vollständige geistige Entwicklung des Menschen setzt die Existenz von Gruppenverbänden mit bestimmten Begrenzungen voraus. Es ist in erster Linie unmöglich, daß das wichtigste Werkzeug des Menschen, die Sprache, — die erste Bedingung seines Menschseins, die auch die Voraussetzungen für den Aufbau unseres geordneten Denkens schuf, — im Einzelmenschen oder in der Beziehung der Eltern zu den Kindern entwickelt worden sein kann. Die Sprache erwuchs aus der Notwendigkeit der Mitteilung zwischen Gleichen, die durch gemeinsame Interessen und ein geregeltes System des gegenseitigen Verkehrs miteinander verbunden waren."[9]

Im wichtigsten seiner verschiedenen Nachträge erörtert R. das biologische Prinzip der Retardierung, das neben anderen von Bolk[10] bearbeitet worden ist. Beim Menschen kommt dieses Prinzip in einer konstanten Verlangsamung des Tempos der individuellen Entwicklung und einer ebenso konstanten Hinausschiebung des Reifealters zum Ausdruck. R. meint, daß „alles im Organismus, was darauf gerichtet ist, Antriebe in einem bestimmten Spannungszustand zu erhalten, alles was sich der Libido entgegenstellt — die Endlust und auch die Erlösung des Todes, alle Abwehrmechanismen (Verdrängung, Regression) — als differenzierte Formen des Retardierungsprozesses aufzufassen" sei. „Die stetig zunehmende Schwierigkeit für das Individuum, unabhängig, d. h. erwachsen zu werden, und die Tatsache, daß die Primitiven die sexuellen Impulse nur in ihren Pubertätsriten wirksam bekämpfen, während die Zivilisation die kindliche Sexualität zu unterdrücken versucht, kann ebenso gut als ein spezieller Fall der stetig wachsenden Retardierungstendenz erklärt werden" (S. 253). Und er zitiert zustimmend die Arbeiten von G. Bally,[11] der dieselben Prinzipien auf die Entwicklung des Ichs und die Funktion des Spieles anwendet. R. sagt: „Aus dem Anschein, der in dem jungen Lebewesen erweckt wird, entsteht eine lebenslange, gemeinschaftsgerichtete und feierliche Haltung des primitiven Menschen, die

8) A. Toynbee: A Study of History. 3 Bände, 1934.
9) l. c., Bd. I, S. 174.
10) L. Bolk: Das Problem der Menschwerdung. Jena, 1926.
11) G. Bally: Die frühkindliche Motorik im Vergleich mit der Motorik der Tiere. Imago, Bd. XIX, 1933, S. 339 ff.

schließlich in ihren endlosen Verästelungen zu unserer heutigen Zivilisation führt" (S. 265).

Zum Schlusse wollen wir R. selbst die wesentlichen Elemente seiner gegenwärtigen Ansicht über die menschlichen Uranfänge aufzählen lassen:

„Der Weg ist lang geworden und es wird nun, da wir am Ziele sind, nicht überflüssig sein, nochmals einen Blick zu unserem Ausgangspunkt zurückzuwerfen. Wenn wir statt an die „Wilden" in der Masse an die lebendigen Menschen denken, die wir kennen lernten, wie an den alten Yirramaba oder an Ramoramo, werden wir die Eigenheiten ihres Verhaltens lieber aus ihrem Leben als aus einer hypothetischen Urzeit zu erklären suchen. Der erste Schritt, den wir auf diesem neuen Wege machten, war die Entdeckung, daß der zentralaustralische Totemismus (Ahnenkult) einen Vorläufer in dem Glauben an Dämonen hatte, welche Projektionen der koitierenden und deshalb für das Kind furchterregenden Eltern sind. Der Totemkult ist ein sekundäres Streben, diese Eindrücke — diesmal durch Introjektion — auf dem Wege über eine gemeinschaftliche und dramatische Darstellung der Urszene zu bewältigen.

Ich entdeckte auch, daß besondere Kulturformen von typischen Kindheitstraumen abgeleitet werden können, und daß ihre Struktur eine Abwehr gegen diese Traumata darstellt und deren sublimierte Wiederholung ist. Übereinstimmend mit der ontogenetischen Theorie ist der Charakter einer Kultur durch einen Zirkel verewigt, indem nämlich die spezifische Form des infantilen Traumas bei irgendeiner Gruppe selbst durch unbefriedigte Komponenten des normalen Sexuallebens der Erwachsenen dieser Gruppe bedingt ist. Wenn wir es auch nicht beweisen können, so dürfen wir doch annehmen, daß konstitutionelle Faktoren die minimalen Unterschiede bewirken, auf denen das spezifische libidinöse Verhalten der Erwachsenen im Umgang mit ihren Kindern beruht. Einerseits wurden derselbe Inhalt der Tradition, dieselben Sublimierungsformen des infantilen Traumas überliefert; andererseits wurden dieselben Traumata wiederholt. So entsteht die Dauerhaftigkeit einer Kultur, die psychologische Gültigkeit ihrer traditionellen Institutionen.

Wir wenden uns nun der Frage der Ausdehnung zu, für die die Urhordenhypothese noch immer wesentlich ist. Wenn das Schicksal der Individuen und der einzelnen Kulturen ontogenetisch aus ihrer infantilen Erfahrung erklärt werden kann, ist es natürlich, nach einer ähnlichen Erklärung für die Entwicklung dessen Ausschau zu halten, was allen Menschen gemeinsam ist, nämlich der Kultur im weitesten Sinn des Wortes. Wenn wir die Riten und Vorstellungen der lebenden Primitiven durchwegs ontogenetisch erklären können, so erscheint die Urhordenhypothese überflüssig. Gegen diese Meinung ließen sich sowohl jene Mythen anführen, die ohne die Annahme des Urkampfes unverständlich erschienen, als auch zuverlässige Angaben über die Lebensgewohnheiten der höheren Affen, die eine soziale Organisation haben, welche stark an F r e u d s hypothetische Urhorde erinnert. Wenn wir aber, F r e u d folgend, annehmen, daß der Mensch oder Vormensch einmal in einer Urhorde lebte, bleibt das schwierige Problem des Überganges von dieser Stufe zu der der echten menschlichen Gesellschaft ungelöst. Die inadäquate Befriedigung der Sieger und der vernachlässigte Gehorsam gegen den erschlagenen Vater, diese beiden von F r e u d angeführten Motive, scheinen einen so gewaltigen Umschwung nicht hinlänglich zu begründen. Das Stadium der Urhorde muß sehr lange gedauert haben und es ist schwer zu begreifen, wie sich der Mangel an Befriedigung mit der Zeit verdichtet haben soll. Wenn dieses Ungenügen in der ersten Generation da war, warum muß es auch in der hundertsten vorhanden sein? Überdies ist das Motiv des Gehorsams nach dem Tode, das wir aus der klinischen Praxis kennen, kein so allgemeines Phänomen,

als daß es als eine individuelle Parallele zur phylogenetischen Entwicklung anzusehen wäre. Es gibt zwei Akteure auf der Bühne des Freudschen Dramas, den Urvater und die Brüderhorde. Die große Veränderung findet in den Seelen der Brüder statt. Das widerspricht aber der Erfahrung. Heute finden tatsächliche Veränderungen nur in den Seelen der Kinder statt und das muß immer so gewesen sein. Wenn unsere Hypothese richtig ist, so gab es drei handelnde Personen in dem großen Spiel: den Vater, die Brüder und die Kinder, d. h. die unentwickelten Mitglieder der Horde — die Beobachter. So wird der Urkampf ein sehr verständliches Trauma; denn bei den höheren Affen klammert sich das Kind in seiner Angst an die Mutter und wird im Kampf oft zerquetscht. Nach Zuckermans Beschreibung folgen Urkampf und Urszene unmittelbar aufeinander. Die Jungen in der Affenhorde werden von Anfang an als Sexualobjekte behandelt. Es bleiben ihnen weder reale noch libidinöse traumatische Erfahrungen erspart. Wir haben angenommen, daß die Veränderung bei den Beobachtern durch die Verdrängung der infantilen Erlebnisse eintrat. Diese Verdrängung hatte eine Wiederkehr des Verdrängten in der Gestalt von Ersatzhandlungen (Kampfspielen) zur Folge, welche die Tendenz hatten, allmählich an die Stelle der wirklichen Kämpfe zu treten. Wann aber begann die Verdrängung? Warum gibt es bei den Tieren keine Kultur? Wir können auf diese Fragen antworten, wenn wir wissen, daß der Fortschritt bei den Lebewesen mit einer Verlängerung der Kindheitsperiode Hand in Hand geht. Der Mensch entwickelt sich viel langsamer als alle anderen Wesen, so daß sein unreiferes Ich durch die traumatischen Erlebnisse der Kindheit stärker beeinflußt wird. In der polygamen Urhorde wendet sich die unbefriedigte Libido der zahlreichen Weibchen ihren Kindern zu, die deshalb besonders an ihre Mütter fixiert und für die Eindrücke der Ödipussituation empfänglich sind . . .

Bezüglich der Entwicklung der auf dem Prinzip der Vorherrschaft begründeten Affengemeinschaft zu den menschlichen Organisationsformen dürfen wir folgendes annehmen: Der Unterschied zwischen der gerontokratischen Urgesellschaft und der Gesellschaft der höheren Affen liegt in der Dauer der infantilen Situation. Affen werden durch wirkliche Gewalt regiert; in der menschlichen Gesellschaft aber bleibt der alte Mann dauernd der mächtige Vater der ersten Kindheitsperiode, der in den Riten nochmals in sublimierter Form die Urszene darstellt. In der infantilen Situation erwerben wir die Fähigkeit, unsere Aggressivität zu hemmen; und weil sich diese Hemmung auch auf andere Sphären erstreckt, nimmt sie einen entscheidenden Einfluß auf die Kulturentwicklung. Die Strenge des Über-Ichs wächst mit der Einschränkung der Aggression; wir fressen unsere Kinder nicht, aber wir „erziehen" sie dafür . . ." (S. 280 ff).

Es könnte unfreundlich erscheinen, an einem Buch, das in so reichem Maße eine Fülle von Erkenntnissen und Anregungen zur weiteren Forschungsarbeit bietet, seine Kritik versuchen zu wollen; und doch scheint es zu einigen kritischen Anmerkungen herausfordern. Man könnte vielleicht als wünschenswert hervorheben, R. möge in seiner Verwendung der wichtigen Konzeptionen, die Melanie Kleins Forschungen über das Seelenleben des Kleinkindes erbrachten, und der glänzenden Anregungen Melitta Schmidebergs in ihrer Arbeit über die psychotischen Mechanismen in der Kulturentwicklung[12] noch weiter gehen. Seine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der kindlichen Gefühle und Phantasien ist vielleicht nicht genügend präzis oder kühn. So ließe sich zum Beispiel vieles von dem Material, das mit der Funktion und der Technik des Zauberers und den verschiedenen Bedeutungen der *waninga* und der

12) M. Schmideberg: The Rôle of Psychotic Mechanisms in Cultural Development. Int. Journal of Ps A., Bd. XI, 1930, S. 387 ff.

Milchstraße zusammenhängt, besser klarmachen, wenn in größerem Ausmaß die Phantasien von den „guten" und „bösen" verinnerlichten Objekten, der „guten" und „bösen" Mutter, den „guten" und „bösen" verinnerlichten Penis und dem komplizierten Wechselspiel zwischen den verschiedenen Ausprägungen dieser Ur-Imagines herangezogen worden wären. Man könnte dies auch anders ausdrücken und sagen, R. betone zu sehr die Gefühle des Kindes gegenüber den „schlechten", gefährlichen, sexuellen Eltern — sowohl in äußerlicher wie in innerlicher Beziehung — und unterschätze in seinem Gesamtbild sowohl die Bedeutung der guten Imagines und den eigenen Wunsch des Kindes, den „guten" Penis und die „gute" Mutter zu bewahren, als auch die Quellen, aus denen das Leben selbst gespeist wird, — alles, was gut ist, sei es nun Milch, Macht oder Liebe. Da und dort finden sich im Material diesbezügliche Andeutungen, wie z. B. in der Beschreibung der helfenden und heilenden Verrichtungen des Zauberers. Aber weder hinsichtlich des Zauberers noch hinsichtlich des Milchstraßenmythos ist diese positive Seite mit genügendem Nachdruck herausgearbeitet. Das innere Drama des kindlichen Seelenlebens ist auf diese Weise in seiner Bedeutung ein wenig herabgemindert und leicht entstellt. Wie die jüngste Arbeit von Melanie Klein, Joan Riviere und anderen gezeigt hat, entsteht beim Kinde der tiefste Konflikt nicht so sehr aus dem einfacheren Problem der sexuellen Spannung, das durch die Sexualität der Eltern hervorgerufen wird, als vielmehr durch seine eigenen Impulse von Liebe und Haß. Gerade die sexuellen Eltern mit ihrem Anstrich von Potenz und Fruchtbarkeit sind in seinen Augen gut.

Solchen Erwägungen folgend möchte man wünschen, daß R. zu seinem Werk einen weiteren Nachtrag schriebe, in welchen er sein Material nochmals, im Lichte des sich stetig vertiefenden Verständnisses für die ursprünglichen psychologischen Fragen bearbeitet, vorlegte.

S. Isaacs (London)

SANDSTRÖM, TORA: **Ein Psykoanalytisk Kvinnostudie: Ernst Ahlgren-Victoria Benedictsson.** Albert Bonniers Förlag, Stockholm, 1935. 209 S.

Das Buch enthält eine interessante Studie über die schwedische Schriftstellerin Ernst Ahlgren. Sie wurde 1850 geboren; ihre Mutter, die ein Ideal äußerster Selbstkontrolle vertrat, war streng religiös, der Vater war ziemlich mürrisch; ihre ersten Jahre waren arm an Liebe. Der Umstand, daß ihr einziger Bruder kurz vor ihrer Geburt gestorben war, führte dazu, daß sie in vieler Hinsicht so behandelt wurde, als ob sie ein Junge wäre. Diese Umstände riefen in ihr eine Verachtung für alles Weibliche hervor und das Bestreben, das Fehlen der Liebe durch männliches Gehaben zu kompensieren. Als ihr Vater ihr die Erlaubnis verweigerte, ihre Studien an der Stockholmer Akademie fortzusetzen, heiratete sie, mehr, um von daheim fortzukommen, als aus Liebe, Christian Benedictsson, einen Witwer mit fünf Kindern. Sie selbst hatte zwei Kinder, aber Mutterschaft war für sie nur eine Erniedrigung und ein Trauma für ihren Narzißmus; ihre eigenen Kinder behandelte sie mit weit weniger Güte und Gerechtigkeit als ihre Stiefkinder. Ihr ganzes Leben hindurch beklagte sie sich darüber, daß niemand sie mehr liebe oder schätze als irgend einen anderen Menschen. Ihre Empfindlichkeit aber über das Fehlen von Gegenliebe scheint sich zum Teil gegen sie selbst gerichtet und sich als quälendes Schuldgefühl manifestiert zu haben, weil sie selbst unfähig war, irgend jemanden voll und rückhaltlos zu lieben. Nur höchste Liebe schien für sie von Wert zu sein; geringere Grade von Zuneigung oder Liebe, die mit anderen geteilt werden mußte, erschienen ihr daher wertlos. Dieses Verhalten wird in ihrem ganzen Leben und ihrer Arbeit genau verfolgt. 1886 begegnet sie Georg Brandes und wurde trotz ihrer eigenen sexuellen Hemmung aller Wahrscheinlichkeit nach seine Geliebte; auch hier wieder wohl nicht so sehr aus Liebe als in

der Hoffnung, größeren Einfluß auf die literarischen Kreise zu gewinnen. Als sie entdeckte, daß Brandes, wie sie vermutet hatte, sie nur als eine unter den vielen Frauen, die in seinem Leben eine Rolle gespielt hatten, betrachtete und keine besondere Hochachtung vor ihr als schöpferischer Künstlerin empfand, verübte sie 1888 Selbstmord.

J. C. Flügel (London)

Aus der Literatur der Grenzgebiete

ALVERDES, FRIEDRICH: **Leben als Sinnverwirklichung.** Hippokrates Verlag, Stuttgart, 1936, 115 S.

Der Verfasser bekennt: „Die Welt muß man deuten als Verwirklichung einer metaphysischen Gesamtidee: eingeschlossen in ihr ruht die abgestufte Ordnung der Urideen." „Jedes Lebewesen empfängt vom Absoluten her seinen Sinn und seine Werte. Das Leben ist schal und leer ohne Beziehungnahme zu einem absoluten Grundprinzip. Nur Gott kann der Schöpfer sein; das höchste Absolute ist von Gott geschaffen." In diesen Zeiten wünschen so viele, ihr privates Absolutes zu haben!

P. Schilder (New York)

BANISTER, H.: **Psychology and Health.** Cambridge University Press, London 1935, 256 S.

Der Autor — kein Arzt — will einen Bericht über die pathologischen Beziehungen zwischen Leib und Seele geben. Das Buch ist eines von den vielen, die gerade in den letzten Jahren erschienen sind. Es gibt Kapitel über „Das Problem des Kindes", „Infantile Sexualität" (deren Existenz geleugnet wird), „Die Folgen schlechter Gesundheit", „Angstzustände (Neurasthenie)", „Die Theorien Janets", „Die Theorien Freuds", „Die Theorien Jungs", „Die Theorien Adlers" usw. Die Psychoanalyse ist ausführlich behandelt, aber die ihr gewidmeten Abschnitte sind durch arge Mißverständnisse und falsche Behauptungen verwirrt. Ein energischerer Referent als ich würde sie vielleicht alle der Reihe nach durcharbeiten, um die nötigen Korrekturen vorzubringen. Diese Aufgabe wäre aber für den Referenten und die Leser gleich lästig. Auch ist sie nicht vonnöten, denn der Verfasser hat keinerlei selbständiges und originelles Mißverständnis vorgebracht. Das einzig Erstaunliche an dieser Art Bücher ist, daß der Verfasser es nicht der Mühe wert findet, vor der Veröffentlichung jemanden zu Rate zu ziehen, der mit dem Gegenstande vertraut ist.

E. Jones (London)

BAUMGARTEN, FRANZISKA: **Die Dankbarkeit bei Kindern und Jugendlichen.** Unter Mitwirkung von Hans Nobs, Berufsberater, Bern. Beiträge zur Charakter- und Persönlichkeitsforschung, herausgegeben v. Franziska Baumgarten. Verlag A. Francke, Bern. 1936.

Nach einer guten gedanklichen Einleitung, der Zitate, vor allem aus La Rochefoucault und Nietzsche, stellenweise hellen Glanz verleihen, steht der Bericht über vier Untersuchungen und ihre rechnerische Auswertung. Die Schlußbetrachtung bringt einige allgemeine Sätze, die der Autorin das Ergebnis der Untersuchung zu sein scheinen.

Die Untersuchungen bestanden darin, daß einer großen Anzahl von Schulkindern verschiedenen Alters und beider Geschlechter Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt wurden, die Dankbarkeitssituationen betrafen. Die Antworten sind mit großer Sorgfalt und viel Mathematik bearbeitet worden. Aber die Zahlenunterschiede, die sich ergeben, sind vielfach gering, die die Resultate abbildenden Kurven haben einen schwer erklärlichen zackigen Verlauf. Auch die Einteilung der Antworten scheint dem Ref. nicht überzeugend, ohne daß er Lust hätte, einen andern Vorschlag dazu zu machen. Warum sollte bei der

Abstufung der Stärke der Dankbezeugung es als mittelmäßiger Ausdruck gelten, wenn das Kind schreibt: „Ich werde ihm sehr herzlich dankbar sein", und als starker Ausdruck, wenn es heißt: „Ich werde ihm immer dankbar sein"? Auch manche der theoretischen Fragestellungen und Antworten der Autorin scheinen angesichts des ihr zur Verfügung stehenden Materials erstaunlich. Die Dankbarkeit sei z. B. wahrscheinlich eine angeborene Eigenschaft, wofür die Tatsache, daß $7^1/_2$jährige Kinder sie schon in ihren Antworten erkennen lassen, spreche.

Das Buch, in dem ein großes Quantum Arbeit seinen Niederschlag gefunden hat, kann dem Analytiker nicht viel bieten. Allerdings muß er anderseits bei der Lektüre aus dem Nichtvorhandensein auch nur der geringsten Spuren von Anschauungen und Ergebnissen der Psychoanalyse schließen, daß diese der Autorin bisher gar nichts bieten konnte.

P. Bergmann (Wien)

BERGER, FRIEDRICH: **Menschenbild und Menschenbildung.** Die philosophisch-pädagogische Anthropologie J. G. Herders. Stuttgart, Kohlhammer, 1933.

Das mit gründlicher Sachkenntnis gearbeitete Werk informiert in sehr eingehender Weise über die psychologisch-philosophische Stellungnahme Herders zu den verschiedensten Problemen der menschlichen Seele, der Mensch-Tier-Scheidung und des Werdeprozesses der menschlichen Entwicklung. Man ist erstaunt über die Fülle vorahnender Erkenntnis bei diesem Großen der deutschen Geistesheroen, dem das Denken in Gestalt und Struktur und die Ganzheitsbetrachtung selbstverständliches Gut gewesen sind. Auch die Zahl der Vorahnungen an tiefenpsychologischen Erkenntnissen ist erstaunlich; die tiefenpsychologischen Grundlagen des seelischen Geschehens, die Wichtigkeit der Außenwelteinflüsse auf die Charakterentwicklung des Individuums und Volkes, die Identifizierung als Grundlage des Kunstgenusses seien nur als wenige Beispiele ausgewiesen. Das Buch wird jedem Herderfreunde und jedem, der nach Vorläufern moderner psychologischer Betrachtung fahndet, viel Freude und Bereicherung geben. R. Sterba (Wien)

DELGADO, HONORIO: **Introduccional estudio de la psicopathologia.** Actualidad Medica Peruana, October 1935, Nr. 6.

An eine Übersicht über die Schwierigkeiten beim Studium des Seelenlebens und der einzelnen Richtungen der Forschung schließt sich eine kurze Diskussion der Probleme der Verwandtschaft zwischen Körper und Geist. Der Autor stimmt im allgemeinen Bergsons Auffassungen zu. Dann wird die allgemeine „Methode" der Psychologie und Psychopathologie erörtert; im Anschluß an die Psychopathologie auch das Unbewußte.

M. D. Eder (London)

DUNBAR, H. FLANDERS: **Emotions and Bodily Changes.** Published for the Josiah Macy, Jr. Foundation by Columbia University Press, New York, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1935, 595 S.

Dieses Buch ist ein bemerkenswertes Werk und eines der wenigen, das zur Unterstützung von Forschungen herangezogen werden kann, die der Beihilfe von Spezialliteratur bedürfen. Das Ziel des Autors war es, einen Überblick über die Literatur in den Jahren 1910 bis 1933 über die „Psychosomatischen Zwischenbeziehungen", d. h. die „Erregungen und körperlichen Veränderungen" zu geben. Der 1. Teil, betitelt „Orientierung und Methodologie" ist drei Problemen gewidmet: der „Integration und Differenzierung", den „akuten und chronischen Erkrankungen" und dem „Problem des Messens". Der 2. Teil handelt in zwölf Kapiteln von den verschiedenen Organ-Systemen; ein Kapitel ist dem

„allgemeinen Metabolismus und der Hitze=Regulierung" gewidmet. Der 3. Teil handelt von „therapeutischen Erwägungen" und enthält eine „Schlußfolgerung". Die Bibliographie, die sich über 130 Steiten erstreckt, enthält 2251 Hinweise, die nach den Kapiteln, auf die sie sich beziehen, geordnet sind. Der allgemeine Index der Namen und Gegenstände um=faßt 35 Seiten.

Dieser ausgedehnte Überblick ist sehr gewissenhaft ausgeführt und die Tatsachen sind sehr klar und lesbar zusammengefaßt. Der Autor widmet absichtlich keinen Abschnitt der Psychoanalyse, da er darauf verzichtet, einen spezifischen Gegenstand in allgemeine Form zu fassen. Nichtsdestoweniger findet die psychoanalytische Literatur in dem ganzen Buche weitestgehend Berücksichtigung und ihre Resultate und Schlüsse werden auf ungemein ver=ständige Weise dargestellt. Dieses Buch sollte im Bücherschrank jedes Psychiaters und medizinischen Psychologen zu finden sein. E. Jones (London)

ENDRES, FRANZ CARL: **Die Zahl in Mystik und Glauben der Kulturvölker.** Zürich, Rascher. 1935. 179 Seiten.

Unter Mystik versteht der Verfasser ein Mittel zum Erleben dessen, was nicht erkannt werden kann, nicht das, als was sie von radikalen Rationalisten so oft bezeichnet wird: Phantasie oder Schwindel oder Unsinn. Im wesentlichen hat er bei seinen Ausführungen den Kulturkreis des Altertums von China über Babylon nach Ägypten und seine Aus=strahlungen und selbständigen Ergebnisse in Griechenland und Rom in Betracht ge=zogen, ferner Beispiele der Zahlensymbolik bei den alten Germanen, Kelten und Angel=sachsen eingefügt.

Der Analytiker, der in den Träumen der Gesunden wie in den Symptomen der Neuro=tiker und Psychotiker immer wieder auf die mystische Bedeutung der Zahl stößt, wird in dem geschickt zusammengestellten Material reichliche Belege dafür finden, daß die Mensch=heit von jeher dem Spiel mit den Zahlen eine tiefe und vielfach determinierte Bedeutung beilegte. A. Kielholz (Königsfelden=Aargau)

EVANS=PRITCHARD, E. E., FIRTH, RAYMOND, MALINOWSKI, BRONISLAW und SCHAPERA ISAAC: **Essays presented to C. G. Seligman.** London, Kegan Paul, Trench Trübner & Co., 1934. VI. u. 385 Seiten.

Dieser Band vertritt die moderne Ethnologie und ist ein würdiger, der Bedeutung Selig=mans für die Entwicklung der ethnologischen Wissenschaft dargebrachter Tribut. Jeder Ethnologe wird die Worte Haddons in seiner *„appreciation"* bestätigen, nach denen „wirklich kein Ethnologe eine umfassendere Erfahrung in der Feldforschung hat oder so viele Seiten des menschlichen Lebens erforscht hat wie Seligman. Er fand Interesse an den einfachsten Gegenständen, an der Beziehung von Mensch zu Mensch und an menschlichen Ideen und Idealen und richtete er sein Augenmerk auf weite Zusammen=hänge."

Das Buch enthält viele wichtige Abhandlungen; hier aber werden wir nur jene an=führen, die den psychoanalytischen Leser interessieren können. Zwei psychoanalytische Abhandlungen sind von Marie Bonaparte und dem Referenten verfaßt. Die Abhand=lung Marie Bonapartes behandelt die Frage der psychoanalytischen Ethnologie von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus (Psychoanalyse und Ethnographie, S. 19). Die menschliche Persönlichkeit wird in der Familie geprägt und durch die Verlängerung der Kindheit in der Spezies Mensch bedingt. Freuds Ansichten über den Ursprung von Totemismus, Moral, Magie und Animismus werden in wenigen, klaren Sätzen erläutert. Für die „Diffusionisten" scheint die Psychoanalyse überflüssig zu sein, für die Anhänger

der „evolutionistischen" und der „funktionellen" Schule ist sie, gelinde gesagt, zu gefährlich. Das Haupthindernis aber auf dem Wege der Zusammenarbeit ist, daß der Ethnologe ein menschliches Wesen ist und daher seine Widerstände hat. Es ist unmöglich, den Menschen zu studieren, ohne sein sexuelles Leben in Betracht zu ziehen, und unter anderen aus diesem Grunde sollten die Ethnologen in der Lage sein, sich die Einsicht, die die psychoanalytische Methode gewährt, zu Nutze zu machen.

Mein eigener Aufsatz (Das Studium der Charakterentwicklung und die Ontogenetische Theorie der Kultur, S. 281) enthält eine kurze Darlegung meines Standpunktes und vergleicht die Entstehung des individuellen Charakters mit der Entwicklung eines bestimmten Kulturkreises.

Brenda Z. Seligmans (Der Anteil des Unbewußten am sozialen Erbgut) macht, obgleich es scheint, daß sie den Begriff der Verdrängung mißverstanden hat (siehe S. 307), einige interessante Bemerkungen über den Wert, der den *„dissociated states"* (Ausnahmszuständen) in der primitiven Gesellschaft beigemessen wird. „In der primitiven Gesellschaft ist das Benehmen der Personen in *„dissociated states* in Einklang mit Glaube und Sitte." Träume und Visionen werden sozial anerkannt, sie beeinflussen Ritual und Sitte. „Die soziale Bedeutung, die auf diese Art dem unbewußten Material beigemessen wird, wird in der Kultur zu einem sehr mächtigen Faktor. Seine Bedeutung im sozialen Erbgut der Primitiven und seine relative Bedeutungslosigkeit in unserem eigenen kann möglicherweise für einen großen Teil des Unterschiedes zwischen pritivem und zivilisiertem Benehmen verantwortlich gemacht werden" (S. 317). Nichtsdestoweniger enthalten Träume und Visionen oder Trancezustände unbewußte Elemente, aber außerdem noch einen gewissen Grad sekundärer Bearbeitung. Dasselbe gilt für alltägliche „normale" psychische Handlungen oder Zustände, nur spielt bei diesen der Realitätssinn eine größere Rolle.

Melville I. Herskovits (Der Freudsche Mechanismus in der primitiven Neger-Psychologie", S. 75) gibt Material, das von einem Autor ausgestaltet wurde, der nicht berufen erscheint, die vom Titel aufgezeigte Frage zu behandeln. Die einzige „Idee", die die Abhandlung enthält, ist einer Bemerkung Captain Rattrays (S. 77) entnommen, außer wir nehmen des Autors melancholische Witzelei auf Kosten selbst gebildeter Gegner Freuds als „Ideen". Nichtsdestoweniger sind manche Angaben interessant, etwa die, daß ein Buschneger dem Autor erzählt, daß „die Seele eines Mannes seine Töchter liebt und seine Söhne haßt."

Der glänzende Aufsatz R. R. Maretts über Speise-Riten ist eine ausgezeichnete Illustration dafür, was ein Psychologe, um ethnologische Tatsachen zu deuten, leisten kann, und auch für das, was er nicht leisten kann, d. h. ohne Hilfe der Psychoanalyse. Marett versucht, die sogenannten Intichiuma-Zeremonien zu erklären, indem er die bekannten hypothetischen Spekulationen Y. E. Harrisons in ihrer „Themis" und die Robertson Smits zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen wählt. Seine eigenen Ansichten sind sowohl ungewöhnlich wie auch anregend. Die tatsächliche Ausübung des Ritus soll leichtes Auffinden und ergiebiges Verzehren des Tieres bewirken. Der Ritus gehört ursprünglich zum Stamme und der Känguruh-Mann oder Emu-Mann hat nur die Funktion eines Boten des Stammes an des Tier. Maretts Ausgangspunkt ist wirklich die zeremonielle Behandlung des Tieres durch den Jäger mit dem Doppelziel, den Geist zu versöhnen und Wiedergeburt zu bewirken. Ein Känguruh-Mann kann ein Känguruh mit weit geringerer Gefahr verzehren als irgendein anderer. „So ist der Ritus, wenn er noch weit vom Typ des gemeinschaftlichen entfernt ist, sühnend." (S. 204.) Jedenfalls bezieht das Wort „Sühnopfer" *(atonement)*, wirklich nur eine Person *(at-one-ness)* und wird auf

verschiedene Art ausgesprochen. „Es steht für eine transzendente Dualität eher als für eine durch die Natur gegebene Einheit" (S. 205). Das gemeinsame Essen muß beim Klan üblich gewesen sein, aber an sich ist es nur ein alltägliches Ereignis und kein religiöser Ritus. Wenn ein Mann ein Stierhorn trägt, so ist das Religion, wenn aber ein Stier dasselbe tut, kann man das nicht als religiöse Handlung bezeichnen. Der ursprüngliche Speise-Ritus würde daher im gemeinschaftlichen Essen mit einem Fremden (oder einem Tier) bestehen, so als ob er derselben Familie angehöre, um die Angst zu dämpfen. „Beim wahren Sakrament muß ein heiliger Schauer den freien Genuß der Speise als solcher hemmen" (S. 207). All dies ist sehr interessant und es mangelt nicht psychologischer Einsicht. Eine Menge könnte noch sowohl vom Standpunkte des ethnologischen Feldforschers wie des Psychoanalytikers hinzugefügt werden. Kurz gesagt: Einheit, die durch Überschreiten der „Dualität" zustande kommt, ist dasselbe wie ein Koitus mit Angst im Hintergrund. Aber gerade darüber habe ich in früheren Publikationen gehandelt und hoffe es auch in folgenden Arbeiten tun zu können.

Von den anderen Mitarbeitern behandelt E. E. Evans Pritchard die Zander-Therapie. Andrey I. Richards steuert eine Abhandlung über das Mutterrecht bei den Zentral-Bantu bei. I. Schapera beschreibt die orale Zauberei bei den Eingeborenen des Bechuana-Landes, und F. E. Williams gibt uns die Geschichte einer Gruppenpsychose (Ein Rückblick auf die Vailala-Tollheit). L. K. Tao steuerte ine sehr interessante Arbeit über einige chinesische Eigentümlichkeiten im Lichte der chinesischen Familie bei. Ich glaube, diese Abhandlung stützt meine These über den im Vergleich und der Primitivität infantilen oder verlangsamten Charakter der Zivilisation. Die Chinesen, eines der ältesten und zivilisiertesten Völker der Erde, sind weit abhängiger von der Familie und von der Verehrung der Eltern als primitive Stämme.

G. Róheim (Budapest)

FRANKENHEIM, HANS: **Die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins beim Kinde.** Herder, Freiburg im Breisgau 1933, X u. 198 S.

In sorgfältig ausgeglichener Sprache und mit bemerkenswertem Ernste entwickelt der Autor die „sittliche Problematik des Kindes", so wie er sie versteht, und weist darauf hin, „daß das Herzstück ethischer Betrachtungsweise immer in den ethischen Prinzipien liegt, also in der Fragestellung, was denn eigentlich das letzte Wesen von Gut und Böse ausmacht." (S. 1.)

Das letzte Prinzip sittlicher Wertung findet er im „Normgemäßen" und sagt: „Was mit den Normen übereinstimmt, ist gut, was ihnen widerstreitet, ist schlecht. Die Norm ist ein neues Prinzip, das mit Intellekt und Willen nicht auf gleicher Ebene liegt. . . . Ihr Auftreten ist genetisch nicht vorauszuahnen, sie ist plötzlich da, ohne sich vorher angekündigt zu haben. Die Norm ist ein metaphysisches Urphänomen". (S. 191.)

Die Arbeit verrät sorgfältigstes Studium der einschlägigen Literatur (Pestalozzi, Herbart, Jaspers, Scheler usw.) und ruht vor allem auf den Werken von Karl und Charlotte Bühler, W. Stern und anderen.

Die genetische Darstellung des sittlichen Bewußtseins umfaßt den Hauptteil der Arbeit und beschreibt die verschiedenen Stufen der kindlichen Entwicklung, beginnend vom Kleinkind bis zur Reifezeit. (Die Stufe frühkindlicher Willensbegabung, die Stufe emotionaler Feinfühligkeit, die Stufe der Idealbildung usw.) Zahlreiche Beispiele aus dem Scupinschen Tagebuch und aus dem Buche von Charlotte Bühler „Kindheit und Jugend" und andere dienen zur Illustration. Die Frage nach den sittlichen Zielen schließt die Arbeit ab.

Dem Leser wird hier eine psychologische Arbeit geboten, die auf ethischen Begriffen ruht, aber auch nicht die Spur psychoanalytischer Einsicht verrät.

Ph. Sarasin (Basel)

GEERS, G. J.: **Lope de Vega. Sijn geest en sijn werk.** 15. November 1562 — 27. August 1635. Vrije Bladen, VII/8, 1935.

Der Autor versucht, einige Eigenarten vom Leben und von den Werken Lope de Vegas psychologisch zu erklären. Er meint, daß zum vollständigen Verständnis dieses Menschen und Dichters noch ein Studium von vielen Jahren notwendig wäre. Im ersten Artikel gibt Geers einen kurzen Überblick über das äußerliche Leben Lope de Vegas, wobei besonders auf seine zahlreichen Liebesgeschichten hingewiesen wird. Die Lückenhaftigkeit des aus vielen Biographien und Autobiographien zusammengestellten Materials wird wiederholt hervorgehoben. Im zweiten Kapitel wird versucht, Lopes Zeitalter zu schildern. Unter Heranziehung der Erkenntnisse, die in Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse" niedergelegt worden sind, meint Geers den spanischen Siglo de Oro als eine Periode beschreiben zu müssen, in der das Volk eine Masse von ziemlich hoher Organisation bildete, die jedoch einen regressiven Infantilismus zeigte. Geers meint damit, daß die starke Gebundenheit der Masse an den Führer (an die Trias Gott, Vaterland und König) zu einer Verringerung der intellektuellen Leistungen, zur ungehemmten Affektivität und zum Ausleben der Affekte in Taten geführt hat. Im dritten Kapitel finden wir den Versuch, die Ungebundenheit des Liebeslebens de Vegas, seine homosexuellen Neigungen und seine besonders starke Eifersucht, mit aus dem Geiste seines Zeitalters zu erklären, vor allem aber die Eigenarten seines Werkes, das ziemlich unverhüllte Hervortreten der Inzestwünsche in seinen künstlerischen Leistungen und seine Beliebtheit beim Volke, mit diesem Geiste in Zusammenhang zu bringen. Im Schlußwort folgt eine Bewertung des Künstlers: Lope de Vega habe ein zu schwaches Über-Ich gehabt, seine Selbstkritik sei nicht genug entwickelt gewesen, er sei nie „vom göttlichen Rausch des Adolescenten" verlassen worden. Dadurch sei sein Werk zu sehr Produkt seines Zeitalters geblieben und habe zu wenig Wert für andere Zeiten und andere Menschen bekommen.

J. Lampl-de Groot (Wien)

HOFSTÄTTER, P. R.: **Die Psychoanalyse in pragmatischer Darstellung.** Arbeiten aus dem Psychiatrischen Institut der Kaiserlichen Universität Tohoku. (Sendai, Japan). Beiträge zur Psychoanalyse IV/1—2.

Der Aufsatz stellt die Niederschrift eines an der medizinischen Fakultät zu Chiba (Japan) gehaltenen Referates dar, in dem der Autor sich bemühte, eine übersichtliche Gesamtdarstellung der Psychoanalyse zu geben. Er legt dabei besonderes Gewicht auf Verbindungen und Übereinstimmungen, die die Lehren der Psychoanalyse mit denen anderer psychologischer Schulen, besonders mit der Charlotte Bühlers, haben und bietet so einen Gesamtüberblick. Bedauerlich ist, daß der Autor an verschiedenen Stellen eigene Ansichten in seine Darstellung der Freudschen Gedankenwelt so einbaut, daß dem Leser nicht klar wird, wo diese endet und jene beginnen; ferner, daß ihm an manchen Punkten großbe Mißverständnisse der psychoanalytischen Theorie unterlaufen sind. So meint er, daß einer oralen und analen Phase eine „masturbatorische" und dieser erst eine (sich zeitlich nur teilweise mit ihr deckende) „inzestuöse" folge, die der „artspezifischen Einprägung der menschlichen Sexualität" diene. Auch das Über-Ich hat er mißverstanden, wenn er meint, nach der „genitalen" Stufe, die in der Pubertät erreicht werde, noch eine eigene „soziale" einführen zu müssen: „Das soziale Niveau deckt sich größtenteils mit

dem, was Freud als Über=Ich beschrieben hat. Daß es auf dieses höchste Niveau eigentlich keine Regression gibt, mag Freud dazu veranlaßt haben, hier von einer eigenen see=lischen Instanz zu sprechen. Ich glaube aber, daß das System sehr viel an Einheitlichkeit gewinnt, wenn man ein soziales Niveau einsetzt, das bei jeder Neurose durchbrochen wird, der bekannte asoziale Charakter der Neurosen. Außerdem erspart uns diese Annahme einen erheblichen Teil der Vorwürfe, die Freud gemacht wurden, nämlich, daß für ihn die genitale Betätigung das Höchste auf der Welt sei." Ferner meint er, daß es der jeweilige Fortschritt von einer Entwicklungsstufe, einem „Niveau", wie er sagt, zur nächst höheren sei, der die Verdrängung bedinge, und stellt so die Konflikte der trieborientierten Person mit der Umwelt als sekundär dar. Auch bei der Darstellung der Technik kann man nicht mit allem einverstanden sein. Charakteristisch ist wohl auch, daß er das Problem der Verschiedenheit der seelischen Strukturen in verschiedenen Kulturkreisen oder Nationen in moderner Weise dahin auffaßt, daß die allgemeinen Grundanschauungen der Psycho=analyse nur in nationaler Bedingtheit Gültigkeit hätten: „Auf jeden Fall möchte ich die Gelegenheit benutzen, ähnlich wie das C. G. Jung in einer seiner letzten Arbeiten tat, auf die notwendigen rassischen Verschiedenheiten im analytischen System hinzuweisen. In meinem Vaterland, wo Arier und Juden nebeneinander leben, haben wir relativ oft Ge=legenheit, solche Verschiedenheiten in der Analyse zu vermerken, und darum möchte ich Sie davor warnen, die Psychoanalyse allzu strenge zu übernehmen."

Ein Beispiel eines Namenvergessens ist sehr eindrucksvoll: „Vor einiger Zeit lernte ich einen Herrn kennen, dem es während unserer Konversation jedesmal sehr schwer wurde, den Namen des chinesischen Machthabers Tschangkaischek zu nennen. Der Fall fand seine Aufklärung, als ich erfuhr, daß mein Gesprächspartner kürzlich zu seinem größten Ärger einer Dame in Shanghai hatte einen Scheck ausstellen müssen. Der unangenehme Shanghai=Scheck störte die Reproduktion des Namens Tschankaischek".

O. Fenichel (Prag)

HYATT, HARRY M.: **Folklore from Adams County, Illinois.** E. Cabella French Printing and Publishing Corp., New York 1935, 723 S.

Dieser 700 Seiten starke Band enthält eine gehaltvolle Sammlung von 10.049 folklo=ristischen Tatsachen, die innerhalb des Gebietes einer einzigen Grafschaft im Staate Illinois persönlich gesammelt wurden. Die Sammlung hat einen Index aber keinen Begleittext. Der Verfasser hielt es für unmöglich, eine Klassifikation der einzelnen Bräuche nach ihrem europäischen Ursprunge zu versuchen. Die moderne historische Schule der Ethnologie wird daher jeden Versuch mißbilligen, der das Material psychologisch auszuwerten sucht.

Nichtsdestoweniger haben wir es mit einem wertvollen Quellenmaterial zu tun.

E. Jones (London)

MENAKER, WILLIAM: **Neugier im 1. und 2. Lebensjahr.** Eine experimentelle Unter=suchung. (Psychol. Institut, Univers. Wien) Z. f. Psychol. 137 (1936).

Da völlig Fremdes im ersten Lebensjahr nur negative Reaktionen erzeugt, so wurde in den vorliegenden Fällen zu Versuchszwecken ein Reizgegenstand gewählt, der Altbe=kanntes mit Unbekanntem verband. Die Versuchsanordnung bestand darin, daß eine mechanische Gliederpuppe aufgezogen wurde, um dann vor den Augen der Kinder ihre Bewegungen auszuführen. Insgesamt wurde das Verhalten von 70 verschiedenen Kindern beobachtet. Die Ergebnisse führten zur Aufstellung von vier verschiedenen Entwicklungs=stufen der Neugierde bei Kindern im Alter von 6 bis 24 Monaten. In der untersten Ent=wicklungsstufe werden nur reizungspezifische Reaktionen beobachtet. Die Kinder sind

aufmerksam, gespannt, fasziniert. Erst in der zweiten Stufe kommt es zu einer reizspezifischen, und zwar furchtsamen Reaktion. Das Kind befindet sich in einer offenbaren Konfliktsituation, es empfindet einen Widerstreit von Zu- und Abneigung, die Furcht kämpft mit der Freude am Neuen. Mit 15 oder 18 Monaten überwiegt die positive Hinwendung zum Reizgegenstand. Die letzte Entwicklungsstufe der Neugierde ist erreicht, wenn sich das nunmehr fast Zweijährige an den Versuchsleiter wendet und im Kontakt mit ihm an die Erforschung des neuen Gegenstandes herangeht, ihn berührt, zum Stillstand bringt und wieder in Bewegung versetzt. Das Studium der Neugierde zeigt also, daß eine Entwicklung von der Faszination zur Furcht, zur Hinwendung und endlich zur lustvollen, aktiven Bewältigung. Daraus ergibt sich die Definition der Neugier „als einer positiven Zuwendung zum unbekannten Reizgegenstand". M. Grotjahn (Topeka, Kansas)

PFANDL, LUDWIG: **Das Liebesleben des Lope de Vega, Versuch einer neuen Deutung.** „Neophilologus", XX, 1935.

Der Autor dieser zum Gedächtnis des 300jährigen Todestages des großen spanischen Dichters erschienenen Arbeit benützt psychoanalytische Erkenntnisse, um zu zeigen, daß Lope de Vegas Liebesleben unter einem neurotischen Zwang stehe; er gehöre zu dem von Freud beschriebenen „Typus des geschädigten Dritten" und müsse sich daher immer in bereits gebundene Frauen (Mutterersatzpersonen) verlieben. Die Reihenbildung in seinen ehebrecherischen Beziehungen sei bei de Vega besonders deutlich, sowohl in seinem Leben als in seinen künstlerischen Schöpfungen.

Pfandl verwendet nun diese psychologische Durchleuchtung des Liebeslebens zur Verteidigung der moralischen Persönlichkeit des Dichters. Er meint, daß „Lope de Vega für die größte moralische Schuld seines Lebens nur zu einem ganz geringen Teil verantwortlich" sei, da er „nicht Ehebrecher aus Leichtsinn und Gewissenlosigkeit, sondern aus psychoneurotischem Zwang" gewesen sei. Und weiter sagt der Autor: „Man soll also den großen Dichter und liebenswerten Menschen nicht weiter für etwas büßen lassen, was nicht seine Schuld war." Diese persönliche Auffassung Pfandls folgt selbstverständlich nicht automatisch aus der von ihm gegebenen Deutung des Liebeslebens de Vegas. Die psychoanalytische Wissenschaft sucht genetische Erklärungen für seelische Geschehen. Die Bewertung dieses Geschehens gehört nicht zu ihrer wissenschaftlichen Aufgabe.

J. Lampl-de Groot (Wien)

RAMOS, ARTHUS: **O Educador a Psicanalise.** Arquivos de Medici na Legal e Identificaçao. Rio de Janeiro 1934, IV. Bd., Nr. 9, S. 123—128.

Der Verfasser weist einmal mehr darauf hin, wie wünschenswert es ist, daß Lehrer ihre eigenen unbewußten Konflikte befriedigend gelöst haben. Denn der Einfluß, den sie auf die Bildung des Über-Ichs beim Kinde haben, steht an Bedeutung nur dem der Eltern nach. H. Mayor (London)

SCHRENCK-NOTZING, A. FRHR. V.: **Die Phänomene des Mediums Rudi Schneider.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gabriele Freifrau Schrenck-Notzing. Mit einer Einleitung von Prof. Eugen Bleuler. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1933, VIII u. 170 S.

An Stelle eines umfassenden Werkes, das der im Jahre 1929 verstorbene Forscher Schrenck-Notzing über Rudi Schneider, das derzeit berühmteste physikalische Medium, zu veröffentlichen beabsichtigte, erscheint hier eine Auswahl aus den Protokollen der Sitzungen Schrencks mit Rudi Schneider (1924—1929), zum Teil in Aus-

zügen und vermehrt um zusammenfassende Bemerkungen des Verfassers über einzelne Sitzungen und um Äußerungen anderer Beobachter. Die, wie aus dem Buche hervorgeht, von Jahr zu Jahr verstärkten Bemühungen Schrenck-Notzings um eine einwandfreie, physikalische Kontrolle des Mediums (das nichtsdestoweniger fortfuhr, Phänomene zu zeigen) widerlegen gewiß den gegen den Autor so oft erhobenen Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und Leichtgläubigkeit. Den Psychoanalytiker dürften insbesondere die Bemerkungen Schrencks (der keineswegs der spiritistischen Deutung anhing) über den erotischen Charakter der Experimente und über den Zusammenhang der medialen Leistungen mit der Sexualsphäre interessieren. Bei verschiedenen Sitzungen wurden an Rudi Schneider Erektionen und Ejakulationen beobachtet. Eine psychoanalytische Behandlung des Mediums, die zweifellos sehr aufschlußreich wäre, hat Schrenck-Notzing mit der voll zutreffenden Begründung abgelehnt, daß die physikalische Mediumität dadurch zerstört würde. Die Analyse eines physikalischen Mediums bleibt nach wie vor ein Desiderat. Anfänge in dieser Richtung wurden vom Ref. vor einigen Jahren gemacht. A. Winterstein (Wien)

SPERBER, ALICE: **Über Träume und Phantasien von Schwerkranken und Sterbenden.** Nederlandsche Tijdschrift voor Psychologie, Jg. II, 1934.

Der Sterbetraum lautet ungefähr folgendermaßen: Der Träumer muß vor einer ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit, welche die väterliche oder göttliche Autorität darstellt, Rechenschaft über sein Leben ablegen und erhält den Bescheid, er sei noch nicht vollkommen genug, um der himmlischen Seligkeit teilhaftig zu werden, sondern er müsse noch warten. Im manifesten Trauminhalt wird die nicht immer ganz deutlich gesagt, doch geht es aus dem Sinn des Traumes hervor. Zumeist hat der Träumer ein starkes Glücksgefühl, hervorgerufen durch den tröstlichen Anblick der himmlischen Herrlichkeit, die er sehen darf, aber auch durch die Gewißheit, noch weiter auf Erden leben zu dürfen.

Die Autorin deutet die Tatsache, daß in diesen Träumen — es sind nur solche von gläubigen Menschen mit religiöser Erziehung — der Gedanke, daß der Träumer der ewigen Seeligkeit noch nicht würdig sei, immer wieder vorkommt, als Ausdruck des Wunsches, noch weiter zu leben, des noch nicht erloschenen Lebenswillens.

Die interessante Zusammenstellung läßt an das Resultat der Arbeit von Felix Deutsch „Über Euthanasie" (Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935) denken, in der das Schuldgefühl mehr hervorgehoben ist; es heißt dort: die Euthanasie ist dann möglich, wenn alle Aggressionen schweigen, wenn die Todesangst verflogen und von Schuldgefühl nicht mehr die Rede ist. E. Hitschmann (Wien)

STRAUS, ERWIN: **Vom Sinn der Sinne.** Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. Springer, Berlin 1935, V und 314 S.

St. gibt zunächst eine kritische Darstellung von Descartes' Lehre der Empfindungen. Die Empfindungen sind nach Descartes ohne unmittelbare Kommunikation mit den Dingen. Diese Beziehung ist nur erschlossen. Die Empfindungen sind nur Modi des Bewußtseins. Der Körper ist eine Maschine. Die einzelnen Empfindungen werden isoliert gedacht, ebenso wird auch die Zeit in beziehungslose Zeitatome zerlegt. Empfindungen sind unklare Erkenntnisse. St. betrachtet die Theorie Pawlows als Erfüllung der Lehren von Descartes. Pawlows Theorie ist eine Mosaiktheorie, die Empfindung und Bewegung künstlich trennt. St. zeigt — allerdings ohne Pawlow voll gerecht zu werden —, daß in der Versuchsanordnung Pawlows fundamentale psychologische Probleme nicht gesehen werden, und erkennt, daß die Generalisierung und Differenzierung Pawlows

das Problem des Allgemeinen und Besonderen unrechtmäßigerweise in physiologischer Terminologie ausdrückt. St. kommt zur Formulierung, daß jeder Eindruck ein besonderer ist in bezug auf die Vergangenheit, aber ein allgemeiner im Hinblick auf die Zukunft. Der Analytiker wird solchen Formulierungen gegenüber ein gewisses Mißtrauen haben. Er sieht, daß jedes Erlebnis Haltungen hervorruft, die in ähnlicher Situation wiederum zur Wirkung kommen. Er wird auch nicht verkennen, daß die Haltungen mit vitalen Instinkten im Zusammenhang stehen, und daß so neue Eindrücke spezifische werden. Er wird überhaupt altehrwürdigen Formulierungen vom Allgemeinen und Besonderen skeptisch gegenüberstehen. St. findet, daß Empfinden sympathetisches Erleben ist. Den einzelnen Sinnen gehören verschiedene Formen des Räumlichen zu. Er betont die Einheit von Empfindung und Bewegung. „Dem Empfinden ist die Empfindung nicht drinnen. Als ein Drinnen wird das Innerleibliche nur unter bestimmten Umständen erlebt. Das Empfinden setzt sich nicht aus einzelnen Empfindungen zusammen." St. protestiert auch gegen atomistische Bewegungstheorien. St. ist der Ansicht, daß auch die Gestalttheorie ebenso wie die Philosophie des Descartes, die Empfindung nicht als Wesenheit erkennt und sie zum Zusatzphänomen physiologischen Geschehens degradiert. „Wahrnehmung bedarf wie alle Erkenntnis eines allgemeinen objektiven Mediums. Die Wahrnehmungswelt ist eine Welt von Dingen mit festen und unveränderlichen Eigenschaften in einem allgemeinen, objektiven Raum und einer allgemeinen, objektiven Zeit." „Der Raum der Empfindungswelt verhält sich zu dem Raum der Wahrnehmungswelt wie die Landschaft zur Geometrie."

„Der Gegensatz von Wahrnehmen und Empfinden ist nicht als ein funktioneller Gegensatz allein zu verstehen, das Wahrnehmen ist vom Empfinden radikaler verschieden als das Sitzen vom Gehen" etc. St. protestiert auch gegen die Abtrennung der räumlichen und zeitlichen Daten von der Qualität und Intensität. „Im sinnlichen Empfinden entfaltet sich zugleich das Werden des Subjekts und das Geschehen der Welt." „Die Erlebnisse der Nähe und Ferne, Sprung und Ziel, Richtung sind raumzeitlich." „Die Psychologie des Empfindens und der beseelten Bewegung bedarf der Erkenntnis einer dem Gegenstand gemäßen raumzeitlichen Ordnung."

Man wird dem Verfasser Scharfsinn zugestehen müssen. Er bemüht sich aber wenig um Tatsachen. Er verläßt sich auf das Denken. Es ist ein Buch, in welchem die *cogitatio* triumphiert. Vielleicht deshalb die Polemik gegen Descartes! Das Buch mag zum Nachdenken anregen. Der Ref. fühlt, daß sehr viele der Bemühungen des Verfassers rein sprachlich sind. Das Buch ist weniger mit den Tatsachen vertraut als das Buch von Hartshorn „Philosophy of sensation", das vielfach ähnliche Wege geht. Dem Analytiker hat das Buch wenig zu bieten. Er wird in ihm nichts finden, was darauf hindeutet, daß Empfinden und Wahrnehmen einem ringenden und strebenden Individuum mit sehr bestimmten Problemen zugehören.

P. Schilder (New York)

TIGERMANN, FELIX: **Paul Verlaine.** Zusammenhänge zwischen seinem Erleben und seinem Schaffen. Inaugural-Dissertation. Marburg, 1934.

Die Psychopathie Verlaines auf die allzu einfache Formel aufgebaut zu finden, sein überstarker Sexualtrieb neben seiner grotesken Häßlichkeit seien das Verhängnis seines Lebens und die Wurzel seines Schaffens geworden, befriedigt den Leser nicht. Eine Untersuchung der Frage, „mit welchen Mitteln Verlaine die Verdrängung und Abreagierung seiner Sexualtriebe auf dem Umweg über das künstlerische Schaffen durchzuführen versuchte", bleibt ein Torso, da nicht eine detaillierte Analyse auch seiner Ichstruktur durchgeführt ist.

E. Hitschmann (Wien)

UNWIN, I. D.: **Sex and Culture.** Oxford University Press, 1934, 676 S.

Bei der Besprechung dieses Buches möchte ich eher die Frage der Methode als die Folgerungen, die der Autor gezogen hat, würdigen. Er versucht zu zeigen, daß Gesellschaften entweder „zoistisch", „manistisch" oder „deistisch" sind, daß diese Gesellschaftsformen Phasen der kulturellen Entwicklung darstellen und in ganz bestimmter Wechselbeziehung zur Verringerung der Möglichkeit zu sexueller Betätigung stehen. Den Enthnologen wird diese Einteilung recht willkürlich anmuten. Warum sollten wir die Form, in der die Vorstellung vom Übernatürlichen in einem gewissen Gebiet auftaucht, als das einzig wichtige Merkmal bei der Einstellung der Gesellschaft berücksichtigen? Überdies ist die Einstellung selbst höchst fragwürdig. Übernatürliche Wesen sind gewöhnlich zu gleicher Zeit „zoistisch", und „manistisch" und „göttlich" und nicht einmal dies und einmal jenes. Diese Kategorien sind allen, die sich mit Ethnologie befassen, bekannt: Aus einer der ersten Publikationen von Frobenius kennen wir sie als „animalistisch", „manistisch" und „solar". Die Trobriand-Insulaner sollen „zoistisch" sein. (S. 105.) Nach Unwins Haupttheorie müßten sie „zoistisch" sein, weil sie vor der Heirat schon sexuelle Freiheit genießen. Jedenfalls spielt der Totemismus in dieser Gesellschaft wirklich eine sehr untergeordnete Rolle. „Nur der Erntezeit folgt direkt das *mila-mila*, das Tierfest, in Verbindung mit der Rückkehr der Ahnengeister in das Dorf" (Malinowski). Mit größerer Autorität jedoch kann ich Beispiele aus einem Gebiet anführen, das mir persönlich bekannt ist. Die Dobu und Duau stehen kulturell den Trobriandern sehr nahe. Wenn eine Gesellschaft wegen des Totenkultes, d. h. wegen der zu Ehren der Dahingeschiedenen abgehaltenen Feierlichkeiten, als „manistisch" bezeichnet wird, dann ist die Normanby-Insel (Duau) gewiß „manistisch", weil die großen *sagari*-Feiern immer einem Toten zu Ehren abgehalten werden, und die umständlichen „*Gute*"-Zeremonien übertreffen alles, was man als reine „Ehrungen" des Toten ansehen könnte. Stimmen sie nun mit dem Typus 1 Unwins (Männer und Frauen genießen sexuelle Freiheit) oder mit Typ 2 (sie können Vorschriften unterworfen sein, die nur unregelmäßig oder gelegentlich Enthaltsamkeit erzwingen, S. 341) überein? Typ 2 kann man auf dieses Gebiet nicht anwenden. Wenn wir ihre vorehelichen Sitten erforschen, so finden wir, daß die jungen Männer die Mädchen, die meist in ihrem eigenen Hause leben, besuchen und die Nacht mit ihnen verbringen. Vertiefen wir uns indessen in weitere Details, so erfahren wir, daß sie die Nacht zwar in enger Umarmung miteinander verbringen, daß das Mädchen aber seinen Rock nicht ablegt und daß kein Verkehr stattfindet. Später, wenn wir mit den Leuten in intimeren Kontakt treten, verstehen wir, daß es sich um Hypokrisie handelt, vielleicht aber in manchen Fällen neurotisch Gehemmter wirklich vorkommt. Jetzt wissen wir aber nicht, zu welcher Kategorie dies gehört. Es scheint zu Unwins Theorie, nach der eine „manistische" Gesellschaft die Geschlechtsvorschrift Nr. 2 haben müßte, in Widerspruch zu stehen.

Es handelt sich jedoch nicht um die Frage, ob diese Regeln in allen Fällen gültig oder Ausnahmen unterworfen sind. Was wir wirklich brauchen, sind weniger strenge und feste Vorschriften als eine gründlichere Analyse der sozialen Struktur. In Duau haben wir voreheliche Freiheit in Opposition zu einem gewissen Grad sozialer Verurteilung. Einige Feststellungen des Autors sind entschieden zu oberflächlich. Zum Beispiel: Die menschlichen Gesellschaften waren, ganz allgemein gesprochen, in früheren Zeiten, als sie große Energien entfalteten (im Gegensatz zu der geringeren Energie unzivilisierter Völker) absolut monogam. (S. 343.) Niemals waren menschliche Gesellschaften in der Vergangenheit oder Gegenwart absolut monogam, außer wir meinen, wenn wir Monogamie sagen, nicht tatsächliche Verhältnisse, sondern die Normen. Aber selbst wenn wir eine Gesellschaft als

monogam ansehen, bei der die Monogamie eine gesetzliche Forderung ist, könnte man meiner Meinung nach diese Behauptung leicht widerlegen. Zum Beispiel ist es sehr schwer angesichts der § 137, 144, 145, 146, 147, 148, 155, 156, 158, 170, 171 etc. des Code Hammurabi (ungarische Übersetzung) die Anschauungen der babylonischen Monogamie aufrecht zu erhalten. Unwin würde die babylonische Monogamie dadurch beweisen, daß er anführen würde „Kein Ehemann konnte eine zweite Frau haben, wenn seine Ehefrau ihm eine Dienerin gab" (S. 608). Ja, aber wozu braucht der Mann eine Dienerin, wenn nicht zum geschlechtlichen Verkehr? Das wird sofort bewiesen durch die §§ 170, 171 über das Erbrecht von Söhnen, die ihrem Herrn von der Dienerin geboren wurden. Nach §§ 144—146 wurde die Dienerin ihrem Herrn von der Ehefrau zu dem Zwecke gebracht, um ihm Kinder zu gebären, und sie konnte (§ 447), wenn sie dazu nicht fähig war, als Sklavin verkauft werden. Alles in allem würde ich diese Gesellschaft als typisch polygam bezeichnen, und es ist klar, daß die Sitte noch viel weniger streng war als das Gesetz. § 156 zeigt das Bestehen der Sitze, nach der ein Vater mit der seinem Sohne verlobten Frau verkehren konnte. § 158 besagt, daß Söhne mit den Frauen ihres Vaters verkehren durften, und sieht nur Strafe vor für die Söhne, die mit der Hauptfrau des Vaters verkehren und auch nur dann, wenn diese daraufhin gebar.

Natürlich könnten wir fortfahren, in ähnlicher Weise über Details bei anderen Rassen, Gegenden und Jahrhunderten zu argumentieren. Einzelheiten jedoch können die Regel bekräftigen, und die wirkliche Frage ist die, ob Unwin im Beweis seiner Hauptthese recht hatte, nämlich, daß Fortschritte auf dem Gebiet der Kultur mit einem Abnehmen unmittelbarer genitaler Befriedigung Hand in Hand gehen. Oder, um es in seine eigenen Worte zu fassen: „Jede menschliche Gesellschaft hat die Wahl, entweder große Energien zu entfalten oder sich der sexuellen Freiheit zu erfreuen; es ist klar, daß sie beides zugleich nicht länger als eine Generation lang tun kann" (S. 412). Die Zivilisation wird zu Gunsten des Über-Ich auf Kosten des Es entwickelt; soweit kann die Psychoanalyse den Gesichtspunkt Unwins nur befürworten. Trotzdem kann Zivilisation, wenn man das Wort im universellen Sinne gebraucht und alles dazu rechnet, was nicht biologisch ist, keinesfalls mit „sozialer Energie" gleichgesetzt werden, denn der letztere Ausdruck scheint zumindest die krankhafteren und angstbetonten Seiten der Zivilisation auszuschließen. Daß die „soziale Energie" mit der Abnahme sexueller Betätigung zunimmt, ist eine fragwürdige Behauptung, wenn wir sie vom Standpunkte unserer klinischen Erfahrung aus betrachten. Dies wäre dasselbe, wie wenn wir sagten, daß eine Person, je sexualgehemmter sie ist, umso mehr Aussichten auf Erfolg in der Gesellschaft und im Leben überhaupt hätte. Das ist weit davon entfernt, wahr zu sein. Wir wissen, daß die Fähigkeit zur Sublimierung variabel ist, aber wir wissen auch, daß es gewisse Grenzen und auch ein Optimum des Gleichgewichts gibt. Die Schlußsätze Unwins sehen so aus, als ob er die Einschränkung der sexuellen Betätigung auf ein Mindestmaß befürworten wolle (S. 431, 432), um den „kulturellen Prozeß" zu bereichern. Die Psychoanalytiker werden auch gegen seine Theorie der Wechselbeziehung zwischen sexuellen Vorschriften und Kulturtypen Einwände erheben. Durchwegs führt er an, daß eine Veränderung in den sexuellen Vorschriften stattfinde und daß dies eine kulturelle Änderung zur Folge habe, eben weil er sich nicht vorstellen kann, wie eine eingeschränkte Art des Rituals — zum Beispiel das Bestehen von Göttern, Tempeln und Priestern — zu vorehelicher Enthaltsamkeit führen könne. Wenn wir aber Götter mit Tempeln als Projektionen einer wachsenden Stärke des Über-Ich ansehen, wird die Wechselbeziehung ganz deutlich. Unwin unterläßt es auch, die Gründe für die Einschränkung sexueller Betätigung zu erläutern.

Das Buch wird jedem, der sich mit der menschlichen Kultur beschäftigt, von Nutzen sein. G. Róheim (Budapest)

WARREN, HOWARD C.: **Dictionary of Psychology.** London, Allen & Unwin, 1935. 372 Seiten.

Eine nach Quantität und Qualität wirklich erstaunliche Leistung, die den Mitarbeitern unsere Bewunderung und Dankbarkeit sichert. Das Buch besteht aus 299 Seiten in Kleindruck, auf denen alle denkbaren in der Psychologie benutzten Termini mit voller Definition, zuweilen mit wertvollen Bemerkungen wiedergegeben sind. Eine strenge Probe für ein solches Lexikon ist es, ob die psychoanalytischen Fachausdrücke, die so oft sorglos übergegangen oder falsch definiert werden, entsprechend behandelt sind. In diesem Buche hat man sich auf diesem Gebiete großer Sorgfalt befleißigt und man ist geneigt, anzunehmen, daß auch andere Gebiete der Psychologie mit gleicher Genauigkeit behandelt werden. Wir finden gute Definitionen von Worten wie: *anaclitic* (Anlehnung [-stypus]), *cathexis* (Besetzung), *id* (Es), *preconscious* (vorbewußt), *parapraxis* (Fehlleistung), usw. Offenbar ist unser „Glossary" benützt worden, denn man findet einen Fehler, der aus ihm übernommen ist: *omnipotence of thought* statt *omnipotence of thoughts* (Allmacht der Gedanken). Die Bearbeiter verbessern unser Glossary durch die Korrektur eines wichtigen Irrtums, des Terminus *scoptophilia* (Schaulust), der richtig *scopophilia* heißen soll. Bei der Definition von *aphanisis* sind die Worte „Furcht vor" unnötigerweise hinzugefügt worden.

Das Buch ist mit 18 Appendices versehen, die von Listen der Komplexe und Phobien bis zu statistischen Formeln reichen, logische Trugschlüsse und die Topographie des Zentralnervensystems umfassen. Diesem Teile folgt ein Verzeichnis der einschlägigen Lexika, ein deutsches und ein französisches Glossar, beide mit größter Sorgfalt bearbeitet.

Dieses großartige Werk stellt unschwer alle älteren psychologischen Lexika in den Schatten und reiht sich den wenigen Bänden an, die jedem ernsten Forscher unentbehrlich sind. E. Jones (London)

WESTERMARCK, EDWARD: **Three Essays on Sex and Marriage.** Macmillan u. Co., London 1934, IX u. 353 S.

Dieses jüngste Werk von Prof. Westermarck besteht aus drei ausführlichen polemischen Essays, in denen er seine schon früher veröffentlichten Anschauungen über Totemismus, Exogamie, Ehe und die allgemeinen Beziehungen der Geschlechter in primitiven Gesellschaftsformen gegen die abweichenden Ansichten verschiedener anderer moderner Autoren verteidigt. Der erste Essay behandelt die Psychoanalyse, der zweite bespricht die „neuen Theorien der Exogamie", wie sie von Seligman, Lord Raglan, Briffault und anderen vorgelegt worden sind, während der dritte die Anschauungen über das Matriarchat und den Ursprung der Familie bekämpft, die Briffault in seinem Werk „The Mothers" darlegt. Die sich durch das ganze Buch hindurchziehenden Polemiken gehen sehr ins einzelne und beanspruchen die gespannte Aufmerksamkeit des Lesers. In schrittweiser Untersuchung wird der Versuch unternommen, zu zeigen, daß die Ansichten des jeweiligen Autors sich bei näherer Betrachtung als unstichhältig oder unzulänglich erweisen, bezw. daß sie auf Unkenntnis oder Fehldeutungen bekannter Tatsachen beruhen. Eine so lange Liste von Irrtümern und Mißverständnissen, deren jedes einer genauen und sorgfältigen Betrachtung aus logischen und praktischen Gesichtspunkten unterzogen wird, hat in ihrer gehäuften Wirkung unvermeidbar etwas Verwirrendes und Bedrückendes an sich. Möbius schrieb einmal ein Buch mit dem Titel „Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie", und man denkt bei der Lektüre der Anklage Westermarcks unwill-

kürlich daran, daß gewiß Anlaß für einen ergänzenden Band bestünde, der sich mit der Anthropologie oder vielleicht sogar überhaupt mit den Wissenschaften vom Menschen befaßt; denn wenn so viele offenbar geistvolle und maßgebende Autoren so zahlreicher und grober Mißgriffe überführt werden können, scheint es höchst zweifelhaft, ob wir je hoffen dürfen, zu einer befriedigenden wissenschaftlichen Erkenntnis auf diesem Gebiet zu gelangen. Wenn deshalb der Leser nicht von so optimistisch vertrauensvoller Geistesverfassung ist, daß er bereitwillig Professor Westermarck selbst als unfehlbaren Führer akzeptiert und sich über die Niederlage aller, die sich von ihm unterscheiden, freut, wird er wohl gut daran tun, sich mit dem Buch nach Maßgabe des Interesses und der Gelegenheit lieber Abschnitt für Abschnitt zu befassen, als zu versuchen, es sich in einem Zuge zu eigen zu machen. Jedenfalls muß er sich, wenn er sich mit dem Studium des Gegenstandes beschäftigt, in der einen oder anderen Weise mit dem Buch auseinandersetzen. Er schuldet dies sowohl dem Ansehen des Verfassers wie der mühevollen Gedankenarbeit und Sorgfalt, die der Zusammenstellung dieser kritischen Essays offensichtlich gewidmet wurden.

Im Rahmen dieser Zeitschrift würde es verzeihlich scheinen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die erste der drei Abhandlungen Westermarcks beschränken wollten, die sich mit der anthropologischen Arbeit der Psychoanalytiker befaßt. Bei der Besprechung der fünften Auflage der monumentalen „History of Human Marriage" im Int. Journal of Ps.A., vol. III, 1922, p. 249, kritisierte Ernest Jones, daß Westermarck fast gänzlich verabsäumte, von den psychoanalytischen Befunden Notiz zu nehmen, und Freud nur in „ein paar geringschätzigen Fußnoten" erwähnt. Diese Unterlassung ist nun gutgemacht worden. Der besagte Essay zeigt deutlich, daß sich Westermarck in umfassender und gründlicher Weise mit der psychoanalytischen Literatur beschäftigt hat. Ein Ergebnis davon war, daß er einen Eindruck von den „unerhörten Ansprüchen" erhielt, die die psychoanalytischen Autoren auf anthropologischem Gebiet dort erheben, wo ihm nur unbedeutende und fehlerhafte Beweismittel vorzuliegen scheinen. Er hat es deshalb der Mühe wert befunden, ihre Theorie „einer strengen Prüfung" zu unterziehen, deren Resultat der vorliegende Essay ist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich dabei um eine der sorgfältigsten und eingehendsten kritischen Arbeiten handelt, die der Psychoanalyse bislang durch einen Anthropologen von Rang gewidmet wurden. Vom Gesichtspunkt des allgemeinen Fortschrittes und der Rangzuordnung wissenschaftlicher Arbeit ist es natürlich enttäuschend, daß Westermarck als Ergebnis seiner Prüfung findet, die Psychoanalyse habe nichts von Bedeutung zum Thema beigetragen; daher ist es wichtig, so weit wie möglich klarzumachen, worin die wesentlichen Unterschiede der Perspektive, Methode und Voraussetzung liegen, die Westermarck von den Psychoanalytikern trennen. Wie kommt es, daß eine ganze Reihe von Autoren, die an anthropologische Probleme vom Standpunkt der klinischen Psychologie herangehen, der Meinung ist, die Psychoanalyse habe eine „Flut von Licht" über Probleme wie das der „fast allgemeinen Inzestscheu" verbreitet, während ein auf dem Gebiet der Anthropologie selbst so hervorragender Autor nicht „den kleinsten Lichtstrahl" entdecken kann?

Wie in so vielen anderen Fällen, in denen eine Meinungsverschiedenheit zwischen Psychoanalytikern und anderen Forschern besteht, ist auch hier die tiefste Ursache für die Divergenz der Ansichten darin zu finden, daß die psychoanalytische Theorie des Unbewußten und der mit ihm in Verbindung stehenden anderen Mechanismen des Seelischen, wie Verschiebung, Überdeterminierung, Rationalisierung, Symbolik etc., — Begriffe, in

denen die Psychoanalytiker zu denken gewohnt sind, — von seiten Westermarcks keine Würdigung erfährt. Man muß eben die Tatsache in Rechnung stellen, daß es auch für wohlgelehrte und hochintelligente Persönlichkeiten möglich ist, bewußt respektable Mengen psychoanalytischer Literatur zu lesen, ohne die volle Bedeutung jener Begriffe zu erfassen; und abgesehen davon werden diese Wissenschaftler nicht nur die Gesichtspunkte des Psychoanalytikers mißverstehen, sondern auch den wahren Grund ihrer eigenen Differenzen mit ihm ignorieren. Dies ist es, was auch Westermarck unterlaufen ist, eine Tatsache, die im Verlauf seiner Ausführungen immer offenkundiger in Erscheinung tritt. Ich greife ein schlagendes Beispiel heraus: Gelegentlich der Besprechung der „Tobiasnächte" und der generellen Feststellung der Enthaltsamkeitsperiode nach der Ehe, die in vielen Teilen der Welt nachweisbar ist, erzählt uns der Verfasser, daß es „fragwürdig" sei, über die Ursachen dieses Brauches nachzudenken, wie es ja auch „sehr zweifelhaft" sei, „ob die Leute selbst eine klare Theorie über diesen Sachverhalt haben" (S. 52). Wenn sich Freud gestattet hätte, von dem Studium einer Verhaltensweise durch das Fehlen klarer Vorstellungen über das Warum des So-handelns und So-denkens bei ihrem Träger abgeschreckt zu sein, wäre er natürlich nicht weitergekommen als jene Psychologen, die sich lediglich auf die Selbstbeobachtung stützen. Die Psychoanalytiker vertreten, zu Recht oder Unrecht, die Meinung, daß es dort, wo ein bewußtes Motiv nich nachgewiesen werden kann, oft möglich ist, ein unbewußtes ans Licht zu bringen, und daß überdies manchmal, gerade wenn ein bewußter Grund geltend gemacht wird, diese Motivierung nur eine Überdeterminierung oder Rationalisierung darstellt, hinter der ein anderer und unbewußter Grund vorhanden ist, der die in Wirklichkeit wesentliche Bedeutung der fraglichen Handlung ausmacht. Wenn man mit den Psychoanalytikern nicht darin übereinstimmt, daß ein solcher Gesichtspunkt gerechtfertigt sei, muß vieles von dem, was sie sagen, als bloße „phantastische" Spekulation erscheinen — gerade das also, was Westermarck so oft findet. Hätte er die wahre Natur der Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den Psychoanalytikern wirklich durchschaut, er hätte sich vor großer Verwirrung bewahren und gleichzeitig eine kritische Arbeit schreiben können, die für beide Teile ergiebiger gewesen wäre.

Der Mangel an Verständnis für das Merkmal der Überdeterminierung war besonders dazu geeignet, den Anlaß zu Beschwerden und Mißverständnissen seitens des Autors zu bilden. Wie er es — wie wir gesehen haben — von dem Psychoanalytiker vermessen findet, für ein Verhalten Gründe anzunehmen, wenn sich die Akteure selbst nicht auch eine „klare Theorie" darüber gebildet haben, so hält er es schlechthin für unvernünftig, falls von den Handelnden tatsächlich Erklärungen gegeben werden, mit diesen Erklärungen nicht zufrieden zu sein. Weil z. B. in Fällen von Königsehen zwischen Geschwistern und Geschwisterkindern andere Gründe als die Anziehungskraft einer inzestuösen Gemeinschaft gegeben sind — Gründe wie die Wahrung von Rechten, von Besitz oder der Reinheit des Blutes oder die Angst vor einer Mesalliance — so glaubt er, diese Fälle könnten der Ansicht des Analytikers, daß solche Verbindungen als Überbleibsel ehemals deutlicher manifestierter inzestuöser Tendenzen aufgefaßt werden dürfen, keine Stütze bieten. Oder — ein anderes Beispiel — wenn aus offensichtlich utilitaristischen Motiven Opfer dargebracht und Totemtiere geschlachtet werden, wie etwa bei der magischen Nahrungsversorgung, — was berechtige da die Psychoanalytiker, verkehrter und überflüssiger Weise anzunehmen, daß solche Handlungen in irgendeinem Zusammenhang mit Tendenzen der Vatertötung stehen? Gerade wenn Menschen — Könige oder Eltern — wohlbedacht ermordet werden, können die Mörder für ihre Tat gewöhnlich eine gute Begründung geben: die Schwäche

des Königs sei nachteilig für die Gemeinschaft, oder die Tötung alter Leute sei ein Relikt aus einer Zeit, da es zu wenig Nahrung gab oder die älteren Personen auf einer Wanderung ein Hindernis bedeuteten. Was solche Fälle betrifft, brächten die Analytiker lediglich „phantastische Deutungen von Bräuchen, für die die bewußten Motive nicht weit zu suchen sind" (S. 114).

Der Begriff der Ambivalenz macht Westermarck gleichfalls Schwierigkeiten. In seiner Besprechung des *jus primae noctis* zeigt sich, daß ihm weder die subtile zwiespältige Einstellung begreiflich ist, als deren Ausdruck der Deflorationsakt gleichzeitig hochgeschätzt und zutiefst gefürchtet werden kann, noch, daß er imstande ist, die gegensätzlichen Liebes- und Haßregungen richtig zu würdigen, welche die Frau gegenüber dem Mann, der sie ihrer Jungfräulichkeit beraubt hat, beseelen mögen (S. 45). Ferner, wie dürften die Psychoanalytiker behaupten, daß ein Mann sein Totem hasse, wenn dieser Mann selbst feststellt, daß seine Beziehungen zu diesem Totem vollkommen freundschaftliche seien (S. 103)? Oder was berechtigt uns, zu sagen, daß das Totem einen Vater repräsentiere, wenn der Primitive selbst sagt, daß dies nicht der Fall sei (S. 104)? Ödipus selbst, endlich, kann nicht den Wunsch gehabt haben, seinen Vater zu töten, da er es ja unabsichtlich tat (S. 58)!!

Dieses letzte Beispiel zeigt, wie Westermarck augenscheinlich die Ansicht mißverstanden hat, daß Mythen die entstellten Wunscherfüllungen der Menschheit verkörpern und eine ganz ähnliche Rolle spielen wie die Träume für die Einzelseele, — hält er es doch für einen ernsthaften Einwand gegen Freuds Deutung der Ödipuserzählung, daß Ödipus von seinen Eltern unmittelbar nach der Geburt getrennt worden war und vielleicht „nicht einmal die früheste Befriedigung seines ‚Sexualtriebes' durch das Milchtrinken an der Brust seiner Mutter" kennengelernt hatte. Westermarck scheint zu glauben, daß alle Phantasien streng den Möglichkeiten der Realität entsprechen müßten, solle nicht die Wunscherfüllungstheorie den Boden verlieren. „Wenn Ödipus Freud gefolgt wäre", so hören wir weiter, „hätten sich seine Liebe und sein Haß nicht Iokaste und Laios, sondern seinen Pflegeeltern zugewandt." Offenbar ist Westermarck bei seiner Lektüre weder Ranks „Mythos von der Geburt des Helden" noch irgendeiner anderen Abhandlung über den „Familienroman" begegnet. Es ist natürlich richtig, daß wir, um ein Phantasieprodukt (oder eine bestimmte Version eines solchen) restlos zu verstehen, imstande sein sollten, für jede Einzelheit, einschließlich jeder Abweichung von der Wirklichkeit, eine Erklärung zu geben, — so z. B., weshalb nach Sophokles' Bericht Ödipus gerade drei Tage nach seiner Geburt von seinen Eltern getrennt wurde. Aber der Mangel eines so weitgehenden Verständnisses aller Details braucht uns gewiß nicht davon abzuschrecken, eine solche Erklärung so weit wie möglich aus der allgemeinen Theorie der Wunscherfüllung durch ihre Anwendung auf Mythos, Phantasie und Traum abzuleiten.

Die Abhandlung befaßt sich zum größten Teil nur mit den anthropologischen Anwendungen der Psychoanalyse; doch gibt Westermarck auf den ersten fünf Seiten klar zu verstehen, daß er schwere Zweifel auch hinsichtlich der den Ödipuskomplex und die infantile Sexualität betreffenden rein klinischen Befunde hegt. Bezüglich der letzteren zitiert er Moll und McDougall, deren abweichende Deutungen der betreffenden Tatsachen unbestreitbar seien, während er in bezug auf den Ödipuskomplex die Frage stellt, welche psychoanalytische Argumentation denn als befriedigend angesehen werden könne, da ja doch Jugenderinnerungen unverläßlich, Kinder beeinflußbar und die Traumdeutungen willkürlich seien. Da er nicht geneigt ist, das Vorhandensein unbewußter Faktoren in Erwägung zu ziehen, ist es für ihn natürlich verhältnismäßig leicht, an seiner wohl-

bekannten Ansicht festzuhalten, die universelle Inzestscheu und die Gesetze und Tabus, die den Ausdruck dieser Scheu darstellen, seien das Ergebnis einer natürlichen Abneigung gegen Sexualbeziehungen zwischen Menschen, die ihre Jugend gemeinsam verlebt hätten, — eine Abneigung, die wahrscheinlich mit den biologischen Nachteilen der Inzucht im Zusammenhang stehe. (Bezüglich dieser letzteren Behauptung gibt er zu [S. 148], daß das Gewicht der modernen biologischen Lehrmeinung der seinen die Waage halte, zitiert aber Baur zugunsten der älteren Ansicht, welcher mit dieser darin übereinstimmt, daß Inzucht an sich schädlich sei.) Er wiederholt seine Behauptung, an der er schon in seiner Kontroverse mit Frazer streng festgehalten hatte, daß gesetzliche und soziale Verbote keineswegs das Vorhandensein einer nennenswert verbreiteten Tendenz, die verbotenen Handlungen zu begehen, voraussetzen. Zu dem häufig erhobenen Einwand gegen diese Auffassung — daß es nämlich nicht klar sei, wie aus einer sexuellen Abneigung zwischen frühen Hausgenossen eine Sexualablehnung unter Verwandten werden könne, — bemerkt er, daß die Psychoanalytiker sich vor einer analogen Schwierigkeit befänden, wenn sie zeigen, wie aus der Anhänglichkeit an Pflegepersonen eine inzestuöse Liebesbeziehung werden könne (S. 84). Wir müssen wahrscheinlich zugeben, daß an dieser Bemerkung etwas Wahres ist; gleichzeitig können wir aber darauf hinweisen, daß im Falle der von Westermarck angenommenen Abneigung eine fast vollständige Übertragung von den ursprünglichen Objekten (den frühen Hausgenossen) auf die sekundären und gewöhnlich vereinigten Objekte (die Verwandten) stattgefunden hat, wogegen im Falle der von den Analytikern postulierten Liebesbeziehung den ursprünglichen Objekten (Hausgenossen) die Freiheit geblieben ist, ihrer Liebe zu einander Ausdruck zu verleihen, einer Liebe, die im großen und ganzen nur dann gesellschaftliche Mißbilligung trifft, wenn sie gleichzeitig auch inzestuös ist. Westermarck ist vielleicht die Möglichkeit dieser Erwiderung selbst aufgefallen, da er bestrebt ist, ihr im voraus zu begegnen, wenn er sagt, daß z. B. eine Ehe zwischen einem Ziehbruder und einer Ziehschwester „mehr als ein mildes Staunen hervorrufen und unnatürlich und ungehörig erscheinen würde" (S. 82).

Dem vorliegenden Buch, das ja zur Gänze Polemiken gewidmet ist, fehlt die Bedeutung als Nachschlagewerk und als reiche Fundgrube von Tatsachenmaterial, wie es etwa „The History of Human Marriage" war. Nichtsdestoweniger ist ihm sicherlich ein besonderer Eigenwert als Zusammenstellung gewisser aktueller Kontroversen und als Übersicht über das in ihnen aufscheinende Material zuzusprechen. Es hat auch bereits Entgegnungen von Autoren ausgelöst, deren Einstellung in ihm angegriffen wird, unter denen vor allem die Gegenschrift Mrs. Seligmans[1] erwähnt sei, die vom Standpunkt des Anthropologen aus mit dem des Psychoanalytikers sympathisiert. In dieser Arbeit meint die Verfasserin übrigens, man müsse mit der Möglichkeit rechnen, daß wir nie in der Lage sein würden, die letzten Ursachen so universeller Tendenzen wie des Inzesttabus völlig zu erkennen, und daß wir uns damit begnügen müßten, diese Tendenzen mit anderen Faktoren in wechselseitige Beziehung zu setzen. Westermarcks Buch ist überdies auch dazu bestimmt, uns unnachsichtlich die Unzulänglichkeiten der gegenwärtigen psychoanalytischen Theorien auf anthropologischem Gebiet vor Augen zu führen — Unzulänglichkeiten, die ja kein Psychoanalytiker in Abrede zu stellen wünscht. So ist es für ihn auch ein leichtes, die schwankende Haltung Freuds gegenüber den Problemen der jeweiligen Bedeutung von Erb- und Umweltfaktoren für die Errichtung und Erhaltung sozialer Institutionen aufzudecken, wie sich ja auch die Schwierigkeiten dessen aufweisen lassen, was Freud selbst

1) Brenda Z. Seligman: The Incest Taboo as a Social Regulation. Sociological Review, XXVII, 1935, p. 75.

die *„just so story"* der Urhorde genannt hat. Es ist weiters klar, daß manche psychoanalytische Autoren (den Referenten inbegriffen) weitgehend, vielleicht in mancher Hinsicht über Gebühr, durch die Theorien und Hauptthesen Frazers beeinflußt worden sind und daß dieser Umstand für die Anthropologen anderer Schulen gegen die Annahme der psychoanalytischen Auffassung sprach. Unter den in dem vorliegenden Buch erörterten Teilproblemen, hinsichtlich deren eine ergänzende und tiefer auf Einzelheiten eingehende Anwendung der psychoanalytischen Anschauungsweise höchst wünschenswert erscheint, seien erwähnt: die vergleichende Psychologie der tierischen und nichttierischen Formen, des Totemismus und die äußerst mannigfachen Beziehungen zwischen Totemismus und Exogamie. (Soferne es richtig ist, daß diese beiden Institutionen in einer Wechselbeziehung zu den beiden Aspekten des Ödipuskomplexes stehen, fehlt uns das Wissen, weshalb Exogamievorschriften keine beständigere Verbindung mit totemistischen oder Klassenorganisationen aufweisen.) In erster Linie sind da vielleicht die schwierigen Probleme zu erwähnen, unter welchen Umständen weit verbreitete Verdrängungen und Abneigungen sich manifestieren, bezw. in gesetzlichen Verboten, übernatürlichen Sanktionen und gesellschaftlichen Übereinkünften formuliert werden. Dies alles und mehr sind Fragen, die ein vielversprechendes Betätigungsfeld für die wissenschaftliche Zusammenarbeit der Anthropologen, Soziologen und Psychoanalytiker für viele Jahre abgeben würden; es sind Fragen, bei deren Bearbeitung sich Westermarcks Buch als eine recht wertvolle Quelle förderlicher Anregungen erweisen wird. J. C. Flügel (London)

WIERSMA, D.: **Toepassingen der Zielkunde.** Leiden, Leidsche Uitgeverymij., 1933. 95 Seiten.

Von diesem vier Vorlesungen umfassenden Büchlein geht uns am ehesten die dritte an, die die Psychoanalyse behandelt. An Hand des anal-erotischen Charakters, zu welchem der Autor Geiz, pedantisches Benehmen, Mißtrauen und Angstlichkeit rechnet, wird versucht, in wenigen Seiten eine Einführung in die Psychoanalyse zu geben.

Der Analcharakter verdankt seine Auswahl dem glücklichen Umstand, daß Porf. E. Wiersma im Jahre 1923 eine Enquête abgehalten hatte, in der verschiedene Eigenschaften korreliert wurden. Die Statistik will so die Zugehörigkeit der verschiedenen Züge des Charakters prüfen. Die Enquête hat ergeben, daß Obstipierte im allgemeinen weniger geizig sind als der Durchschnitt der Menschen.

W. zieht nicht in Erwägung, daß sich die Obstipation schon längst ganz ins Psychische verschoben haben kann; daß auch der Geiz abgewehrt sein kann, so daß er vielleicht nur unter bestimmten Umständen oder in der Analyse wieder klar hervortritt.

Andererseits ist die Beantwortung einer Fragenliste von den jeweiligen Widerständen abhängig und die Menschen sind über sich selbst so ungenau unterrichtet, daß eine Enquête nicht zur Prüfung der analytischen Methodik zu verwenden ist.

In diesem Kapitel ist auch Jung genannt, der Autor meint, daß Jung die Analyse besser erfaßt habe als Freud. M. Katan (Den Haag)

WINKLER, H. ALEXANDER: **Die reitenden Geister der Toten.** Stuttgart, Kohlhammer, 1936. V und 144 Seiten.

Eine Studie über die Besessenheit des Abd er Radi und über Gespenster und Dämonen, Heilige und Verzückte, Totenkult und Priestertum in einem oberägyptischen Dorfe.

Der Autor hat sich bemüht, einen mohammedanischen Fellachen, der im Anschluß an eine fieberhafte Krankheit, wahrscheinlich eine Poliomyelitis, besessen wurde, gründ-

lich kennen zu lernen und ihn nun dem Ethnologen, Religionsforscher, Ägyptologen und Psychologen vorzustellen, indem er zuerst seine Umwelt schildert, dann seine Herkunft, seinen Lebensgang, seine Krankheit, seine Berufung, seine Besessenheitszustände, dann die Wirkung der Besessenen auf das religiöse und soziale Leben der Fellachen, ferner seinen Charakter, sein subjektives Verhältnis zu seinen Totengeistern und schließlich die Beziehung zwischen Wachbewußtsein und Besessenheitszuständen.

Die anschauliche und ausführliche Schilderung wird durch die beigegebenen Lichtbilder noch plastischer. Dem Verfasser ist offenbar ein tieferes Eindringen in die Verhältnisse und in den Mechanismus der Besessenheit bei seinem Patienten dadurch möglich geworden, daß er selbst gewisse telepathische Fähigkeiten desselben als tatsächlich bestehend angenommen hat. Daß aber bei solchen hysterischen Spaltungen der Persönlichkeit, als welche wir diese Besessenheiten wohl diagnostizieren dürfen, derartige Fähigkeiten vorkommen, dürfen wir nach analogen Beobachtungen z. B. bei der Analyse durchaus für möglich halten. A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

WOLTERECK, RICHARD: **Grundzüge einer allgemeinen Biologie.** Die Organismen als Gefüge, Getriebe, als Normen und als erlebende Subjekte. Ferdinand Enke, Stuttgart, 1932, XVI und 629 S.

Die Grundtendenz dieses Buches ist philosophisch. Der Verfasser hat durch viele Jahre ein Sonderstudium der Kleinkrebse unternommen. Seine Untersuchungen führten ihn immer wieder zu materiell unauflösbaren Sachverhalten. Dazu gehört die Ganzheit der Gestalten und „harmonischen Funktionskomplexe". Aber auch Spontaneität, Gerichtetsein der Entwicklung, das „zweckmäßige" Reagieren der Organe ergab Widersprüche gegen die mechanistisch-darwinistische Auffassung. Der Verf. betrachtet das erlebende Subjekt als Ausgangspunkt der Lebensforschung. Organismen sind einheitliche und spezifische Gefüge (Gestalten). Die gesamte Entwicklung der Erde und ihres Lebens macht den Eindruck eines weder zufälligen noch mosaikhaften, sondern eines gesetzmäßigen und einheitlichen Phänomens, einer Ganzheit im Werdevorgang, in der Richtung, im Rhythmus und in der harmonischen Ausgeglichenheit. Nicht nur für begrenzte Räume (Wassertümpel, Bäume, menschlicher Körper) ist Gleichgewicht unter den lebenden Insassen die Regel, sondern auch für größere Komplexe, wie Inseln, Seen, Kontinente und Ozeane, endlich sogar für den gesamten Wohnraum Erde. „Heute beginnt man wieder zu empfinden, daß das Wort Zufall, auf das Werden der großen Tier- und Pflanzentypen, auf das Entstehen von Bodenbakterien, lichtbindenden Pflanzen etc. angewandt, bloß ein ärmliches Wort, ein Unbegriff und ein Unsinn ist . . . Heute empfinden viele wieder das von innen heraus Gesetzmäßige, Planvolle, Harmonische des Kosmos und der lebendigen Welt . . . sachlich auf Grund eines verfeinerten Gefühls für Gleichgewicht, Stil, Rhythmus." Jeder lebendige Körper ist eine spezifische Vorgangskette, ein Gesamtrhythmus, eine Zeitgestalt. Die Zeitgestalt wird durch Selbstinduktion geprägt: in allen Grundzügen der Geschehensfolge durch Organisatoren, in den erblichen aber vertretbaren Modalitäten durch Genimpulse, endlich durch vielerlei regulierende Wirkungen, z. B. die der sogenannten Hormone. Auf den Organismus paßt nicht das Symbol der Maschine, sondern das des aus sich selbst rollenden Rades. Über den Tod sagt der Verfasser: „Vom Einzelorganismus aus gesehen, ist Sterben eine innere, systembedingte Notwendigkeit, Endpunkt aller Hemmungen und Abnützungen des Körpers." Die Notwendigkeit (und Wahrscheinlichkeit) des individuellen Todes erfordert, wenn das Leben weitergehen soll, fortgesetzte Erneuerung, und zwar Selbsterneuerung der Organismen. Der Verfasser erkennt sowohl das Lamarcksche Prinzip der direkten Milieuwirkung (Vererbung erworbener Eigenschaften) als auch die

D a r w i n sche Auslese an, betont aber, daß beide Faktoren nur eine mitwirkende Bedeutung haben, und daß die Evolution hauptsächlich durch den Organismus von innen bestimmt ist. Der dritte Hauptteil des Buches bespricht die Organismen als Normen und als erlebende Subjekte und die Innendimension des Lebendigen.

Es ist ein interessantes Buch, das ein großes Tatsachenmaterial eigenwillig verarbeitet. Es ist daher kein Nachschlagebuch. Der Analytiker wird manche Anregung gewinnen, wird aber die psychologische Analyse als ungenügend empfinden. Er wird auch den allgemeinen Begriffen „Gerichtetsein", „systembedingte Notwendigkeit", „harmonische Funktionskomplexe" ein gesundes Mißtrauen entgegenbringen. Aber die „Psychoanalyse des organischen Geschehens" wird den Gedankengängen des Autors über allgemeine Formprinzipien ein gründliches Studium widmen müssen. P. S c h i l d e r (New York)

Inhaltsverzeichnis
des XXII. Bandes (1936)

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur:

Aus der Literatur der Grenzgebiete:

IMAGO, Band XXII (1936), Heft 4

(Ausgegeben im Dezember 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. EDMUND BERGLER, Wien I, Seilerstätte 7.
DR. IMRE HERMANN, Budapest II, Fillér-ucca 25.
DR. LUDWIG JEKELS, Stockolm, Norrmälarstrand 20.
DR. med. et phil. PAUL SCHILDER, Professor an der New York University, 160 East 48th Street, New York, N. Y.
DR. EMILIO SERVADIO, Via Tagliamento 76, Roma.
DR. RICHARD STERBA, Wien VI, Mariahilferstraße 71.
DR. M. WULFF, Tel-Aviv, Boulevard Rothschild 38.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXII (1936), Heft 4

(Ausgegeben im Dezember 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. EDMUND BERGLER, Wien I, Seilerstätte 7.
DR. IMRE HERMANN, Budapest II, Fillér-ucca 25.
DR. LUDWIG JEKELS, Stockolm, Norrmälarstrand 20.
DR. med. et phil. PAUL SCHILDER, Professor an der New York University, 160 East 48th Street, New York, N. Y.
DR. EMILIO SERVADIO, Via Tagliamento 76, Roma.
DR. RICHARD STERBA, Wien VI, Mariahilferstraße 71.
DR. M. WULFF, Tel-Aviv, Boulevard Rothschild 38.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. – Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXII (1936) / Heft 4

XXII. Band 1936 Heft 4

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder